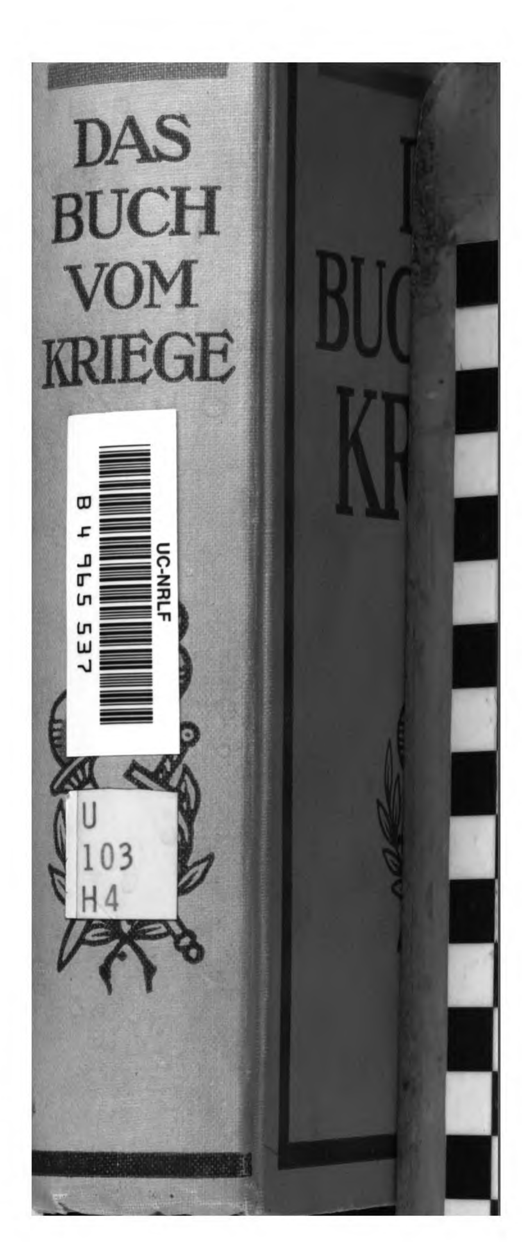

HANS F.
HELMOLT
DAS
BUCH
VOM
KRIEGE


DAS
BUCH
VOM
KRIEGE

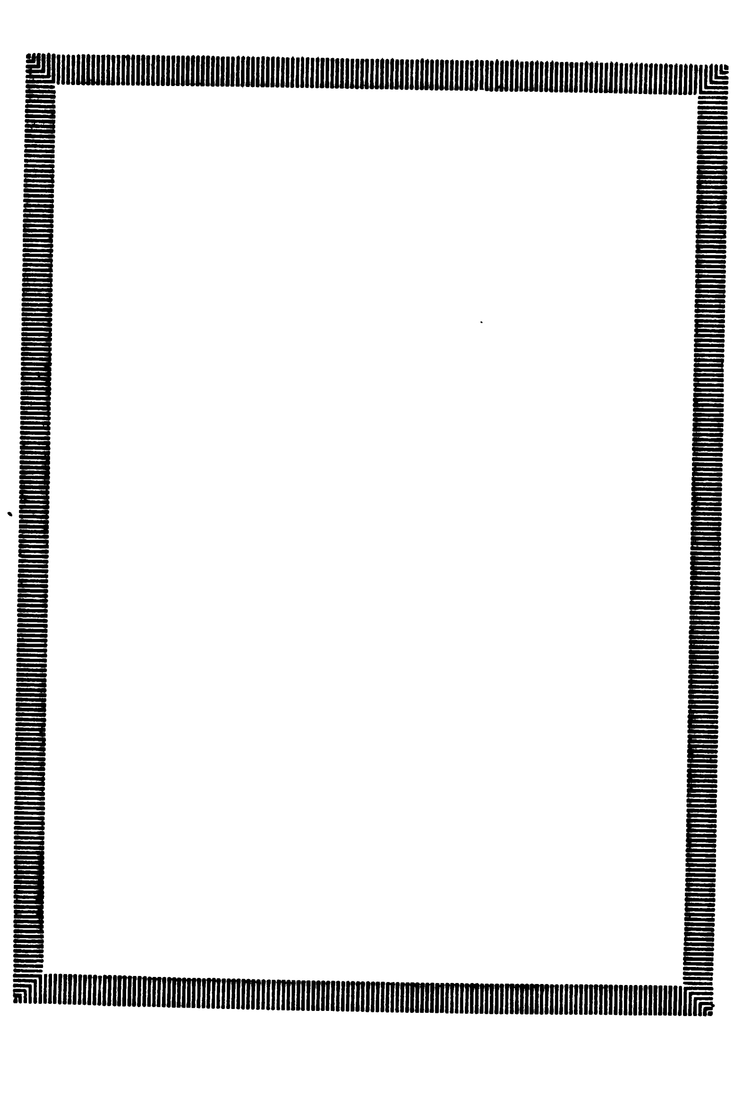

DAS
BUCH
VOM
KRIEGE
UC-NRLF
B 4 965 537
U
103
H4


HANS F.
BUCH

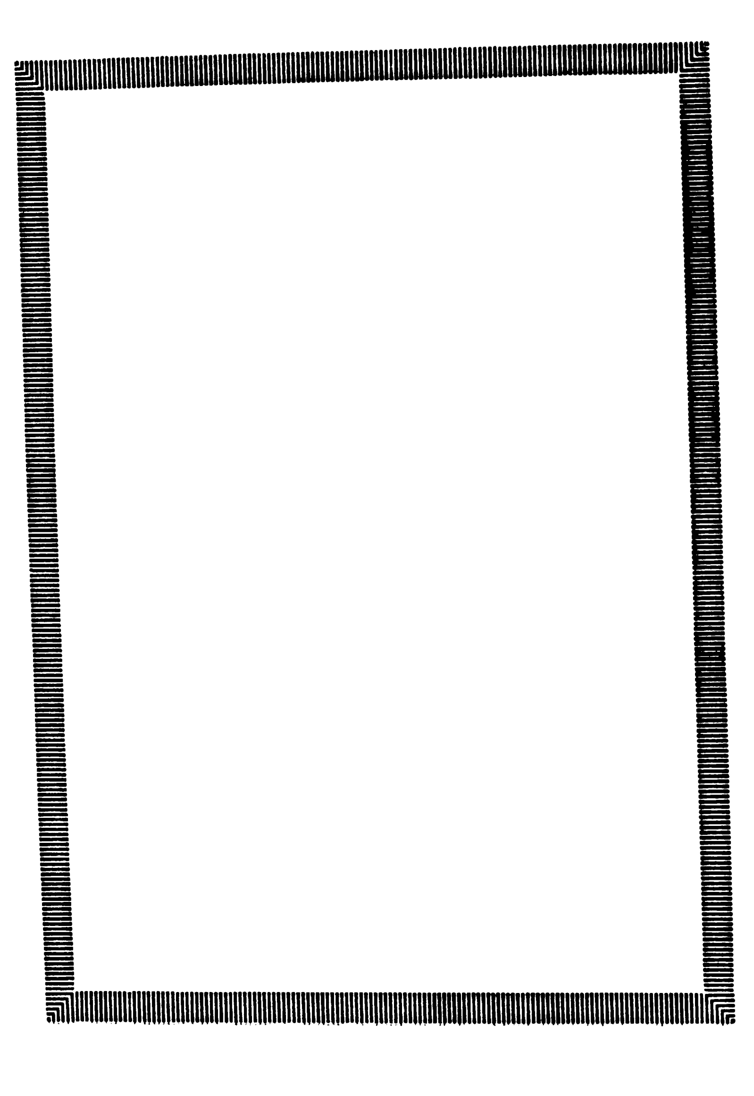
HANS F. HELMOLT

DAS BUCH VOM KRIEGE





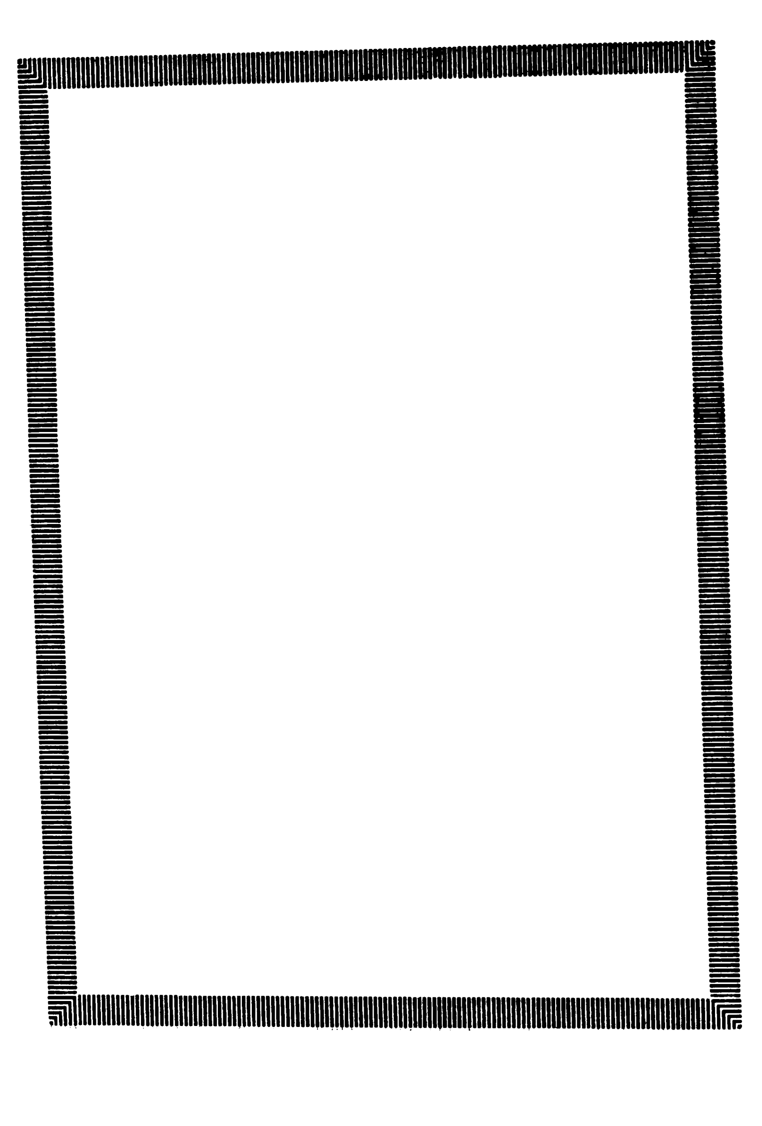
Das Buch vom Kriege



Das Buch vom Kriege

Herausgegeben von Hans F. Helmolt

Deutsche Bibliothek Berlin

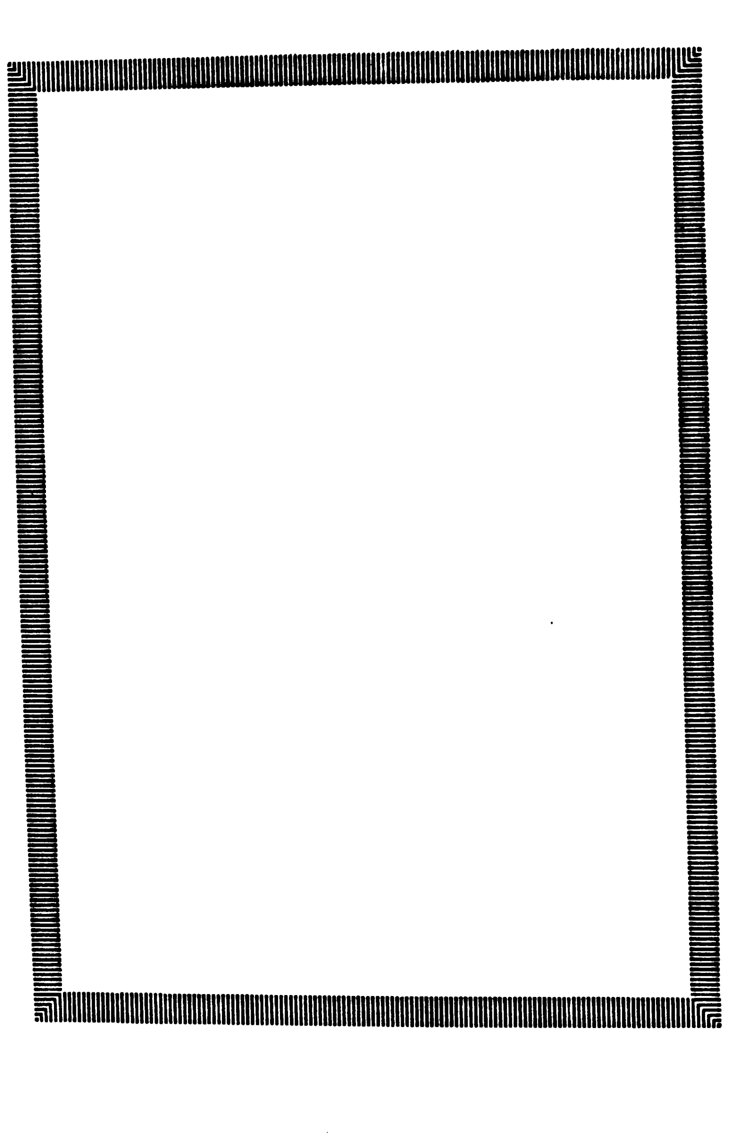


Inhalt

Seite

Verzeichnis der Kunstbeilagen

Zur Einführung



Dieser Weltkrieg, dessen Brandung uns heulend umtost, der uns allen durch viele Monate bitterernste Opfer an Blut und an Gut auferlegt, ist ein strenger Zuchtmeister und erfolgreicher Lehrer. So manche holde Täuschung der Friedensjahre vorher, von den andern und uns selber künstlich bereitet, läßt er als Irrtum, Lüge und Trug erkennen; ein Vorurteil nach dem andern schwindet dahin. Die herben Lücken, die er in unser Volksgefüge reißt, lassen es uns nicht vergessen, daß er nicht Selbstzweck sein kann, sondern nur ein aufgedrängter Ausnahmezustand. Aber die Gerechtigkeit unserer Sache hebt ihn zugleich hoch empor über den Alltag. Tief erschauernd empfinden wir die hehre Weihe dieser furchtbaren Wochen und erhoffen, ja erwarten davon bleibenden Segen.

Langsam, aber sicher, bedächtig und gründlich pflegt deutsches Wesen alle Erscheinungen zu betrachten, die ihm gegenübertreten. Eine Sache um ihrer selbst willen tun, heißt deutsch sein. Die Achtung vor dem geschichtlich Gewordenen ist dem Deutschen so in Fleisch und Blut übergegangen, daß er plötzlichen Umwälzungen zunächst ratlos gegenübersteht. Wenn aber ein berufener Führer des Volkes es versteht, die schwerfälligen Einzelwillen und -gefühle zu einem gemeinsamen Ziele zusammenzufassen, dann erreicht die Wucht dieser kraftvollen Massenwirkung das Höchste für die Allgemeinheit. Die Herkunft des persönlichen Verhältnisses des Deutschen zum Staat und zum Gesetz ist göttlicher Natur.

Der Brite steht vor der Alternative: Ist Verharren bei der Neutralität oder Teilnahme am Kampfe nützlicher? Am 3. August 1914 stellte Sir Edward Grey als Rechtfertigung für Britanniens Eintritt in den Streit den kühlen Satz auf: „Mit der machtvollen Flotte, die fähig ist, unseren Handel, unsere Küsten und unsere Interessen zu schützen, werden wir durch einen Krieg kaum mehr leiden, als wenn wir außerhalb bleiben.“ Und da er, wie er gesteht, davon durchdrungen ist, daß keine Großmacht, die abseits geblieben, nach dem Krieg in der Lage sein werde, einen bestimmten Einfluß auszuüben, so läßt er sich eben leichten Herzens in den Krieg verwickeln.

Ganz anders der Deutsche. Ihm legt eine Stimme im Innern die Frage vor: Ist dieser Krieg auch göttlich berechtigt? Mit einer adligen Übereinstimmung, die kein Zufall ist, verantworten sich die beiden Kaiser vor ihren Völkern. Während Franz Josephs Manifest vom 28. Juli 1914 ergreifend versichert: „Ich habe alles geprüft und erwogen. Mit ruhigem Gewissen betrete ich den Weg, den die Pflicht mir weist", richtet Wilhelm II. am 4. August die Botschaft an die Deutschen: „In aufgedrungener Notwehr mit reinem Gewissen und reiner Hand ergreifen wir das Schwert."

So befürwortete schon Martin Luther den „rechten" Krieg[1]). Ebenso urteilt Immanuel Kant: „Der Krieg, wenn er mit Ordnung und Heiligachtung der bürgerlichen Rechte geführt wird, hat etwas Erhabenes an sich und macht zugleich die Denkungsart des Volkes, welches ihn auf diese Art führt, nur um desto erhabener, je mehreren Gefahren es ausgesetzt war und sich mutig darunter hat behaupten können." Und gar kraftvolle Worte findet auch Carl von Clausewitz, indem er den Entschluß zur Teilnahme an einem nicht frivol heraufbeschworenen Kampfe so rechtfertigt:

„Wer des eigenen Herdes Sicherheit, die Freiheit, Würde und Selbständigkeit seines Staates zu schützen hat; wer das Gefühl einer männlichen Kraft im Busen seines Volkes weiß; wer einen Gegner hat, der es nicht gewohnt ist bekämpft zu werden; wer dem Gegner, bei der inneren Gestaltung seines Heeres, durch Präzision und Schnelligkeit und Ordnung in dem Gebrauch, diesen Kampf in einer neuen Gestalt anbieten kann; wer nur Armut an talentvollen Führern leiden würde, wenn er sich in einer außerordentlichen Zeit gar nicht von den gewöhnlichen Wegen entfernen wollte; wem endlich, da er das Schwert ergreift, auch der ruhige Bürger in seines Daseins friedlichem Wirken freudigen Beifall ruft; der Fürst, dem er mutig die Hand reicht zum

---

[1]) Vgl. weiter unten den Auszug aus der für sein Denken bezeichnenden Streitschrift „Ob Kriegsleute auch in seligem Stande sein können". Friedrichs des Großen Darlegungen im 26. Kapitel des „Antimachiavell" gehören gleichfalls hierher.



ARNOLD BÖCKLIN *PHOTOGRAPHISCHE UNION, MÜNCHEN*

DER KRIEG

Pfand der Treue, indem er seine Werkstatt verläßt und bewegt nach de
Hauswaffe greift, die in ehrwürdigem Rost fünfzig Jahre schlief unte
dem Schutz hochverdienter Achtung Europas — ein solcher Fürst kan
diesen Krieg nicht fürchten."

Dennoch will es uns auf der andern Seite so anmuten, als o
selbst aus diesen ahnungsvollen Sätzen, die wieder der deutschen Au
fassung vom August 1914 durchaus entsprechen, noch ein wenig d
Blässe des Zeitalters von 1830 atme. Insofern reden die herrliche
Worte, die am 3. August 1870 Heinrich von Treitschke, Deutsch
lands größter Publizist, aus Heidelberg an die Leser der „Preußische
Jahrbücher" richtete, unmittelbarer zu unserem Herzen und wenden si
überzeugender an unseren Verstand:

„Wir haben unsere Sache der ewigen Gerechtigkeit befohlen un
werden nicht wanken in gelassener Zuversicht, wenn auch der erste un
der zweite und der dritte Schlag des Krieges vergeblich geführt würden
Die Nation erwacht; die Deutschen verstehen endlich, was sie im Wappe
führen." Und weil, wie wir eingangs sagten, der Krieg auch ein groß
Zuchtmeister ist, so fährt Treitschke mahnend also fort: „Indem wi
unsere Stärke fühlen, bekennen wir auch demütig unsere Sünden
Wir wollen nicht, daß aus der Leidenschaft dieses Krieges abermal
ein fratzenhaftes Teutonentum erstehe, das dem weltbürgerlichen Ve
kehr des neuen Europas widerspricht. Aber wir hoffen, daß die Schrecke
dieses Krieges wie ein reinigendes Gewitter den schwülen Dunst moderne
Überbildung hinausfegen; von der Unzucht und der geschmacklose
Schlemmerei des zweiten Kaiserreiches ist nur allzuviel hinübergedrunge
auf deutschen Boden. Möge die deutsche Sitte wieder zurückkehren z
dem alten Ernst, zu der alten Rechtschaffenheit, und mögen die de
Masse unseres Volkes noch unverlorenen Tugenden häuslicher Ein
fachheit auch in den Kreisen des Geldadels wieder einiges Ansehe
gewinnen!"

Darum kämpften unsere Eltern 1870/71; darum kämpfen wi
1914/15, mag sich auch der äußere Rahmen gewandelt und erhebli

geweitet haben. Glaubte damals die französische „Freiheit“ jenen preußischen Korporalismus ausrotten zu müssen, den sie sich in spielerischem Phrasengeklingel in den „drei bösen B“: Brunswic, Blücher und Bismarck verkörpert dachte, so wollen jetzt das neidische England und seine genarrten Vasallen den deutschen Militarismus niederringen, dessen Anmaßung in den drei neuen B: Berlin—Byzanz—Bagdad umschrieben sei. Gemach! Die Feinde wähnten die deutsche Einheit unterminiert von der Sozialdemokratie, den Bundesstaat nur widerwillig zusammengehalten, die Kraft der Nation zerfressen von den unvermeidlichen Übeln einer mit steigendem Wohlstande verbundenen längeren Ruhezeit. Sie haben sich grimmig getäuscht; und der biedere Brite versucht es nun, mitten im Kampfe natürlich zu spät, unter fürchterlicher Verlästerung unserer barbarischen Rückständigkeit unseren kostbaren Schatz, die allgemeine Wehrpflicht, nachzuahmen.

Und noch ein Irrtum blieb den Gegnern nicht erspart. Daß der Dreibund eine Bindung von zweifelhafter Festigkeit sei, darauf hat uns sein Schöpfer selbst schonend vorbereitet, als er das neunundzwanzigste Kapitel seiner „Gedanken und Erinnerungen“ mit der klassisch gewordenen Warnung schloß:

„Der Dreibund ist eine strategische Stellung, welche angesichts der zur Zeit seines Abschlusses drohenden Gefahren ratsam und unter den obwaltenden Verhältnissen zu erreichen war. Er ist von Zeit zu Zeit verlängert worden, und es mag gelingen, ihn weiter zu verlängern; aber ewige Dauer ist keinem Vertrage zwischen Großmächten gesichert, und es wäre unweise, ihn als sichere Grundlage für alle Möglichkeiten betrachten zu wollen, durch die in Zukunft die Verhältnisse, Bedürfnisse und Stimmungen verändert werden können, unter denen er zustande gebracht wurde. Er hat die Bedeutung einer strategischen Stellungnahme in der europäischen Politik nach Maßgabe ihrer Lage zur Zeit des Abschlusses; aber ein für jeden Wechsel haltbares, ewiges Fundament bildet er für alle Zukunft ebensowenig wie viele früheren Tripel- und Quadrupelallianzen der letzten Jahrhunderte und insbesondere die

Heilige Allianz und der Deutsche Bund." Darin hat nun — leider — der große, weitblickende Staatsmann recht behalten; und es mag wohl sein, daß sein friderizianischer Ruf: „Toujours en vedette!" selbst von Leuten, die es anging, zuweilen nicht genügend beachtet worden ist. Aber die Hoffnung der Diplomaten des Dreiverbands, daß auch der andere Bundesgenosse, Österreich-Ungarn, für Deutschland nur einen eingebildeten Wert bedeute, da er sich beim ersten Ansturm in seine Bestandteile auflösen werde, ist sehr bald und sehr gründlich zerstört worden. Das durch den Mord von Serajewo tiefverwundete dynastische Gefühl erholte sich rasch im Hinblick auf die unentwegte Pflichttreue des greisen Herrschers. Und in dem aufrichtigen Wunsche: „Gott erhalte Franz den Kaiser" begegneten einander alle die sonst so verschiedenen Nationen und Nationalitäten der merkwürdigen Doppelmonarchie. Aber nicht nur das: auch ihr Bündnis mit den Reichsdeutschen bestand die Feuerprobe glänzend; ja, man darf es so formulieren: in einer geradezu rührenden Weise.

In seiner „Geschichte des Feldzuges von 1799" bekennt Erzherzog Carl einmal folgendes:

„Das Bündnis zwischen Österreich und Rußland löste sich [im Oktober 1799] auf wie die meisten Koalitionen, die von einer bloßen Berechnung gleich mächtiger Kabinette ausgehen. Die Idee eines gemeinsamen Vorteils und augenblickliches Vertrauen auf gleiche Gesinnungen geben ihnen ihr Dasein. Verschiedenheit der Meinung über die Mittel und Wege, das vorgesteckte Ziel zu erreichen, veranlassen Spaltungen. Diese nehmen in dem Maße zu, als die Ereignisse des Krieges die Hauptgesichtspunkte verschieben, die Hoffnungen täuschen und die Zwecke verändern; sie werden bedenklicher, je länger unabhängige Heere gemeinschaftlich operieren müssen. Das natürliche Streben der Feldherren und der Völker nach Vorrang und größerem Ruhme regt im Wechsel des Kriegsglücks alle feindseligen Leidenschaften auf. Stolz und Eifersucht, Dünkel und Eigensinn erheben sich aus dem Kampfe des Ehrgeizes und der Meinung; sie werden im Verhältnisse seiner Dauer durch

Widerspruch und Reibung gespannter, und es ist ein glücklicher Zufall, wenn eine solche Verbindung zerfällt, ohne die Waffen gegen sich selbst zu kehren. Nur dann kann man aus dem Zusammenwirken fremdartiger Körper auf große Erfolge zählen, wenn die Not, ein allen zugleich unerträglicher Druck, Herrscher und Völker zum gemeinschaftlichen Kampfe fortreißt und die Dauer der Entscheidung desselben nicht über die Dauer des Feuereifers hinausreicht."

Dieser Befürchtung[1]) hat das deutsch-österreichisch-ungarische Bündnis nicht nur standgehalten, weil es eben keiner bloßen Berechnung entsprungen war, sondern die obersten Heeresleitungen sind in der Überzeugung von seiner unerschütterlichen Festigkeit sogar noch einen Schritt weiter gegangen. Der eben genannte erlauchte Stratege äußert nämlich an einer andern Stelle seines Meisterwerks: „Wenn zwei Feldherren voneinander unabhängig sind, so betrachtet jeder den ihm angewiesenen Posten wo nicht als den wichtigsten, doch als jenen, an den seine Ehre geknüpft ist. Sie werden sich daher nicht leicht zu dem nämlichen Zweck vereinigen, und sollten sie es auch, so wird ihn jeder auf eine verschiedene Weise erreichen wollen." Und Clausewitz bestätigt die darin niedergelegte Erfahrung mit den Worten:

„Der Lehrsatz, daß man wo möglich bedeutenden Alliierten stets ein eigenes Kriegstheater anweisen müsse, und zwar ein solches, auf welchem sie die Gefahr des eigenen Landes zur tätigen Defensive nötigt und die Hoffnung zur Erringung direkter Vorteile zur tätigen Offensive reizt, gründet sich unmittelbar auf das Wesen des Bündnisses und steht folglich so hoch, daß man ihm alle andern Rücksichten unterordnen muß."

Dennoch können wir es im gegenwärtigen Kriege mit Händen greifen, daß bundesbrüderliche Gesinnung im Frieden echter Kameradschaft im Felde gleichkommt: deutsche Truppen fechten unter ungarischen Fahnen in Galizien und den Karpathen ebenso tapfer und ausdauernd wie österreichische Soldaten unter deutschem Befehl in Russisch-Polen.

---

[1]) Moltke war geneigt, sie zu teilen; er meinte: „Sonderinteressen können nur im Einheitsstaate zum Schweigen gebracht werden" (Kriegslehren, 1).

Die große Masse aber treibt gern Heroenkultus; Namenloses ist ihr unangenehm. Ein kostbares Zeugnis zur Zeitgeschichte in diesem Betracht bildet folgende, am 6. Mai 1915 von Wien aus durch das Wolffbureau verbreitete Auseinandersetzung:

„Während es den an der Führung des Heeres Beteiligten ganz ausgeschlossen erscheint, Einzelverdienste bzw. Einzelerscheinungen besonders hervorzukehren, werden in der Publizistik nicht selten bestimmte Erfolge an einzelne Persönlichkeiten geknüpft. So ist dies auch hinsichtlich der jüngeren Ereignisse in Galizien vielfach der Fall gewesen. An dem Entschluß und an dem Plan im Kriege arbeiten stets mehrere; der oberste Feldherr aber deckt sie dann mit seiner Verantwortung. Was die jetzige Operation in Westgalizien betrifft, so war sie in gleicher Weise bereits im März angebahnt. Für sie waren damals die überhaupt verfügbar zu machenden Kräfte zum Vorstoß in der stets als entscheidend angesehenen Richtung über Gorlice ostwärts gegen Zmigrod angesetzt. Diese Kräfte erwiesen sich jedoch als numerisch zu schwach, um trotz anfänglicher Erfolge an der Sekowa bei Gorlice einen Durchstoß der hartnäckig verteidigten feindlichen Front zu bewirken. Erst das von General von Falkenhayn vorgeschlagene und von der deutschen obersten Heeresleitung verfügte Angebot, starke deutsche Kräfte zu diesem Vorstoß heranzuführen, schufen die Grundlage für dessen Gelingen. Durch die nunmehr unvergleichlich stärkere Macht wurde der glänzende Erfolg des ersten Maitages seitens der Armeen von Mackensen, Erzherzog Josef Ferdinand und Boroevitsch errungen."

Dieser urkundliche Beleg, dem leicht eine ganze Reihe ähnlicher Kundgebungen an die Seite zu stellen wäre, spricht beredter als die langatmigen Verteidigungen der Notwendigkeit des britisch-französisch-russischen Bündnisses vom 4. September 1914 durch britische Minister dafür, daß die scheinbar zuverlässigste Theorie oft durch die Praxis korrigiert wird.

Soll man darum ganz auf die Ausarbeitung einer Theorie verzichten? Nicht die schlechtesten Denker sind es gewesen, die diese Frage

für das Gebiet des Krieges ungescheut bejaht haben. Anfang 1870 hat Helmuth von Moltke bemerkt:

„Der Krieg — wie jede Kunst — erlernt sich nicht auf rationalistischem, sondern nur auf empirischem Wege. — Sollen die Regeln für den Krieg unter allen Umständen gültig bleiben, so schrumpfen sie zu Axiomen zusammen, wie in der Mathematik: daß Gleiches zu Gleichem Gleiches gibt; sollen sie mehr bedeuten, so bildet jedes neue Verhältnis eine neue Ausnahme."

Und noch 1889 urteilt er reichlich hart: „Die Strategie ist kaum eine Wissenschaft zu nennen; der Wert ihrer Lehren liegt fast ganz in der konkreten Anwendung." Nach dieser Anschauung hat er sich durch sein ganzes Leben gerichtet; wer Moltkes militärische Werke einmal in der Hand gehabt hat, weiß, wie schwer es dem von ihm ausgebildeten Großen Generalstabe geworden ist, eine Art Gebäude allgemeinverbindlicher Kriegslehren aus Moltkes Schriften zusammenzuzimmern.

Ähnlich steht es mit Napoleon Bonaparte. Sicherlich geht zu weit, wer seine Siege lediglich als Ausflüsse plötzlicher Inspirationen, seine unvergleichliche Heldenlaufbahn als die Verkörperung eines höchststehenden strategischen Instinkts wertet. Aber etwas Richtiges ist wohl daran. Nur muß man die Grundlage, die für die Entfaltung eines Feldherrngenies ausgezeichnet disponiert war, nicht zu gering anschlagen. Hippolyte Taine hat ihr Bild hinreißend entworfen:

„Sein Kopf birgt drei große, abgesonderte Atlanten, deren jeder aus zwanzig dicken Heften besteht, die unablässig verbessert und berichtigt werden. Der erste ist ein militärischer Atlas, eine riesige Sammlung topographischer Karten, die an Genauigkeit nicht hinter denen eines Generalstabs zurückstehen. Hier findet sich der ins einzelnste gehende Plan jedes befestigten Platzes, die ausführlichste Bezeichnung und örtliche Verteilung aller Streitmächte zu Lande und zu Wasser mit sämtlichen Bemannungen, Regimentern, Batterien, Zeughäusern, Vorratsniederlagen, Pferden, Fuhrwerken, Waffen, Munitionswagen, Lebensmitteln, Uniformen und allen andern gegenwärtigen und künf-

tigen Bedürfnissen und Hilfsmitteln. Der zweite Atlas, der bürgerliche, gleicht jenen dicken Bänden, in denen uns alljährlich der Voranschlag des Staatshaushaltes mitgeteilt wird ... Der dritte Atlas ist ein ungeheures biographisch-moralisches Wörterbuch, das einem Fachschranke der Oberpolizei gleicht ... So angeschwollen nun auch der Umfang der drei Atlanten sein mag, sie sind in Napoleons Geist tief eingeprägt. Er kennt nicht nur die einzelnen Zusammenfassungen und Gesamtübersichten, sondern auch alle neuesten Einzelheiten. Er liest in diesen gewaltigen Büchern jederzeit mit großer Geläufigkeit... Irrtümer sind mehr Ergebnisse seines Willens als eines Mangels an Verständnis: er erkennt zuweilen, daß er sich täuscht; allein er will sich täuschen... Ehe er handelt, hat er sich für einen bestimmten Plan entschieden, und zwar nach reiflicher Erwägung und Vergleichung mehrerer Pläne. Er sagt selbst: ‚Ich behandle meinen Gegenstand stets auf mehrere Arten.‘ Hinter jedem angenommenen Plane bergen sich also einige verworfene. Alles, alles ist bei ihm berechnet; selbst seine scheinbaren Stegreifäußerungen, sein vermeintliches Sichgehenlassen und seine unverfälschten Ausbrüche. Gibt er sich diesen Zuständen hin, so geschieht es absichtlich und zu dem bestimmten Zweck, entweder zu blenden oder einzuschüchtern.“

Selbst wenn man von dieser Verherrlichung manches abzieht, was von Taine in echt französischer Kunst der Rede nur um der Kontrastierung willen behauptet wird, bleibt so viel übrig, daß wir es bei Bonaparte mit einem geborenen Feldherrn zu tun haben, der in der Schnelligkeit und Unfehlbarkeit der Auffassung seinesgleichen sucht. Was bei allen andern als Tollkühnheit verworfen werden müßte, paßt bei ihm in ein System, weil sein Gehirn alle möglichen Hindernisse und Gefahren schon durchdacht und erledigt hatte, ehe das Gebäude, woran er arbeitete, hergestellt war. Vielleicht wird man seiner merkwürdig hochstehenden Intuition am ehesten gerecht, wenn man ihn den größten Schlachtendichter tauft. Gerade deshalb aber ist die theoretische Ausbeute aus den unzähligen Briefen und Verfügungen dieses Gewalt- und Herren-

menschen verhältnismäßig gering. Der Schwerpunkt der neuen strategischen Lehren, die Napoleon I. hinterlassen hat, wird immerdar auf der praktischen Seite liegen und vor allem denen zugute kommen, die kongenial genug sind, sie in die Tat umzusetzen.

Kleinere Geister als er haben darum eine nachhaltigere Wirkung erzielt. Auf die Literatur angewandt, lautet der Schluß so: „Lessing", sagte Goethe am 18. Januar 1825, „war der höchste Verstand, und nur ein ebenso großer konnte von ihm wahrhaft lernen. Dem Halbvermögen war er gefährlich. Wielanden verdankt das ganze obere Deutschland seinen Stil. Es hat viel von ihm gelernt, und die Fähigkeit, sich gehörig auszudrücken, ist nicht das geringste."

Der Wieland der deutschen Strategik heißt Carl von Clausewitz. Welche Verdienste er sich um das Feld, das er unermüdlich und dabei stets bescheiden im Hintergrunde bleibend bearbeitete, erworben hat, erkennt man leicht schon aus einer oberflächlichen Vergleichung mit der Unklarheit, die vor dem Erscheinen seiner Hinterlassenschaft in diesen Dingen herrschte. Um nur drei Beispiele hierfür heranzuziehen, so sei aus dem durch General J. G. von Hoyer verbesserten „Handbuch für Offiziere" G. von Scharnhorsts (Hannover 1820) folgender Abschnitt hier wiedergegeben:

„Bülow (Geist des neuen Kriegssystems) nennt Strategie ‚die Wissenschaft der kriegerischen Bewegungen außerhalb des gegenseitigen Gesichtskreises zweier miteinander Krieg führenden Heere; oder wenn man lieber will, außerhalb des Wirkungskreises des groben Geschützes; Taktik hingegen die Wissenschaft der kriegerischen Bewegungen in Gegenwart des Feindes, so daß sie von ihm gesehen werden können, oder wenn man lieber will, innerhalb dem Wirkungskreise des groben Geschützes'. — Ferner: ‚Strategie besteht aus zwei Hauptteilen: Marsch und Lager. Taktik besteht aus zwei Hauptteilen: Entwicklung oder Aufmarsch und Gefecht. Alles das zusammen ist Krieg'.

Durch das letztere wird der Unterschied zwischen Taktik und Strategie richtiger angedeutet. Wagner (Grundzüge der reinen Strategie)

heißt, Taktik ‚die Lehre von der Bewegung einer Armee und ihrer Teile, wobei ein wirkliches Gefecht der Zweck ist; Strategie hingegen die Anordnungen der Märsche, die Läger, die Detachierungen, die Besetzung der Posten usw.‘. Auch auf dem Marsch, weit außer dem Gesichtskreise des Feindes, werden rein taktische Bewegungen ausgeführt, ohne daß der Zweck des Gefechtes dabei unterliegt. Ebenso sind ganz in der Nähe und im Geschützbereich des Feindes strategische Manoeuvres möglich, bei der kein Gefecht vorfallen kann.

Sehr wahr sagt der erlauchte Stratege Erzherzog Carl (Geschichte des Feldzuges von 1799 in Deutschland und der Schweiz): ‚Die Grenzlinien zwischen Strategie und Taktik, zwischen der Übersicht der Operationen und der Benutzung des Schlachtfeldes sind klar gezeichnet; dennoch werden die Sätze der einen leicht und oft zu großem Nachteil in das Gebiet der anderen übertragen. Ein strategischer Punkt liegt da, wo sich die meisten Kommunikationen von allen Seiten vereinigen, oder in der Mitte eines, vom Feinde gebildeten Bogens; taktisch darf man sich nicht unmittelbar auf den Punkt stellen, wo mehrere Wege, vorzüglich von den Flanken her, zusammen kommen; die nachteiligste Stellung ist die, welche der Gegner umgibt. — Nur die gleichzeitige reine Befolgung strategischer und taktischer Grundsätze bezwingt das Waffenglück und sichert den Erfolg im Kriege. Die Strategie bezweckt den Besitz der Objekte, nicht aber ihre unmittelbare Besetzung. Der Taktik bleibt die Wahl der Anordnungen und Bewegungen, um die Forderungen der Strategie zu erfüllen.‘“

Wie sehr kleben doch diese Definitionen noch an der Materie! Man sieht sie förmlich ringen mit den Vorstellungen, die der gesamten Disziplin noch anhingen aus der Manöverstrategie vergangener Tage, die möglichst ohne Kampf, mehr durch Märsche und Gegenmärsche, durch Wechsel der Stellungen und Bedrohung der gegnerischen Magazine zum Verlassen einer bestimmten Gegend nötigen wollte. Sie wollte in Verlegenheit bringen und ermatten, aber beileibe nicht vernichten. Ihr mußte die Verteidigung als die stärkere Kampfesform erscheinen.

Die komplementäre Umkehrung dazu bietet folgender bezeichnende Satz Clausewitzens:

„Weit entfernt, mit einigen neueren Schriftstellern zu glauben, der Dreißigjährige Krieg habe nur so lange gedauert, weil die Generale nicht verstanden, ihn zu beendigen, sind wir vielmehr überzeugt, daß die neuen Kriege nur so schnell beendet sind, weil es an Mut gefehlt hat, sich bis aufs äußerste zu wehren." Denn daß auch dieser sonst so gescheute Sohn des neunzehnten Jahrhunderts vom bloßen Herausmanövrieren noch zu hoch gedacht hat, beweist unter anderem folgende Feststellung (im 9. Bande seiner „Hinterlassenen Werke"):

„Der Fall, daß zwei Generale durch gegenseitige Diversion einander bekämpfen, steht in der Theorie der Kriegskunst und im Kriege selbst viel zu oft in Rede, als daß er von irgend jemand ignoriert werden könnte. Der Grund, warum ein mittelmäßiger General gewöhnlich lieber seinen Gegner direkt als durch eine Diversion bekämpft, liegt nicht in dem Mangel an Einsicht, sondern weil die Diversion mehr offensiver Natur ist, mehr freie Tätigkeit des Willens, mehr Unternehmungsgeist erfordert."

Diese Anschauung ist, wie so manche andere Ansicht älterer Theoretiker, durch die neuere preußische Lehre von der Vernichtung des Gegners als oberstem Ziele — scheinbar — zum alten Eisen geworfen worden. Wunderbar ist nur und ungerecht zugleich, daß man so lange — teilweise dauert ja auch heute noch der Streit darüber an — über die eigentliche Bedeutung der Clausewitzschen These von dem höheren Werte der Verteidigung als der stärkeren Form der Kriegführung mit dem negativen Zwecke (gegenüber der „Offensive um jeden Preis") debattiert hat. Einerseits vergaß man dabei nämlich die Zeit und die Umwelt, der selbst ein Clausewitz selbstverständlich hat Tribut zollen müssen; andererseits berücksichtigte man vielfach zu wenig die Fortschritte, die er seinerseits gegenüber seinen Vorgängern und Zeitgenossen verkörpert. Geflissentlich oder fahrlässig wird hier und da auch heute noch die Clausewitzsche Folgerung übersehen:

„Ist die Verteidigung eine stärkere Form der Kriegführung, die aber einen negativen Zweck hat, so folgt von selbst, daß man sich ihrer nur so lange bedienen muß, wie man ihrer der Schwäche wegen bedarf, und sie verlassen muß, sobald man stark genug ist, sich den positiven Zweck vorzusetzen...

Ein schneller, kräftiger Übergang zum Angriff — das blitzende Vergeltungsschwert — ist der glänzendste Punkt der Verteidigung; wer ihn sich nicht gleich hinzudenkt, wer ihn nicht gleich in den Begriff der Verteidigung aufnimmt, dem wird nimmermehr die Überlegenheit der Verteidigung einleuchten."

Damit aber ist auch uns schon Clausewitz zum ausgesprochenen Vertreter der Theorie von der Vernichtung der feindlichen Streitkräfte als dem Hauptprinzipe kriegerischen Handelns geworden. Daß dem so sei, ist von zahlreichen bedeutenden Theoretikern in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mehr oder weniger lebhaft bestritten worden; die nachfolgenden Seiten sollen davon teilweise zeugen. Um so ernster verlangt es die Gerechtigkeit, auf eine der schönsten Rechtfertigungen Clausewitzens auch an dieser Stelle ausdrücklich hinzuweisen; sie findet sich in v. Caemmerers klassisch klarem Buche „Die Entwicklung der strategischen Wissenschaft im 19. Jahrhundert" (Berlin 1904; geschickt ausgemünzt in einem Aufsatze der „Köln. Zeitung" vom 25. April 1915).

* * *

Oben hatten wir den gegenwärtigen Krieg nicht bloß einen strengen Zuchtmeister, sondern auch einen erfolgreichen Lehrer genannt. Der eben skizzierte Gedankengang legt die Rückkehr zu jener Behauptung nahe. Es ist ganz ungeheuerlich, was dieser Krieg während seiner Dauer an neuen, bis dahin niemals angewandten, ja kaum für möglich gehaltenen Kriegsmitteln in raschester Abfolge gezeugt und zur Entfaltung gebracht hat. Hatte schon im Frühjahr 1914 Generalfeldmarschall Colmar Frh. v. d. Goltz in der Schlußbetrachtung zu seiner „Kriegsgeschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert" von der riesigen Steigerung

der Forderungen gesprochen, die damals an die Ausbildung der Truppen gestellt werden mußten, so wird nach dem Krieg eine eigene Stelle geschaffen werden müssen, um die 1914/15 erzielten technischen und taktischen Fortschritte genau zu registrieren. Aber das ist noch nicht alles. Wir stoßen da nämlich auf einen solch auffallenden und wiederholten Wechsel in Strategie und Taktik auf der Seite der Verbündeten wie der der Alliierten, daß man kaum fehlgeht, wenn man annimmt, daß von der nachträglichen Begründung dieser Handlungsweise ein neues Zeitalter auch der kriegstheoretischen Wissenschaften anheben wird. Schon jetzt aber wird man diesen bunten Reigen von verschiedenartigstem Verhalten: bald kühnstes Drauf, bald zähestes Behaupten strategisch wertloser, taktisch wichtiger Stellungen, insofern unter Einen Nenner bringen dürfen, als man den Übergang von einem zum andern System mit dem genialen Sichanpassen an das oberste Ziel erklärt und rechtfertigt: die gewisseste Aussicht, den Feind unter möglichster Schonung der eigenen Kräfte niederzuringen und schließlich zu vernichten, liefert in dem einen Augenblicke dieses, in dem andern jenes Verfahren. Ins Deutsche übersetzt heißt das etwa: die Ausgleichung der numerischen Überlegenheit der gegnerischen Millionenheere zu unseren Gunsten und ihre Verkehrung in das Gegenteil durch überlegenes Können und weises Haushalten, jedes zu seiner Zeit.

Dieses „Können" aber ist eben und bleibt trotz alledem und alledem eine Kunst, deren ständige Komponenten kennen zu lernen einen eigenen Reiz hat. Von diesem Gesichtspunkt aus geben wir uns der Erwartung hin, daß die auf den folgenden Blättern gebotene Zusammenstellung auch nach dem Friedensschluß ihren Wert behalten werde. Wem sie nach der einen oder der anderen Richtung hin zu wenig gibt, der möge bedenken, daß die Kriegswissenschaft eine ungeheuere Anzahl von Jüngern aufweist, von denen die meisten in mehreren Werken zu ihrer Förderung beigesteuert haben — bequem hätte in derselben Frist statt des einen Bändchens eine ganze Reihe gebildet werden können. Die ausdrückliche Erlaubnis zum erbetenen Wiederabdruck einzelner

Abschnitte haben bereitwillig erteilt: die Herren Prof. Dr. Delbrück, Dr. Endres, Pastor König, Reichsgerichtsrat Dr. Lobe, Dr. Palágyi, Dr. Scheler, Generalmajor Schwarte, Dr. Wagner-Roemmich, Exzellenz Wilhelm Wundt, Regierungsrat Dr. Zorn und die Verlagsbuchhandlungen Joh. Ambr. Barth, Bibliographisches Institut und B. G. Teubner in Leipzig, Herm. Costenoble und Eugen Diederichs in Jena, E. S. Mittler & Sohn[1]), Puttkammer & Mühlbrecht und Georg Stilke in Berlin. Zu besonderem Danke fühle ich mich der Verwaltung der Bremer Stadtbibliothek verpflichtet, die mit vorbildlichem Entgegenkommen auch diesmal wieder auf alle irgendwie erfüllbaren Wünsche hinsichtlich des Umfangs der Ausleihung und ihrer zeitlichen Erstreckung einging.

Bremen, Mitte Mai 1915.

Dr. Hans F. Helmolt.

---

[1]) Zur raschen Einführung in das Gesamtgebiet der mit dem Krieg zusammenhängenden Disziplinen ist sehr geeignet der schöne Mittlersche Jubelkatalog zum 3. März 1914. — Die Gebiete des See-, Untersee- und Luftkrieges sind absichtlich unberücksichtigt geblieben; Lockungen, Werke wie A. T. Mahans „Einfluß der Seemacht auf die Geschichte" hier mit zu verwerten, mußte Widerstand geleistet werden.

Erster Teil

Ältere Feldherren und ihre Kunst

Rair

D

und

Aler

[illegible]

Hist

selts

Sac

vor

[illegible]

da

ih

tr

[illegible]

Raimund Graf von Montecuccoli (1609—80)

Von dem Gelde[1])

Das Geld ist der Universal Geist, der sich allenthalben ergießet, alles belebet und rege macht: Es ist seiner Krafft nach alles in allem, und das Instrument aller Instrumente: Es weiß die Gemüter der Allerweisesten zu bezaubern und die Wuth der Allergrimmigsten zu stillen.

Da nun das Geld so viele wunderwürdige Dinge, wie solches die Historie vielfältig bezeuget, hervor bringet, so darff es einem gar nicht seltsam vorkommen, wenn jener, als er gefraget ward, wie vielerley Sachen zum Kriege hauptsächlich nöthig, zur Antwort gab: Es wären vornehmlich drey Dinge darzu nöthig: Geld, Geld, Geld[2]).

Gleichwie es aber auch zugleich die Seele und das Blut der Menschen ist, und man daher große Mühe hat das Volk zu überreden dasselbe zu dem Unterhalt der Trouppen herzugeben, so muß man ihnen den Nutzen und die unvermeidliche Notwendigkeit dieses Beytrages zu Gemüthe führen und versprechen, daß man ihnen zu rechter Zeit alle mögliche Erleichterung angedeyen lassen wolle.

Kein Staat kan ruhig seyn, noch die zugefügte Schmach von sich ablehnen, noch auch die Gesetze, die Religion und die Freyheit verteidigen, woferne er nicht auf eine hinlängliche Kriegs-Verfassung bedacht ist. Gott selbst hat die Waffen dadurch geehret, indem er sich den Namen des Gottes der Heerscharen beyleget[3]). Auch kan ohne dieselben der Majestät weder bey den Unterthanen woraus Aufruhr entstehet,

---

[1]) Besondere und geheime Kriegs-Nachrichten des Fürsten Raymundi Montecuculi, Röm. Kais. Maj. Generalissimi. Worinnen die Anfangs-Gründe der Kriegs-Kunst sehr deutlich beschrieben sind. Leipzig 1736, Weidmann. Fünffter Artickel.

[2]) Tacit. Hist. lib. 2, c. 48. — Nach Lodovico Guicciardinis „Hore di ricreatione" (Ausgabe von 1607) soll Marschall Gian-Jacopo Trivulzio auf König Ludwigs XII. Frage, was für Rüstungen zur Eroberung Mailands nötig seien, geantwortet haben: „Tre cose, Sire, ci bisognano preparare: danari, danari e poi danari" (zum Kriegführen sind drei Dinge nötig: Geld, Geld und zum dritten Male Geld).

[3]) Jerem. 32, 18.

noch bey den Fremden, welche die Quelle der Kriege ist, die gebührende Ehrerbietung erhalten werden. Ja die Reichtümer und Bequemlichkeiten mögen ohne die Waffen nicht bestehen. Die Egypter theileten alle Einkünffte des Königreichs in drey Theile: Der erste war für die Opfer-Priester und Geistlichkeit; der andere für den König und dessen Bediente; und der dritte für das Kriegs-Volck. Man betrachte nur den Schaden, welchen eine eintzige Streiferey einer Räuber-Rotte verursachet, und man untersuche nur, ob der Verlust, den man in einer Stunde durch die Verwüstung, die Feuers-Brünste und die vielfältige Bosheit, welche sie auf den Feldern, an den Häusern, Früchten, Geräthen, Personen und Heerden ausüben, über sich ergehen lassen muß, nicht sehr viel wichtiger sey, als was man etwa jährlich beytragen müsse eine Anzahl Völcker zu unterhalten.

Indessen ist es, bey den Schatzungen, ein besonderer Trost, wenn solche mit Billigkeit, Gleichheit und richtiger Proportion angeleget, und ohne Muthwillen und Härtigkeit eingetrieben werden, noch auch gestattet wird, daß Privat-Personen sich damit bereichern; Oder daß man in Ermangelung des Geldes andere Sachen nimmt, als Tücher, Lebens-Mittel u. d.; Absonderlich aber wenn man bald aus seinem Lande, und auf des Feindes Grund und Boden oder auch auf jemand anders seinen, wer es sey, gehen kan: Allermaßen man daselbst so viel erobert, als es nöthig ist die gantze Armee oder einen Theil darvon zu versorgen, oder aber die Besatzungen in den Vestungen zu erhalten, als welche die Wälle der Gräntzen sind, und dem Staate die Mittel verschaffen in Ruhe zu leben.

König Friedrich II. der Große von Preußen
(1712—86)

Über gerechte Ursachen zum Kriege (1739/40)[1]

Glücklich wäre die Welt daran, bedürfte es keiner andern Mittel als der Verhandlungen, um dafür zu sorgen, daß Recht Recht bleibe, und um den Frieden unter den Völkern immer wiederherzustellen. Dann gäb' es an Stelle der Waffen Gründe und Gegengründe, statt der Halsabschneidereien einen Austrag zwischen den Meinungen hüben und drüben. Es ist eine traurige Notwendigkeit, daß Fürsten sich einen letzten Weg offenhalten müssen, einen Weg, viel grausamer, verhängnisvoller und hassenswerter; es gibt Umstände, da muß Waffengewalt die Freiheit der Völker wider die Unterdrückung durch Unrecht schirmen, Fälle, da wir im guten nichts ausrichten und der Unbilligkeit abtrotzen müssen, was sie uns weigert, Fälle, da die Fürsten, die geborenen Schiedsrichter der Völkerzwiste, diese nicht anders zu schlichten wissen als im Messen ihrer Kräfte, indem sie ihre Sache dem Schlachtenlos anheimstellen. In solchen Fällen wird zur Wahrheit, was so gewagt klingt: Erst ein guter Krieg schafft und sichert einen guten Frieden.

Wir wollen uns nunmehr die Frage vorlegen, wann ein Herrscher einen Krieg verantworten kann, ohne sich Vorwürfe machen zu müssen über seiner Untertanen vergossenes Blut, wann es ohne zwingende Notwendigkeit und wann es aus Eitelkeit und Hoffart geschieht.

Von allen Kriegen die gerechtesten und unvermeidlichsten sind die Verteidigungskriege, sobald Feindseligkeiten ihrer Gegner die Fürsten zu wirksamen Gegenmaßregeln wider ihre Angriffe zwingen und sie Gewalt mit Gewalt abwehren müssen. Dann liegt in der Stärke ihres Armes aller Schutz wider die nachbarliche Begehrlichkeit, und alle Bürg-

[1]) Die Werke Friedrichs des Großen. In deutscher Übersetzung. Zehn Bände. Siebenter Band: Antimachiavell und Testamente. Herausgegeben von Gustav Berthold Volz, deutsch von Eberhard König, Friedrich v. Oppeln-Bronikowski, Willy Rath. Berlin 1912, Reimar Hobbing. Der Antimachiavell, 26. Kapitel.

schaft für die Ruhe ihrer Untertanen in der Tapferkeit der Truppen; und genau wie der im Recht ist, der einen Dieb, den er just beim Einbruch ertappt, aus dem Hause jagt, so ist's eine Tat im Namen des Rechtes, wenn ein Großer oder ein König mit Waffengewalt einen Usurpator zwingt, aus seinen Staaten zu weichen.

Nicht weniger wohlgegründet als die genannten Kriege sind solche, mit denen ein Herrscher bestimmte Rechte oder bestimmte Ansprüche, die man ihm bestreiten will, behauptet. Über Königen gibt es keinen Gerichtshof mehr, keine Obrigkeit hat über ihre Händel ein Urteil zu fällen, so muß nun das Schwert über ihre Rechte und die Stichhaltigkeit ihrer Beweismittel entscheiden. Das ist die Art, wie Fürsten ihren Rechtsstreit führen: mit den Waffen in der Hand; so zwingen sie, wenn es ihnen gelingt, ihre Neider, der Gerechtigkeit ihrer Sache die Bahn freizugeben. So dienen denn solche Kriege der Erhaltung des Rechtszustandes in der Welt und der Verhütung der Völkerknechtung: das heiligt ihre Anwendung, ja macht sie unerläßlich.

Auch Angriffskriege gibt es, die ihre Rechtfertigung in sich tragen, ebenso wie die eben besprochenen: es sind das die vorbeugenden Kriege, wie sie Fürsten wohlweislich dann unternehmen, wenn die Riesenmacht der größten europäischen Staaten alle Schranken zu durchbrechen und die Welt zu verschlingen droht. Man sieht ein Unwetter sich zusammenziehen, allein vermag man es nicht zu beschwören, da vereinigt man sich mit allen den Mächten, die gemeinsame Gefahr zu Schicksalsgefährten macht. Hätten sich gegen die Römermacht alle übrigen Völker zusammengetan, niemals hätte die so viele großen Reiche zu stürzen vermocht; eine mit Weisheit entworfene Bundesgenossenschaft und ein Krieg, mit frischem Mut unternommen, hätten all jenen Plänen des Machthungers, deren Durchführung die Welt in Ketten schlug, vor der Zeit ein Ende bereitet.

Klugheit empfiehlt immer die Wahl des kleineren Übels und ein Handeln, solange man seines Handelns Herr ist. Besser also, zum Angriffskriege schreiten, solange man noch zwischen Ölzweig und Lorbeer

zu wählen hat, als bis zu dem Zeitpunkt warten, wo alles so verzweifelt steht, daß eine Kriegserklärung nur noch einen Aufschub der völligen Knechtung und des Unterganges um Augenblicke bedeutet. So quälend die Lage für einen Fürsten ist, ihm bleibt nichts Besseres als seine Kräfte zu gebrauchen, bevor ihm die feindlichen Maßnahmen die Hände binden und ihm die Freiheit zu handeln nehmen.

Auch ein Bundesverhältnis kann Fürsten in die Kriege ihrer Verbündeten hineinziehen, wenn sie diesen die vertragsmäßig festgesetzten Hilfstruppen zuführen. Da Fürsten nun einmal nicht ohne Allianzen bestehen können, weil nur selten oder nie sich einer aus eigener Kraft zu halten vermag, so verpflichten sie sich zu gegenseitiger Hilfeleistung in der Not, zu wechselseitiger Stellung von Hilfstruppen in ganz bestimmter Zahl, eine Maßnahme, die der Erhaltung ihrer Stellung wie ihrer Sicherheit gleichermaßen dient. Erst der Gang der Ereignisse entscheidet darüber, wer von den Bundesgenossen die Vorteile ihres Verhältnisses genießt. Aber da die Gelegenheit, die heute dem einen Teilnehmer gewogen ist, morgen bei veränderter Sachlage dem hold sein kann, der die Hilfstruppen stellt, so ist es ein Gebot fürstlicher Weisheit, die Vertragspflicht heilig zu halten und sie mit peinlicher Sorgfalt zu erfüllen, um so mehr, als es im Interesse der Völker liegt, daß die Schutzmacht der Herrscher durch solche Bündnisse verstärkt und dadurch den Feinden furchtbarer gemacht wird.

So sind denn also alle Kriege, die, nach strenger Prüfung, der Abwehr eines Usurpators, der Aufrechterhaltung wohlverbriefter Rechte, der Sicherung der Freiheit der Welt, der Notwehr wider Bedrückung und Gewalttat durch die Ehrgeizigen dienen, in Übereinstimmung mit den Forderungen des Rechtes und der Billigkeit. Beginnt ein Landesherr einen Krieg von dieser Art, so ist er unschuldig an allem vergossenen Blut: er befand sich in der Zwangslage zu handeln, und unter solchen Umständen ist der Krieg ein geringeres Übel als der Friede.

Der Gegenstand bringt mich von selbst auf die Fürsten, die mit dem Blut ihrer Untertanen einen niederträchtigen Schacher treiben. Ihre

Truppen gehören dem Meistbietenden. Das ist die reine Versteigerung, wo die, die in Form von Subsidien das größte Angebot machen, die Soldaten dieser unwürdigen Landesfürsten zur Schlachtbank führen. Erröten müßten sie ob ihrer Verkommenheit, das Leben von Menschen zu verkaufen, die sie landesväterlich beschützen sollten! Diese kleinen Tyrannen sollten die Stimme der Menschlichkeit hören, die einen solchen grausamen Mißbrauch der Macht verabscheut, die ihnen darum auch jede Würdigkeit abspricht, eine höhere Stufe einzunehmen und eine Krone zu tragen.

Über Religionskriege habe ich im einundzwanzigsten Kapitel zur Genüge meine Meinung geäußert. Hier nur so viel, daß ein Herrscher alles daransetzen soll, sie zu vermeiden; zum mindesten sei er klug genug, die Fragestellung zu ändern, so wird er wenigstens die giftige Erbitterung und schonungslose Roheit etwas mildern, die von jeher die unzertrennlichen Begleiter aller Parteihändel und Glaubensstreitigkeiten gewesen sind. Im übrigen ist kein Wort zu scharf für den verbrecherischen Mißbrauch, der sich für jegliches Tun die Worte: Gerechtigkeit und Billigkeit anmaßt, der sich der gottlosen Lästerung nicht schämt und mit seinem abscheulichen Machtstreben sich hinter den Namen des Höchsten steckt. Es gehört eine grenzenlose Verruchtheit dazu, die Welt mit so dreistem Vorgeben betrügen zu wollen. Die Fürsten sollten wirklich mit dem Blute ihrer Völker einigermaßen haushälterisch umgehen und nicht durch unsinnigen Mißbrauch der Tapferkeit ihrer Krieger deren Leben verschleudern.

Der Krieg ist ein solcher Abgrund des Jammers, sein Ausgang so wenig sicher und seine Folgen für ein Land so verheerend, daß sich's die Landesherren gar nicht genug überlegen können, ehe sie ihn auf sich nehmen. Ich rede gar nicht von all der Unbill und allen Gewalttaten, die sie an ihren Nachbarn begehen, ich beschränke mich nur auf das Unheil, das über ihre eigenen Untertanen hereinbricht.

Ich bin überzeugt, sähen die Könige einmal ein schonungsloses Bild von all dem Elend des Volkes, es griffe ihnen ans Herz. Doch

ihre Einbildungskraft ist nicht lebendig genug, sich all die Leiden, die an sie in ihrer Stellung gar nicht herankommen, in ihrer wahren Gestalt vorzustellen. Man sollte einem Herrscher, den feuriger Ehrgeiz zum Kriege treibt, all das Verhängnis in seiner Gefolgschaft, das seine Untertanen auszubaden haben, einmal vor die Augen rücken: die Steuerlast, unter der das Volk erliegt, die Aushebungen, die einem Lande seine gesamte Jugend hinwegnehmen, in den Heeren die ansteckenden Seuchen, wo Tausende elendiglich zugrunde gehen; diese mörderischen Belagerungen, die noch grausameren Schlachten, die Verwundeten, Verkrüppelten, die mit ihren Gliedern das letzte Mittel, ihr Dasein zu fristen, einbüßen; all die Waisen, denen das feindliche Eisen die genommen hat, die sie vor Todesgefahr zu decken wußten, sie, die nun ihrem Fürsten der Kinder Leben, alles, was die nährte und erhielt, zum Opfer gebracht haben; so viel dem Staate wertvolles Leben geerntet, ehe es reif ward! Kein Tyrann hat noch je solche Schrecknisse kalten Blutes zu begehen vermocht. Ein Fürst, der einen ungerechten Krieg anfängt, ist grausamer denn ein Tyrann. Er bringt seiner ungebärdigen Leidenschaft das Leben, das Glück, die Gesundheit von Tausenden zum Opfer, die er beschützen und glücklich machen müßte, anstatt sie so leichtherzig den bittersten Heimsuchungen, vor denen die Menschheit zu bangen hat, preiszugeben. Genug, die Walter und Herren der Welt können nicht vorsichtig und umsichtig genug jeden ihrer Schritte bedenken, können nicht sparsam genug mit dem Leben der Ihren geizen; denn jene sind ja nicht ihre Hörigen, sie sollen ihresgleichen in ihnen sehen, in gewissem Sinne ihre Gebieter.

König Friedrich II. der Große von Preußen
(1712—86)

Unterricht von der Kriegskunst[1])

Von denen Preußischen Trouppen, von ihren Mängeln und Vortheilen

Die Einrichtung meiner Trouppen erfordert eine unendliche Application von denenjenigen, so solche commandiren. Sie wollen in einer beständigen Disciplin unterhalten seyn, sie wollen mit äusserster Sorgfalt conservirt werden, und besser ernehret seyn als alle, und vielleicht andere Trouppen in Europa.

Unsere Regimenter bestehen halb aus Landes-Kindern, und halb aus Ausländern, welche sich vor Geld haben anwerben lassen. Diese letztern, weil sie denn stets an nichts andern attachiret sind, versuchen bey ersterer Gelegenheit wieder weg zu kommen, und deshalb ist es zuförderst ein wichtiges Werk, die Desertion zu verhindern.

Einige von unsern Generals glauben, daß ein Kerl ein Kerl sey, und daß der Verlust eines einigen Menschens keinen Einfluß auf die Totalité habe, aber was sich in diesem Stücke von andern Armeen sagen läst, ist auf die unsrige gar nicht applicable. Wenn ein wohl adroiter Kerl weglauffet, und durch einen andern geschickten Kerl ersetzet wird, so ist solches einerley; wenn aber ein Soldat, den man 2. Jahre nach einander dreßiret hat, um ihn auf einen gewissen Grad einer nothwendigen Addresse zu bringen, aus dem Corps verlohren gehet, und entweder schlecht, oder gar nicht wieder ersetzet wird, so gereichet solches auf die Länge zur Folge. Hat man nicht schon gesehen, daß durch die Nachläßigkeit derer Officiers in der kleinen Detail ganze Regimenter

---

[1]) Einer der zahlreichen Nachdrucke der vom Ende 1752 stammenden deutschen Ausgabe der zweiten für seine Generale veranstalteten Fassung der „Generalprinzipien des Krieges" von 1747/48. Er ist betitelt: „Des Königs von Preußen Majestät Unterricht von der Kriegs-Kunst an seine Generals." (Mit XIII Blat Kupfer. Frankfurt und Leipzig 1761.)

verdorben, und schlecht geworden sind? Ich habe dergleichen gefunden, die durch die Desertion erstaunend geschmolzen; dergleichen Verlust vermindert die Armee, bey welcher es auf die Anzahl derer Menschen viel ankommt. Ihr werdet also, wenn ihr nicht darauf Acht gebet, eure beste Force verliehren, und seyd nicht im Stande, solche wieder zu ersetzen; und obgleich viel Menschen in meinem Lande seyn, so frage ich euch doch noch, ob ihr viel darinnen findet, welche die Taille haben, als meine Soldaten sind, und gesetzt auch, daß dergleichen viel wären, sind denn solche gleich dreßirt? Es ist also ein essentielles Devoir eines jeden Generals, welcher eine Armee, oder ein separirtes Corps commandiret, der Desertion vorzubeugen; dieses geschiehet nun dadurch, wenn man

1) evitiret, nahe an einem Walde oder großen Holz zu campiren, daferne sonsten die Kriegs-Raison nicht darzu obligiret.
2) Wenn man die Bursche öfters in ihren Zeltern visitiren läst.
3) Daß man Hussar-Patrouillen rund um das Lager gehen läst.
4) Wenn man des Nachts Jäger in das Getreyde postiret, und gegen den Abend die Feldposten der Cavallerie doubliren läst, damit die Chaine von solcher um soviel dichter zusammen komme.
5) Wenn man nicht leidet, daß sich der Soldat debandire, sondern daß man die Officiers obligire, ihre Leute in Reyh und Gliedern zu führen, wenn Stroh oder Wasser geholet wird.
6) Wenn das Marodiren sehr bestraft wird, als welches die Quelle von allen Desordres ist.
7) Wenn an denen Marschtagen die Wachten in denen Dörffern nicht eher zurück gezogen werden, bis die Armee schon unter dem Gewehr stehet.
8) Wenn rigoureux verbothen wird, daß bey Marschtagen kein Soldat sein Peloton verlassen darf.
9) Wenn man bey Nacht nicht marschiret, es sey denn, daß eine importante Ursache solches zu thun erfordert.
10) Daß man seitwärts Hussaren-Patrouillen gehen läst, wenn Infanterie durch ein Holz passiret.

11) Daß, wenn Defilées zu passiren sind, man alsdenn an den Aus- und Eingang Officiers stellet, welche die Trouppen gleich wieder formiren müssen.

12) Daß, wenn man sich obligiret siehet, mit denen Trouppen ein Mouvement rückwärts zu machen, man ihnen solches verbirget, oder doch solche mit dem Prætext einkleidet, welcher denen Soldaten Vergnügen machet.

13) Wenn man jederzeit aufmerksam ist, damit es denen Trouppen an keinem nöthigen fehle, es sey Brod, Fleisch, Brandewein, Stroh, und dergleichen mehr.

14) Daß, wenn die Desertion bey einem Regiment, oder Compagnie einreissen will, man sogleich die Ursachen examinire, um zu wissen, ob der Soldat seine Löhnung, und andere ihm ausgemachte Douceurs richtig bekommt, oder ob sein Capitaine darunter einer Malversation schuldig ist. Die Unterhaltung der Disciplin erfordert nicht weniger Sorgfalt. Man wird vielleicht sagen, die Obristen von den Regimentern werden darauf Acht haben; das ist aber nicht hinreichend, denn bey einer Armee muß alles bis zur Vollkommenheit getrieben werden, um daß man sehe, daß alles, was in der Armee geschiehet, das Werk eines einigen Mannes sey. Der gröste Theil einer Armee bestehet aus indolenten Leuten; wenn ein General denselben nicht beständig auf dem Nacken ist, so wird diese ganz künstliche und vollkommene Machine sich sehr geschwinde détraquiren, und der General wird hernach eine wohl-disciplinirte Armee nur in der Idée haben. Man muß sich also angewöhnen, unaufhörlich zu arbeiten, und diejenigen, so solches thun, werden aus eigener Erfahrung sehen, daß dieses nothwendig sey, und daß sich alle Tage Mißbräuche zu reprimiren finden, welche nur alleine diejenigen nicht sehen, so sich nicht die Mühe geben, darauf Acht zu haben.

Obgleich diese penible und beständige Application hart zu seyn scheinet, so wird doch derselbige General, welcher solche anwendet, sich

mehr als zu sehr recompensiret finden; und wie viele Vortheile erhält er nicht über seine Feinde durch so prave, durch so schöne wohl-disciplinirte Trouppen?

Ein General, so bey andern Völkern vor verwegen passiret, thut bey uns nur, was bey denen ordinairen Regeln erfordert wird. Er kann alles wagen und unternehmen, was Menschen zu exécutiren möglich ist, zu geschweigen, daß selbst gemeine Soldaten diejenigen unter sich nicht leiden, welche eine Schwachheit blicken lassen[1]), die man bey andern Armeen gewiß nicht releviret haben würde. Ich habe Officiers und Gemeine Soldaten starck bleßirt gesehen, die dem ohngeachtet ihren Posten nicht verlassen, noch sich retiriren wollen, um nur an ihren Blessuren verbunden zu werden: Mit dergleichen Truppen würde man die ganze Welt bezwingen, wenn die Siege ihnen nicht eben so fatal wären, als ihren Feinden, allermaßen ihr alles mit ihnen entrepreniren könntet, woferne ihr nur Vivres habt.

Warum, und wie man Bataillen liefern soll

Die Bataillen decidiren von dem Schicksale eines Staats. Wenn man Krieg führet, so muß man allerdings zu decisiven Mouvements kommen, entweder, um sich aus dem Embarras des Krieges zu ziehen, oder seinen Feind darein zu setzen, oder um die Querelle auszumachen, die sonst niemahls zu Ende kommen würde.

Ein vernünftiger Mann muß niemahlen eine Démarche thun, ohne einen guten Bewegungs-Grund darzu zu haben, noch vielweniger muß der General von einer Armee Bataille liefern, ohne daß er einen importanten Zweck dadurch suche.

[1]) Die Franzosen sind in diesem Stücke sehr eigensinnig; besonders ihre Grenadiers werden keinen Camaraden unter sich leiden, der eine Schwachheit hat blicken lassen, oder der einen Verdacht auf sich geladen, daß es ihm an Herz fehle. Alle Trouppen überhaupt, welche auf gute Mannszucht halten, sie mögen von einer Nation seyn, von welcher sie wollen, werden es eben so machen.

Wird er von dem Feind darzu forciret, so geschiehet solches allemahl deshalb, weilen er einige Fautes begangen hat, die ihn zwingen, daß er von seinem Feinde das stolze Gesetz einer Schlacht annehmen muß.

Ihr werdet sehen, daß ich bey dieser Gelegenheit mir selbst keine Lob-Rede halte. Denn unter denen fünf Bataillen, welche meine Trouppen dem Feind geliefert, sind nicht mehr als drey gewesen, die ich meines Orts prämeditiret hatte, zu denen übrigen beyden bin ich forciret worden, nehmlich zu der bey Mollwitz, weilen die Oesterreicher sich zwischen meiner Armee und Wohlau gesetzet hatten, allwo meine Artillerie und meine Vivres waren. Zu der von Sohr wurde ich genöthiget, weil die Oesterreicher mir den Weg nach Trautenau coupirten, und ich also, sonder meinen grösten Ruin, nicht evitiren konnte, mich in eine Action einzulassen. Man sehe aber, was es vor ein Unterschied ist unter forcirten Bataillen, und unter welchen, die man voraus gesehen. Was für Success hatte nicht die von Hohen Friedberg und von Kesselsdorf, nicht weniger die von Czaslau, so uns den darauf folgenden Frieden zuwege brachten.

Indem ich also gewisse Regeln von Bataillen gegeben habe, kann ich nicht in Vergessenheit stellen, daß ich solchen öffters aus Unvorsichtigkeit nicht nachgekommen bin.

Meine Officiers aber sollen von meinen Fehlern profitiren, und zugleich wissen, daß ich bedacht bin, mich davon zu corrigiren. Bisweilen geschiehet es, daß beyde Armeen Lust haben, sich zu bataillіren, alsdenn ist die Sache gar bald gemacht.

Die besten Bataillen sind diejenigen, wenn man den Feind zwinget, daß er sich schlagen muß. Denn es ist eine gewisse Regel, daß man den Feind zu demjenigen obligiren muß, worzu er gar keine Lust bezeiget; und weil euer Interesse dem von dem Feinde diametralement entgegen ist, so müsset ihr alsdenn dasjenige wollen, was der Feind nicht will.

Die Ursachen also, wegen welcher man Bataillen liefern muß, sind,

a) um den Feind zu zwingen, seine Belagerung eines euch anständigen Orts aufzuheben,
b) oder aber ihn aus einer Provinz zu jagen, derer er sich bemächtiget hatte;
c) um in sein Land zu penetriren,
d) oder auch eine Belagerung zu thun; und
e) endlich seine Hartnäckigkeit zu brechen, wenn er keinen Frieden machen will, oder
f) aber auch, wegen eines Fehlers zu strafen.

Man obligirt den Feind zum Schlagen, wenn man einen forcirten Marsch thut, wodurch ihr ihm in den Rücken kommt, und ihm von dem, so hinter ihm liegt, abschneidet, oder auch, wenn man einer Stadt drohet, an deren Conservation ihm höchstens gelegen ist.

Man nehme sich aber sehr in Acht, wenn man dergleichen Art von Manœuvres machen will, und hüte sich nicht weniger, daß man sich nicht in dieselbigen Inconvenienzien bringe, noch sich dergestalt postire, daß euch der Feind seines Orts von euren Magazins abschneiden kann. Die Actiones, wo man am wenigsten risquiret, sind die Affairen von der Arriergarde, wegen solcher campiret man sich nahe an den Feind, und wenn er sich denn retiriren will, um einige Defilées in eurer Gegenwart zu paßiren, so fallet ihr ihm auf die Queue an seiner Armee. Bey einer solchen Action risquiret man wenig, und gewinnet viel.

Man harzelliret sich sonsten noch, um es zu verhindern, wenn die feindlichen Corps an einander stossen wollen. Diese Raison ist valable. Ein geschickter Feind aber wird leicht die Kunst finden, euch entweder durch einen forcirten Marsch zu échappiren, oder einen guten Posten nach seiner Convenienz nehmen.

Bisweilen hat man keine Absichten zu einer Action zu kommen, wird aber durch die Faute, welche der Feind machet, gleichsam invitiret, von welcher man profitiren muß, um ihn deshalb zu strafen.

Allen diesen Maximen füge ich noch hinzu, daß unsere Kriege kurz

und vives seyn müssen, massen es uns sonsten nicht convenirt, die Sache in die Länge zu ziehen, weil ein langwieriger Krieg unvermerkt unsere admirable Disciplin fallend machen, nur das Land depeupliren, unsere Resourcen aber erschöpffen würde.

Von denen Treffen und Bataillen

Worzu wird aber die Kunst zu siegen dienen, wenn man nicht von Avantage zu profitiren weiß? Das Blut derer Soldaten ganz umsonst zu vergiessen, wäre so nichts anders, als sie unmenschlicher Weise zur Schlachtbank zu führen; und in gewissen Fällen den Feind nicht verfolgen, um seine Furcht zu vergrößern, oder mehrere Gefangene zu machen, ist in gewisser Absicht nichts anders, als eine Sache, die nur allererst decidiret worden, zur neuen Untersuchung zu bringen. Indessen kann der Mangel derer Vivres und die großen Fatiquen eine Armee verhindern, die Ueberwundenen zu verfolgen.

Anlangend den Mangel derer Vivres, da liegt die Schuld darvon an dem General. Wenn er die Bataille liefert, so hat er ein Dessein, und wenn er ein Dessein hat, so muß er alles zum voraus präpariren, was erfordert wird, um solches zu exécutiren, mithin ist auf solchen Fall vor acht oder zehen Tage das Brod oder Biscuit ganz fertig zu halten.

Was die Fatiquen betrifft, da muß man, im Fall solche nicht excessiv gewesen seyn, bey extraordinairen Tagen auch extraordinaire Sachen thun.

Wenn der Sieg erhalten worden, so erfordere ich, daß man ein Détachement von denen Regimentern mache, welche am meisten gelitten haben, sodann für die Bleßirten sorgen, und solche nach dem Lazareth bringen lassen muß, die man schon zuvor präpariren läßt.

Zuförderst sorget man vor seine Bleßirten, doch so, daß man auch das menschliche Mitleiden gegen die von dem Feinde nicht vergißt.

Unterdessen muß die Armee den Feind bis zum ersten Defilée verfolgen, welcher in der ersten Consternation nicht Stand halten wird, woferne man ihm nur nicht die Zeit läst, wieder zu sich selbst zu kommen.

Wenn solches alles geschehen ist, so müst ihr dennoch die Armee nach denen Regeln campiren, und euch durch die Sicherheit nicht einschläfern lassen.

Ist der Sieg ganz complet gewesen, so kann man détachiren, um entweder den Feind die Retraite zu coupiren, oder aber sich seiner Magazins zu bemeistern, oder aber auch nur drey oder vier Städte auf einmahl zu belagern.

Ich kann hierüber keine General-Regel geben, sondern man muß sich nach denen Evenements richten; und ich setze nur noch alleine hinzu, daß man sich niemahlen einbilden muß, alles gethan zu haben, wenn noch etwas zu thun übrig geblieben. Man muß sich auch nicht vorstellen, daß euer Feind, wenn er sonst habil ist, nicht von euren Fehlern profitiren sollte, obschon derselbe überwunden worden.

Was bey denen Armeen am Tage der Bataille beobachtet wird, solches muß gleichfalls im kleinen bey Treffen von Détachements in Acht genommen werden. Wenn sich Détachements einen kleinen Succurs menagiren können, welcher während der Action zu ihnen stösset, so determiniret gemeiniglich die Sache solches zu ihrer Faveur, denn der Feind, indem er solchen Renfort ankommen siehet, stellet sich solchen dreymahl stärker vor, und verliehret den Muth dadurch.

Wenn unsere Infanterie mit nichts anders als Husaren zu thun hat, so rangiret man solche zuweilen in zwey Glieder, indem sie dadurch eine grössere Front præsentiret, und mit mehrerer Bequemlichkeit chargiret. Ueberall geschiehet denen Husaren viel Ehre, wenn man ihnen ein Corps von Infanterie von zwey Mann hoch präsentiret.

Bey einer verlohrnen Bataille ist das große Uebel nicht sowohl der Verlust an denen Trouppen, als vielmehr das Découragement derselben, so darauf folget. Denn in der That ist das Subject von einer Armee von funfzig tausend Mann so gar considerable nicht, ob

vier oder fünf tausend Mann mehr oder weniger darbey seyn, daß man alle Hoffnung dadurch verlohren geben sollte.

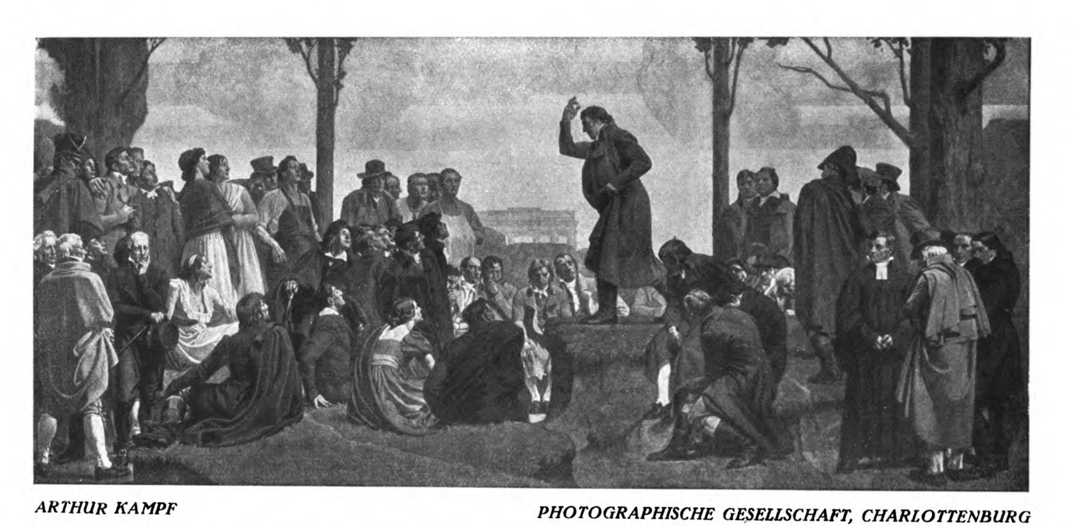
Ein General, der geschlagen worden, muß darauf arbeiten, daß er zuförderst seine eigene Imagination, und zunächst die von seinen Officiers und Soldaten von der Furcht befreye. Zu dem Ende er seinen erlittenen Verlust weder vergrößern, noch verringern muß.

Meine Wünsche zum Himmel sind, daß die Preussen nimmermehr geschlagen werden; und ich unterstehe mich jetzo zu sagen, daß, so lange sie wohl angeführet, und discipliniret bleiben werden, dergleichen Unglück nicht zu befürchten seyn wird.

Über die Frage des Präventivkriegs (1763)[1]

Diese Betrachtungen veranlaßten die Untersuchung der Aufgabe: ob es vorteilhafter sei, den Feinden zuvorzukommen, indem man sie sogleich angriffe; oder ob es besser sei, zu warten, bis sie ihre großen Zurüstungen geendigt hätten, so daß es dann von ihnen abhinge, welche Unternehmungen sie zu machen für gut finden würden? Auf welche Seite man sich schlug, so blieb in diesen Umständen der Krieg immer gleich sicher und unvermeidlich; man mußte also berechnen: wobei mehr Vorteil sei, den Krieg auf einige Monate hinauszuschieben oder ihn unverzüglich anzufangen? Aus dem Verfolg dieser Geschichte wird man sehen, daß der König von Polen einer der eifrigsten Anhänger der von der Kaiserin-Königin wider Preußen getroffenen Verbindung war. Die sächsische Armee war freilich nur schwach; man wußte, daß sie sich nur ungefähr auf 18 000 Mann belief; allein man wußte auch, daß sie während des Winters vermehrt und auf die Zahl von 40 000 Streitern gebracht werden sollte. Verschob der König also den Krieg,

[1]) Hinterlassene Werke Friedrichs II., Königs von Preußen. Dritter Band. Berlin 1788, Voß & Sohn und Decker & Sohn. Geschichte des Siebenjährigen Krieges. Drittes Kapitel: Gründe zur Kriegserklärung.



ARTHUR KAMPF PHOTOGRAPHISCHE GESELLSCHAFT, CHARLOTTENBURG

FICHTE ALS REDNER AN DIE DEUTSCHE NATION



so gestattete er diesem übelgesinnten Nachbarn Zeit, sich furchtbarer zu machen. Den Umstand nicht zu bedenken, daß, da die Russen dies Jahr nicht auftreten konnten und da die Sachsen mit ihren Anstalten noch nicht völlig fertig waren, daß diese Umstände günstig schienen, um, wenn man gleich den Feinden beim ersten Feldzuge zuvorkäme, Vorteile über sie zu gewinnen, welche man verlieren würde, wenn man durch eine hier unrecht angebrachte Bedenklichkeit und Schonung die Operationen bis aufs folgende Jahr verschöbe. Überdies erleichterte man den Feinden durch diese Untätigkeit das Mittel, mit vereinigten Kräften auf die Staaten des Königs zu fallen, die gleich bei Eröffnung des ersten Feldzuges zum Schauplatz der Schlachten würden gedient haben; dahingegen, wenn man den Krieg in das Gebiet der Nachbarn brachte, deren böse Absichten so offenbar waren, in ihrem Lande jener Schauplatz eröffnet ward, und die Provinzen der preußischen Herrschaft verschont blieben.

Was den so fürchterlichen Namen: Anfänger des Streits, betrifft, so war das ein leeres Schreckbild, welches nur furchtsame Seelen täuschen konnte, und worauf man in einer so wichtigen Lage, wo es auf die Rettung des Vaterlands ankam, gar keine Rücksicht nehmen durfte. Denn der wahre erste Anfänger ist ohne Zweifel derjenige, der uns zwingt, die Waffen zu ergreifen, und ihm dadurch zuvorzukommen, daß wir einen minder beschwerlichen Krieg unternehmen, um einen gefährlicheren zu vermeiden, weil man aus zwei Übeln das kleinste wählen muß. Ob übrigens die Feinde des Königs ihn als den Angreifenden ausschrien oder nicht, lief auf das nämliche hinaus und änderte in der Hauptsache nichts: da die Verschwörung der europäischen Mächte wider den König schon völlig geschlossen war. Die Kaiserin-Königin, die Kaiserin von Rußland, der König von Polen hatten ihre Abreden getroffen und standen im Begriff, die Tätlichkeiten anzufangen: so daß deshalb der König weder einen Freund weniger noch einen Feind mehr würde bekommen haben. Endlich betraf die Sache die Wohlfahrt des Staats und die Erhaltung des

Hauses Brandenburg; wäre es nun nicht bei einer so wichtigen, so bedenklichen Angelegenheit ein unverzeihlicher Fehler in der Staatsklugheit gewesen, sich jetzt bei unnützen Förmlichkeiten aufzuhalten, die man im gewöhnlichen Lauf der Dinge freilich nicht beiseite setzen darf, deren man sich aber in außerordentlichen Fällen, wie der gegenwärtige war, nicht unterwerfen muß: wo Unentschlossenheit und Langsamkeit alles würden verdorben haben, und wo man sich nur retten konnte, wenn man einen tapferen und schnellen Entschluß faßte und ihn mit Tätigkeit ausführte?

Die verschiedenen angeführten Gründe bestimmten den König, seinen Feinden zuvorzukommen.

Kritik der Abhandlung „Über die Vorurteile" (1770)[1]

Ohne Zweifel hat es ungerechte Kriege gegeben, Blut ist geflossen, das man hätte sparen sollen und können. Nichtsdestoweniger gibt es mehrere Fälle, in denen der Krieg nötig, unvermeidlich und gerecht ist. Ein Fürst muß seine Verbündeten verteidigen, wenn sie angegriffen werden. Die Selbsterhaltung nötigt ihn, mit bewaffneter Hand das Gleichgewicht zwischen den Mächten Europas zu erhalten. Seine Pflicht ist es, die Untertanen vor feindlichen Einfällen zu schützen. Er ist durchaus befugt, für seine Rechte einzutreten, für eine Erbschaft, die angefochten wird, oder für ähnliche Streitfragen, und zwar indem er die Unbill, die man ihm antut, mit Gewalt zurückweist.

Welchen Schiedsrichter haben denn die Herrscher? Wer will ihr Richter sein? Da sie denn für ihre Rechtsstreitigkeiten kein Gericht finden, das mächtig genug wäre, das Urteil zu fällen und zu vollziehen, so kehren sie unter das Naturrecht zurück, und Gewalt muß die Ent-

[1]) Die Werke Friedrichs des Großen. In deutscher Übersetzung. Zehn Bände. Siebenter Band (Berlin 1912, Reimar Hobbing).

scheidung übernehmen. Gegen solche Kriege Geschrei erheben, die kriegführenden Herrscher schmähen, das heißt, mehr Haß gegen die Könige an den Tag legen als Mitleid und Menschheit gegen die Völker, die unmittelbar unter den Kriegen leiden. Würde unser Philosoph wohl mit einem Herrscher einverstanden sein, der sich feige seiner Staaten berauben ließe, der Ehre, Interesse und Ruhm seiner Nation dem Gelüst der Nachbarn preisgäbe und durch unnützes Mühen um Erhaltung des Friedens sich selbst, seinen Staat und sein Volk zugrunde richtete? Mark Aurel, Trajan, Julian lagen beständig im Kriege, doch spendeten die Philosophen ihnen Lob. Warum tadeln sie also die modernen Herrscher, die hierin dem Beispiel der Alten folgen?

Dem Verfasser genügt es, alle gekrönten Häupter Europas zu beschimpfen, nebenher unterhält er sich auch damit, die Werke von Hugo Grotius lächerlich zu machen. Ich möchte mir die Ansicht erlauben, daß man ihm nicht aufs Wort glauben wird und daß das „Kriegs- und Friedensrecht“ länger fortleben wird als die Abhandlung „Über die Vorurteile“.

Merken Sie sich, Sie Feind der Könige, moderner Brutus, merken Sie sich, daß die Könige nicht die einzigen sind, die Krieg führen. Die Republiken haben jederzeit ein gleiches getan. Wissen Sie nicht, daß die Griechenrepubliken mit ihren unaufhörlichen Zwistigkeiten fortwährend von Bürgerkriegen heimgesucht wurden? Ihre Annalen umfassen eine ununterbrochene Folge von Kämpfen: gegen die Mazedonier, die Perser, Karthager, Römer, bis zur Zeit, da der Ätolische Bund ihren Untergang beschleunigte. Wissen Sie nicht, daß keine Monarchie kriegerischer war als die römische Republik? Um all ihre Waffentaten Ihnen vor Augen zu führen, müßte ich die Geschichte der Republik Rom von einem Ende bis zum andern wiedergeben.

Gehen wir zu den modernen Republiken über. Die venezianische hat gegen die genuesische gekämpft, gegen die Türken, den Papst, die Kaiser und gegen euren Ludwig XII. Die Schweizer haben Kriege mit dem Haus Österreich, mit Karl dem Kühnen, dem Herzog von Bur-

gund, ausgefochten. Und sind sie nicht — um mich Ihres feinen Ausdrucks zu bedienen — schlimmere Schlächter als die Könige: Verkaufen sie nicht Ihre Mitbürger zum Dienst bei Fürsten, die im Kampf stehen? Von England, das ja auch eine Republik ist, sage ich nichts; Sie wissen es aus Erfahrung, ob England Kriege führt und wie es sie führt. Die Holländer haben sich seit der Begründung ihrer Republik in alle Wirren Europas gemischt. Schweden hat seinerzeit, solange es Republik war, verhältnismäßig ebenso viele Kriege unternommen wie unter der Monarchie. Was Polen betrifft, so frage ich Sie nur, was gegenwärtig dort vorgeht[1]), was in unserem Jahrhundert dort schon vorgegangen ist[2]), und ob Sie glauben, daß das Land ewigen Frieden genieße? Alle Regierungsformen Europas und der ganzen Erde, die Quäker ausgenommen, sind demnach, wenn es auf Ihre Grundsätze ankommt, tyrannisch und barbarisch. Warum also beschuldigen Sie einzig die Monarchen dessen, was sie doch mit den Republiken gemeinsam haben?

Sie ereifern sich gegen den Krieg. Er ist an sich schreckensvoll, aber doch nur ein Übel wie die anderen Geißeln Gottes, von denen man wohl annehmen muß, daß sie innerhalb der Weltordnung notwendig sind, da sie periodisch auftreten und bis jetzt noch kein Jahrhundert sich rühmen konnte, frei von ihnen geblieben zu sein. Wenn Sie den ewigen Frieden herstellen wollen, so müssen Sie sich in eine Idealwelt begeben, wo das Mein und Dein unbekannt ist, wo Fürsten, Minister und Untertanen allesamt leidenschaftslos sind und jeder Mann der Vernunft gehorcht. Oder schließen Sie sich den Plänen des verstorbenen Abbé

---

[1]) Anspielung auf den Konföderationskrieg, den die in der Konföderation von Bar (1768) vereinigten polnischen Katholiken gegen die von den Russen unterstützten Dissidenten führten und den König Friedrich zum Gegenstand eines satirischen Epos gemacht hat.

[2]) Gemeint sind die Kämpfe Karls XII. von Schweden mit König August II. von Polen, die mit dessen Absetzung und der Erhebung von Stanislaus Leszczynski auf den polnischen Thron endeten, und der polnische Erbfolgekrieg (1733—1735).

Saint-Pierre[1]) an. Oder aber, wenn das Ihnen zuwider ist, weil er Priester war, so lassen Sie doch den Dingen ihren Lauf; denn in dieser Welt müssen Sie darauf gefaßt sein, daß es Krieg geben wird, wie es immer Krieg gegeben hat, soweit unsere Überlieferung zurückreicht.

Des königlichen Strategen strategisches Glaubensbekenntnis „Betrachtungen über Feldzugspläne" (1775)[2])

Resümieren wir jetzt die allgemeinen Regeln, welche wir eben festgestellt, für die verschiedenen Arten von Krieg, von denen wir bisher gesprochen haben, um eine kurze Übersicht der für einen Feldzugsplan je nach der Lage, in welcher man sich befindet, notwendigen Grundsätze zu haben:

1. Wer einen Krieg unternehmen will, muß sich eine genaue Kenntnis von der Stärke des Feindes, den er bekämpfen will, und der Hilfsmittel, die demselben seine Verbündeten gewähren können, verschaffen, endlich seine Kräfte mit denen des Feindes vergleichen und beurteilen, auf welcher Seite die Überlegenheit ist.

2. Muß man genau die Natur des Landes kennen, in welches man den Krieg versetzen will, um gemäß diesen Kenntnissen die Details des Unternehmens festzusetzen.

Diese allgemeinen Regeln gelten für alle möglichen Arten von Krieg; die folgenden sind speziell:

A. Für einen Offensivkrieg:

1. Eure Pläne sollen ein großes Ziel im Auge haben, doch müßt ihr nur ausführbare Sachen unternehmen und die Schimäre ver-

---

[1]) Der Abbé Saint-Pierre (1658—1743) war der Verfasser des vielberufenen Werkes „Plan eines ewigen Friedens", das 1713 erschienen war.

[2]) Text nach: Paul Creuzinger, Die Probleme des Krieges. Zweiter Teil: Das Problem der Strategie. Zweiter Band: Friedrichs Strategie im Siebenjährigen Kriege. (Leipzig 1908, Wilhelm Engelmann.)

werfen. Wenn ihr auch nicht glücklich genug seid, um einen großartigen Plan bis zur Vollendung durchzuführen, so werdet ihr doch viel weiter kommen als diejenigen Generale, welche ohne bestimmten Plan den Krieg von Tag zu Tag führen. Liefert nur dann Schlachten, wenn ihr hoffen könnt, daß euer Erfolg entscheidend sein wird, und liefert keine Schlacht, nur um den Feind zu besiegen, sondern um die Folgen eures Plans auszuführen, der ohne diese Entscheidung aufgehalten wäre.

2. Wiegt euch nie in Sicherheit, sondern vergegenwärtigt euch vielmehr alle Hindernisse, die der Feind euren Plänen entgegenstellen kann, damit er euch nicht überrascht und damit ihr alles vorhergesehen habt, für alle Fälle bereits die Gegenmaßregeln bereit habt.

3. Verschafft euch Kenntnis von dem Genie der Generale, mit denen ihr es zu tun haben werdet, um ihre Handlungsweise besser zu verstehen, ihnen zu imponieren und zu wissen, welcher Fallen ihr euch ihnen gegenüber zu bedienen habt.

4. Daß die Eröffnung eures Feldzuges dem Feinde wie ein Rätsel sei, das ihn zu erraten hindert, von welcher Seite eure Truppen einbrechen werden und welche Absicht ihr hegt.

5. Versucht bei jeder Gelegenheit Bewegungen und Unternehmungen auszuführen, welche der Feind nicht erwartet. Es ist das sicherste Mittel, um Erfolge zu haben.

B. Krieg mit gleichen Kräften:

1. Je mehr Kniffe und Listen ihr anwendet, um so mehr Vorteile werdet ihr über den Feind haben. Man muß ihn täuschen und ihn in die Irre führen, um aus seinen Fehlern Nutzen zu ziehen.

2. Haltet stets am Grundsatz fest, den Krieg, sobald sich die Gelegenheit bietet, in die Offensive zu verwandeln. Dahin müssen eure Bewegungen zielen.

3. Denket an jeden Schaden, den euch der Feind zufügen kann, und kommt ihm durch eure Klugheit zuvor.

4. Greift den Feind nicht an, solange er in Ordnung ist, aber benutzt ohne Zeitverlust den geringsten Fehler. Wer die Gelegenheit vorübergehen läßt, ist nicht wert, sie zu fassen.

5. Benutzt gewonnene Schlachten, verfolgt den Feind bis aufs äußerste und treibt euren Vorteil, so weit ihr ihn nur ausdehnen könnt; denn diese glücklichen Ereignisse sind nicht alltäglich.

6. Entreißt alles, was ihr könnt, dem Zufall durch eure Voraussicht, dennoch wird er nur noch zuviel Einfluß auf die militärischen Operationen haben; es genügt, daß eure Weisheit sich mit dem Zufall teile.

7. Vorteile könnt ihr euch über den Feind verschaffen: sowohl durch den Parteigängerkrieg als auch dadurch, daß ihr seine Eskorten schlagt, seine Lebensmittel wegnehmt, seine Magazine überfallt, seine Parteien schlagt, seine Detachierungen einige Male vernichtet, seine Arrieregarde schlagt, indem ihr ihn auf dem Marsche angreift, kurz, indem ihr sofort mit ihm handgemein werdet, sobald er schlecht aufgestellt ist, usw.

C. Für den Defensivkrieg ist in großen Zügen folgendes zu beachten:

1. Nehmt euch vor, eure sämtlichen Hilfsmittel daranzusetzen, um die Natur des Kampfes zu verändern.

2. Erwägt das Allerschädlichste, was der Feind gegen euch ins Werk setzen kann, und denkt darüber nach, Auskunftsmittel zu finden, um seine Pläne zu hintertreiben.

3. Wählt uneinnehmbare Lager, welche den Feind festhalten, durch die Jalousie, welche ihr, im Falle er seine Stellung verändert, ihm wegen seiner rückwärtigen Verbindungen gebt; und deckt eure Magazine gut.

4. Häuft viele kleine Vorteile an, die alles in allem den großen gleichkommen; seid bestrebt, euch vom Feinde respektieren zu lassen, damit ihn die Furcht vor euren Waffen zurückhalte.

5. Daß alle eure Bewegungen wohl berechnet seien, und beobachtet auf das strengste die Grundsätze der Taktik und der Lagerkunst.

6. Wenn ihr Vorteile errungen habt, nutzet sie soweit wie möglich aus und straft den Feind für seine geringsten Fehler, als wenn ihr sein Schulmeister wäret.

Wenn ihr euch in der Defensive nach einer verlorenen Schlacht befindet, muß euer Rückzug kurz sein; ihr müßt eure Truppen wieder daran gewöhnen, dem Feind ins Auge zu sehen, sie nach und nach kühner machen, die erlittene Beleidigung zu rächen. Gebraucht Kniffe, Listen, falsche Nachrichten, die ihr dem Feinde zukommen lasset, um den günstigen Augenblick herbeizuführen, ihm mit Wucherzinsen den Schaden zurückzugeben, den er euch zugefügt hat.

D. Seid ihr nur halb so stark wie der Feind:

1. Führt einen Parteigängerkrieg; wechselt die Stellung, wenn die Notwendigkeit es gebietet.

2. Detachiert kein Korps von euren Truppen, denn ihr werdet euch einzeln schlagen lassen. Handelt nur mit der ganzen Masse.

3. Wenn ihr euch auf die Verbindung des Feindes werfen könnt, ohne eure Magazine zu gefährden, dann tut es.

4. Möge Tätigkeit und Wachsamkeit Tag und Nacht die Wache an eurem Zelte halten.

5. Denkt mehr an eure rückwärtigen Verbindungen als an das, was ihr vor euch habt, um nicht umzingelt zu werden.

6. Denkt stets über neue Mittel und Aushilfen nach, um euch zu halten; ihr werdet oft gezwungen sein, einen Ostentationskrieg zu führen.

7. Schlagt und vernichtet den Feind einzeln, wenn es möglich ist; aber laßt euch auf keine geordnete Schlacht ein, weil eure Schwäche euch unterliegen lassen würde; gewinnt Zeit, das ist alles, was man von dem gewandtesten Feldherrn verlangen kann.

8. Flieht nicht nach Orten, wo man euch einschließen kann. Denkt an Pultawa, ohne Stade zu vergessen.

E. Von einer defensiven Armee, die Hilfe erwartet:

1. Ihr setzt alles aufs Spiel, wenn ihr euch auf irgendeine Unternehmung vor Ankunft eurer Truppen einlaßt, da diese euch nach ihrer Ankunft sicherstellen in bezug auf das, was ihr unternehmen wollt. Somit müßt ihr euch in der durch ihren Anmarsch verursachten Zwischenpause auf die strengste Defensive beschränken.

Ihr erseht aus dieser Darstellung, wie verschiedenartig die Kenntnisse eines wahren Generals sein müssen. Er muß ein gesundes Urteil über die Politik haben, um die Absichten der Fürsten zu verstehen und die Streitkräfte des Staates und ihre Verbindungen abzuschätzen, um die Zahl der Truppen zu kennen, welche sie und ihre Verbündeten ins Feld stellen, und um die Finanzen des Staates beurteilen zu können. Die Kenntnis des Landes, in welchem er Krieg führen soll, dient als Basis für alle Pläne, die er fassen will; er muß die Kraft besitzen, sich alle Hindernisse, die ihm der Feind entgegenstellen kann, zu vergegenwärtigen, um ihnen zuvorzukommen. Es ist vor allem nötig, daß er seinen Geist daran gewöhne, in der Not vielfache Auskunftsmittel zu finden. Für denjenigen, welcher sich dem Kriegshandwerke widmet, muß der Frieden die Zeit des Nachdenkens und der Krieg derjenige Zeitpunkt sein, in welchem er seine Studien zur Ausführung bringt.

Scriptum in dolore, 1. Dez. 1775. Friedrich.

Napoleon Bonaparte (1769—1821)

Gedanken Napoleons[1]),
welche in Beziehung auf die Kriegskunst stehen. (Auszüge aus seinen Memoiren, seinen Diktaten und seiner Korrespondenz.)

1.

Der Geist eines guten Generals sollte, was die Klarheit betrifft, dem Glase des Teleskopes gleichen, das über den Schleifstein ging und dem Auge kleine Bilder zeigt.

2.

Die Generale machen sich durch ihre Siege oder durch ihre ausgezeichneten Taten bekannt.

3.

Nichts verleiht mehr Mut und klärt die Ideen besser auf, als wenn man die Position seines Feindes genau kennt.

4.

Der Krieg ist, gleich der Regierung, eine Angelegenheit des Taktes.

5.

Man muß die kriegerische Taktik alle zehn Jahre ändern, wenn man eine Überlegenheit bewahren will.

6.

Das Los einer Schlacht ist das Resultat eines Augenblicks, eines Gedankens; man nähert sich mit verschiedenen Kombinationen, man gerät untereinander, man schlägt sich einige Zeit, der entscheidende Augenblick zeigt sich, ein moralischer Funke blitzt auf, und die kleinste Reserve genügt zur Ausführung.

---

[1]) Napoleons Maximen der Kriegführung. Mit Anmerkungen und verglichen mit den Grundsätzen andrer großen Feldherren durch einen königl. preuß. Artillerieoffizier. Weimar 1852, B. Fr. Voigt. — Vgl. Napoléon Bonaparte: Virilités. Maximes et pensées. Avec une introduction, par Jules Bertaut. Paris 1912.

7.

In allen Schlachten tritt ein Augenblick ein, wo die tapfersten Soldaten, nachdem sie die größten Anstrengungen vollbracht haben, sich zur Flucht geneigt fühlen. Dieser Schrecken rührt von dem Mangel des Vertrauens auf ihren Mut her; es bedarf nur einer geringen Veranlassung, eines Vorwandes, um ihnen dieses Vertrauen zurückzugeben. Die große Kunst besteht darin, es zu erwecken.

8.

Es gibt einen Augenblick in den Schlachten, wo das kleinste Manöver entscheidet und die Überlegenheit verleiht. Das ist der Wassertropfen, welcher das Überlaufen des Gefäßes hervorbringt.

9.

Es gibt mehrere Arten, eine gegebene Position mit einer und derselben Armee einzunehmen. Der militärische Blick, die Erfahrung und das Genie des Generals en chef bestimmen darüber. Das ist seine Hauptangelegenheit.

10.

Man muß in dem Kriege jede Gelegenheit benutzen, denn das Glück ist ein Frauenzimmer; verfehlt man es heute, so darf man nicht erwarten, es morgen wiederzufinden.

11.

Um sich nicht darüber zu wundern, Siege zu erringen, darf man nur an Niederlagen denken.

12.

Es ist dem Geiste der Menge nach Grundsatz, daß, wenn der Feind Verstärkungen erhält, diese hinlänglich sein müssen, daß er gleich stark zu sein glaubt.

13.

Der Erfolg hängt im Kriege von dem Blicke und dem Augenblicke ab[1]).

---

[1]) Napoleon sagt in seinen Memoiren, daß die Schlacht bei Austerlitz, die er so vollständig gewann, verloren gewesen sein würde, wenn er sechs Stunden früher angegriffen hätte.

14.

Die Gewohnheit der Kämpfe, die Überlegenheit der Taktik und die Kaltblütigkeit des Kommandos machen allein Sieger und Besiegte.

15.

Artigkeit und gute Behandlung ehren nur den Sieger; sie entehren den Besiegten, welcher Zurückhaltung und Stolz zeigen muß.

16.

Es geht mit den Staaten wie mit einem Fahrzeuge auf dem Wasser und wie mit einer Armee; es sind Kälte, Mäßigung, Weisheit, Verstand bei Abfassung der Befehle, Vorschriften oder Gesetze erforderlich, Entschlossenheit und Kraft bei ihrer Ausführung.

17.

Im Kriege wie in der Politik ist jedes Übel, wäre es auch in der Regel, nur insofern zu entschuldigen, als es durchaus notwendig ist; alles, was darüber hinausgeht, wird Verbrechen.

18.

Im Kriege, wie in der Politik, kehrt der verlorene Augenblick nicht zurück.

19.

Der militärische Fanatismus ist der einzige, der zu etwas taugt; man muß ihn besitzen, um sich töten zu lassen.

20.

Die ersten Eigenschaften des Soldaten sind Ausdauer und Disziplin; die Tapferkeit ist erst die zweite.

21.

Der Soldat folgt dem Glücke und dem Mißgeschicke seines Generals, seiner Ehre und seiner Religion.

22.

Ein Soldat muß den Schmerz und die Traurigkeit der Leidenschaften zu besiegen wissen. Es liegt für ihn ebensoviel wahrer Mut darin, mit Ausdauer die Leiden der Seele zu ertragen, wie unter dem

Kartätschenfeuer einer Batterie fest stehen zu bleiben. Sich dem Kummer ohne Widerstand hinzugeben, sich zu töten, um sich demselben zu entziehen, das heißt, das Schlachtfeld vor dem Siege verlassen.

23.

Die strengen Regeln der militärischen Disziplin sind nötig, um die Armee vor Niederlagen, vor einem Blutbade und besonders vor der Entehrung zu bewahren. Sie muß die Schande für furchtbarer betrachten als den Tod. Eine Nation findet Menschen viel leichter, als sie ihre Ehre wiedergewinnt.

24.

Die militärischen Vergehungen müssen schnell und streng bestraft werden.

25.

Die wahre Belohnung einer Armee besteht in der guten Meinung ihrer Landsleute.

26.

Es gibt nichts Großes, dessen der Franzose nicht fähig sei; die Gefahr elektrisiert ihn, das ist sein Erbteil von den Galliern; die Liebe zum Ruhm ist für ihn wie ein sechster Sinn.

27.

In dem Belagerungs- wie in dem Feldkriege spielen die Kanonen die Hauptrolle.

28.

Nichts ist verderblicher als eine Lage der Artillerie auf eine Masse. Man kann eine oder zwei Kugeln vermeiden, aber es ist beinahe unmöglich, achtzehn oder zwanzigen zu entgehen.

29.

Wenn man den Tod nicht fürchtet, verbreitet man ihn in den feindlichen Reihen.

30.

Die Armeen genügen nicht, um eine Nation zu retten, während eine durch das Volk verteidigte Nation unbesiegbar ist.

31.

Die Revolutionen sind eine gute Zeit für die Militärs, welche Geist und Mut besitzen.

32.

In den Zeiten der Unruhen, und besonders nach einem Siege des Volkes, entstehen die Elemente einer nationalen Macht, welche die Armee wird, die zu der Verteidigung des Vaterlandes berufen ist.

33.

In dem Bürgerkriege ist es nicht einem jeden gegeben, daß er sich zu benehmen weiß; es ist dazu etwas mehr erforderlich als militärische Klugheit, nämlich Scharfsinn und Menschenkenntnis.

34.

In dem Parteikriege ist der Besiegte für lange Zeit entmutigt; besonders in den Bürgerkriegen ist das Glück notwendig.

35.

Die militärischen Eigenschaften sind nur unter einigen Umständen nützlich; die bürgerlichen Tugenden üben in jedem Augenblicke Einfluß auf das öffentliche Wohl.

36.

Es gibt keine Lorbeeren, wenn sie mit dem Blute der Mitbürger gerötet sind.

37.

Für die militärischen, öffentlichen und Verwaltungsangelegenheiten sind ein kräftiger Sinn, eine tiefe Analyse und die Fähigkeit erforderlich, lange ausdauern zu können, ohne ermüdet zu werden.

38.

Die besiegten Völker werden nur durch ein Gemisch der Politik und Strenge und durch die Amalgama mit der Armee zu Untertanen des Siegers.

39.

Das Terrain ist das Schachbrett des Generals; seine Wahl entscheidet über seine Fähigkeit oder seine Unwissenheit.

40.

Jeder Parteichef muß sich des Enthusiasmus zu bedienen wissen; es gibt keine Faktion, die nicht ihre Besessenen hätte. Der größte General ist mit Soldaten ohne Enthusiasmus nur ein Ignorant.

41.

Man wird von seinen Untergebenen nur dann wahrhaft unterstützt, wenn sie wissen, daß man unbeugsam ist.

42.

Ein Staat erwirbt nur dadurch fähige Offiziere, daß er die Erziehung pflegt und die Wissenschaften unterstützt, deren Resultat sich auf die Marine bezieht, auf die Kriegskunst, auf die Künste, die Kultur des Bodens, die Erhaltung der Menschen und der lebenden Wesen.

43.

Eine Schlacht ist eine dramatische Handlung, die ihren Anfang, ihre Mitte und ihr Ende hat. Die Schlachtordnung, welche beide Armeen annehmen, und ihre ersten Bewegungen, um zum Handgemenge zu kommen, sind die Exposition; die Gegenbewegungen, welche die angegriffene Armee macht, bilden die Verschürzung, welche neue Dispositionen erfordert und die Krisis herbeiführt, aus der das Resultat oder die Entwicklung entsteht.

44.

Der wahre Mut und die kriegerischen Talente erstaunen über nichts und werden durch keine Art der Entbehrung entmutigt.

45.

Der General, der große Dinge vollbringt, ist der, welcher die bürgerlichen Eigenschaften mit dem Scharfblicke vereinigt, mit der Berechnung, dem Geiste und den Kenntnissen der Verwaltung, mit der Beredsamkeit — nicht der des Advokaten, sondern der, welche sich an der Spitze der Armee geziemt, und endlich mit der Kenntnis der Menschen.

46.

Das wichtigste Geheimnis des Krieges besteht darin, sich zum Herrn der Kommunikationen zu machen.

47.

Ein General braucht im Kriege nur drei Dinge zu können: täglich zehn Stunden zu machen und dann zu schlagen und zu kantonieren.

48.

In dem Kriege muß man bei jeder Bewegung den Zweck haben, eine gute Position zu gewinnen.

49.

Das militärische Genie ist eine Gabe des Himmels; doch die wesentlichste Eigenschaft eines Generals en chef ist die Charakterfestigkeit und die Entschlossenheit, um jeden Preis zu siegen.

50.

In dem Gebirgskriege muß man sich angreifen lassen und niemals selbst angreifen: in der Ebene gilt das Gegenteil.

51.

Die Schlachten müssen nicht geliefert werden, wenn man nicht im voraus auf siebzig Möglichkeiten zu seinen Gunsten rechnen kann; man darf selbst nur dann eine Schlacht liefern, wenn man auf keine neuen Möglichkeiten mehr hoffen darf, somit das Los der Schlachten seiner Natur nach immer zweifelhaft ist; ist sie aber einmal beschlossen, dann muß man siegen oder untergehen.

52.

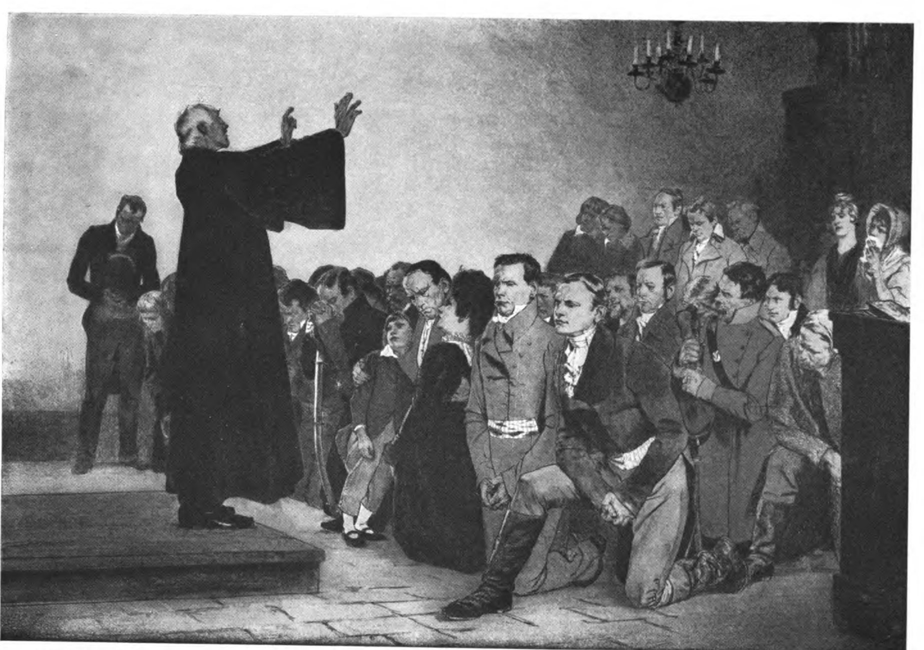
Von der Sorgfalt, die man den Depotbataillonen widmet, hängen die Güte und die Dauer einer Armee ab.

53.

Jede Armee, die ihren ersten Kampf besteht, widersteht nur schwer den ersten Prüfungen des Krieges, und wenn sie noch überdies eine weite Strecke zurückzulegen hat, vermindert sie sich im Verhältnis zu der zu durchlaufenden Entfernung.

54.

Mit einer jungen Armee kann man wohl eine furchtbare Position einnehmen, doch nicht bis zum Ende einen Plan, eine Absicht verfolgen.



ARTHUR KAMPF *RICHARD JERICKE, LEIPZIG*

DIE EINSEGNUNG DER FREIWILLIGEN IM JAHRE 1813

55.

In dem Kriege erfordert die Klugheit, den Feind, den man kennt, richtig zu würdigen, und den, welchen man noch nicht kennt, viel höher, als er es verdient.

56.

Die zu dem Offensivkriege zweckmäßigen Eigenschaften sind Tätigkeit, Kühnheit und Scharfblick; noch muß man Verstand und Entschlossenheit hinzufügen.

57.

Soldaten, welche zu sterben entschlossen sind, können immer ihre Ehre retten, und oft gelingt es ihnen, zugleich auch ihre Freiheit und ihr Leben zu retten.

58.

Eine Armee, die sich zurückzieht, braucht etwas Vorsprung, um schlafen und essen zu können. Sie muß auch den Feind nicht zu nahe hinter sich haben; denn auf dem Wege, dem Feinde den Rücken zugekehrt, einen Angriff versuchen, ist die gefährlichste Art, eine Schlacht zu beginnen. Es gibt daher einen Augenblick, wo das Klügste, was man tun kann, ist, sein Terrain zu wählen, und auf demselben haltzumachen, um zu kämpfen.

59.

Weder ein Fluß noch irgendeine Linie können verteidigt werden, ohne offensive Punkte zu haben; denn wenn man nichts getan hat, als sich zu verteidigen, hat man sich Gefahren ausgesetzt, ohne irgend etwas zu erreichen. Wenn man indes die Verteidigung mit einer offensiven Bewegung verbinden kann, setzt man den Feind größeren Gefahren aus als er das angegriffene Korps.

Erzherzog Carl (1771—1847)

Geschichte des Feldzuges von 1799 in Deutschland und in der Schweiz (Wien 1819)[1]

Moden beherrschen die Menschen selbst in ihren wissenschaftlichen Begriffen. Adepten geben den Ton, proklamieren Gemeinplätze und wohl gar Irrtümer als tief erforschte, unumstößliche Wahrheiten und finden Glauben und Anhänger unter der Menge, die nachbetet, nicht denkt und nicht prüft. Selbst die Klügeren verleugnen ihre besseren Ansichten teils aus Schwäche, teils aus übertriebener Achtung für das Urteil der Mehrzahl. Nur der Mann, der durch Ansehen und Taten berechtigt ist, seine Stimme mit Festigkeit zu erheben, und dem bei innerer Kraft und sicherem Blick auch die Gewalt zuteil ward, seine Überzeugung als Gesetz geltend zu machen, wagt es, dem Vorurteil die Stirne zu bieten und seine Meinung mit Zuversicht zu behaupten. Aber wie wenig gibt es solche Männer; und wie selten finden sie dort Gehör, wo die Kriege entschieden und vorbereitet werden. Durchgreifende Maßregeln erhalten fast nie den Beifall der Politiker, deren eigentlicher Beruf gewöhnlich ist, Schwierigkeiten auszuweichen, nicht aber sie zu überwinden, und die selbst dann, wenn sie den gordischen Knoten zerhauen wollen, sich so schwer von Nebenrücksichten losreißen, um ausschließlich den großen Zweck zu verfolgen. Allgemein war bei den österreichischen und französischen Armeen der Glaubenssatz an der Tagesordnung, daß der Besitz der Höhen über den Besitz der Ebene entscheide. Die Wahrheit dieses Satzes hatte sich bei einzelnen Gefechten, Stellungen und Märschen im taktischen Sinne so oft erprobt, daß er in dieser Anwendung nicht zu bezweifeln war. Allein man wandte ihn auch auf die großen Kombinationen der Strategie an und

---

[1]) Ausgewählte Schriften weiland Seiner Kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Carl von Österreich. Herausgegeben im Auftrage seiner Söhne der Herren Erzherzoge Albrecht und Wilhelm. Mit Karten und Plänen. Dritter Band. Wien und Leipzig 1893, Wilhelm Braumüller.

folgerte daraus, daß der Besitz des gebirgigen Teiles eines Kriegsschauplatzes jenen des offeneren nach sich ziehe, und daß man auf den ersten die Operationen gegen den letzteren gründen müsse. Aus diesem Trugschlusse entstand damals die herrschende Meinung, daß die Schweiz die Vormauer von Frankreich sowie Tirol von Österreich sei, und daß kein Plan einen günstigen Erfolg verbürge, der nicht die Besetzung dieser höchsten Gebirge zum ersten Gegenstand nehme. Man betrachtete sie als Zitadellen, als Bastionen, welche Deutschland und Italien flankierten, aus welchen man durch Ausfälle jede feindliche Operation in Schwaben, Bayern, an dem Po und an der Etsch vereiteln könne, und bedachte nicht, daß ein bedeutendes, folgenreiches Manöver nie ohne hinlängliche Basis und ohne Sicherheit des Rückzuges zu unternehmen sei. Auf solche irrigen Vordersätze gründete man das ganze System des Krieges; und obwohl seine Unrichtigkeit durch den Erfolg bestätigt wurde, so kamen doch die wenigsten von ihrer vorgefaßten Meinung zurück, sondern opferten derselben den Ruhm der Armeen und der Feldherren, mit deren Unfähigkeit sie das Mißlingen der Operationen entschuldigten.

* * *

Zum Vorteil des Angreifenden wirken nicht allein alle moralischen, die Stimmung des Soldaten erhöhenden Triebfedern, sondern auch die Hilfsmittel aus dem Gebiete der Kunst. Er faßt seinen Entschluß, bestimmt seine Bewegungen, vereinigt seine Kräfte auf dem erkorenen Punkt und gewinnt eine Überlegenheit, gegen welche sich der Verteidiger nur dadurch im Gleichgewicht erhalten kann, daß er dem Gegner die Möglichkeit raubt, sich seiner überlegenen Mittel zu bedienen und sie in vollem Maße zu benutzen. Dahin gelangt man in der Defensive, wenn man jedem nachteiligen Gefecht ausweicht, bloß in vorteilhaften Positionen Widerstand leistet, die Truppen nach dem Terrain zu verwenden versteht und jeden günstigen Augenblick benutzt, selbst die Offensive zu ergreifen.

Im allgemeinen sind nur jene Stellungen mit Wahrscheinlichkeit eines günstigen Erfolges stehenden Fußes zu behaupten, welche durch kein Manöver überwältigt werden können, das der Verteidiger nicht zu hindern vermag: also durch keine nahe Umgehung, durch keinen verdeckten Angriff, durch keine Überraschung usw. Aber wie selten findet man diese Eigenschaften im Gebirge vereinigt! Und doch erfordert öfters der Zusammenhang der Operationen, sich gewisser Nebenlinien zu versichern, Durchzüge durch Seitentäler zu sperren, Posten zu behaupten, die zwar den kombinierten Anstrengungen des Feindes in der Länge nicht widerstehen würden, aber durch eine bemessene Ausdauer zum Erfolg ihren natürlichen Entsatz finden. Stellungen, die in einer solchen Absicht gewählt werden, müssen wenigstens den Vorteil gewähren, daß die Besatzung durch keine größere, überflügelnde, umfassende Front des Gegners oder durch sein überlegenes konzentrisches Feuer zum Rückzug gezwungen werde; daß das Terrain dem Feinde nicht gestatte, mehr Kräfte beim Angriff zu verwenden, als man ihm entgegenzustellen vermag. Außerdem soll die verhältnismäßige Entfernung und Aufstellung der Vorposten gegen Überfälle schützen und den Feind so lange aufhalten, bis die Kenntnis seiner Absichten erreicht und die Gegenanstalten getroffen sind. Die Truppen und das Geschütz, welche die Stellung verteidigen, sollen die Zugänge übersehen, bestreichen und womöglich beherrschen. Die Reserven müssen nahe genug hinter den Angriffspunkten sein, um sie im entscheidenden Augenblicke zu unterstützen, und doch entfernt genug, um nicht vor der Zeit von dem Feuer der Angreifenden zu leiden oder bei der Zurückwerfung der Vorderen mit ihnen fortgerissen zu werden. Endlich muß der Rückzug gesichert und, wenn sich hinter der Front ein Defilee befindet, durch welches seine Richtung geht, dasselbe nie unbenutzt gelassen werden: sonst folgt auf den Verlust der Position die gänzliche Aufreibung ihrer Besatzung.

* * *

Wer seine Entwürfe auf klare Begriffe und Ansichten gründet und sie ebenso klar und einfach mitteilt, wird verstanden, belehrt und kann unbedingten Gehorsam fordern. Er verfolgt den wahren und nur einen Zweck auf dem sichersten, einfachsten Weg und überwältigt mit vereinter Kraft den zwischen mehrerlei Objekten schwankenden Gegner, der nach einem jeden strebt, ohne das Wichtigste von dem Zufälligen zu unterscheiden. Der große Haufen bewundert den umfassenden Geist des Mannes, der über einen und denselben Gegenstand die zahlreichsten und verschiedensten Ansichten hat, man erstaunt über die Auffassung von so vielerlei Begriffen und huldigt ihnen als Ausströmungen einer höheren Intelligenz. Dagegen erscheint derjenige gemein und alltäglich, dessen Blick und Entscheidung so einfach und klar sind, daß sie einem jeden im ersten Augenblick einleuchten. Dennoch wirkt in dem ersten Augenblick nur das Spiel der Phantasie und des Gedächtnisses, in dem zweiten allein zeigt sich der Geist des Feldherrn; in ihm allein entwickelt sich das Resultat einer tiefen Sachkenntnis. Je zahlreicher und vielartiger die Bestandteile eines Ganzen sind, desto schwerer ist es, sie auf wenige unumstößliche Hauptzüge zurückzuführen, aber desto leichter, eine große Menge scheinbarer Regeln aufzufinden; daher aber auch so oft die Verwirrung in den Entwürfen und so gewöhnlich die Anmaßung in der Beurteilung der Kriegsoperationen.

* * *

Ein unwiderrufliches Gesetz der Natur sichert bei der Reibung zweier entgegengesetzten Körper dem stärkeren die Oberhand zu. Die Stärke ist das Resultat von dem Zusammenwirken aller Kräfte, welche in dem aus so vielen Teilen künstlich gebildeten Körper einer Armee mannigfaltig sind. Sie liegen teils in dem Mechanismus selbst; und dann ist die Zahl der Streiter nur eine davon, ebenso ihre physische Beschaffenheit, Gewandtheit, Bewaffnung, Ausrüstung, Nahrung

u. dgl.; teils in äußerlichen Hilfsmitteln, wie z. B. in den natürlichen oder erzeugten Vorteilen des Terrains. Die Summe aller dieser verschiedenen Kräfte bildet die Stärke der Armee und entscheidet im Kriege nicht für jene, bei welcher die Summe größer ist, sondern für jene, welche die Kunst versteht, die Gesamtzahl ihrer Kräfte vereint in Anwendung zu bringen und ihnen einen überlegenen Grad von Wirksamkeit zu geben. Dieser Zweck wird durch moralische und intellektuelle Einwirkungen hervorgebracht; bei den Soldaten durch den Geist der Manneszucht und Tapferkeit, (durch) die Liebe zum Vaterlande und das Zutrauen zu den Vorgesetzten; bei den Offizieren durch die Gewalt der Überzeugung von den hervorstehenden Eigenschaften des obersten Feldherrn, dessen Charakter und Talente, Machtvollkommenheit, Einheit im Kommando und im Willen dem Ganzen die nötige Bewegung und die zweckmäßige Richtung geben müssen.

Solche moralischen Mittel sind auch vermögend, in einzelnen Fällen einer geringeren Masse physischer Kräfte die Überlegenheit über eine zahlreichere zu verschaffen, welche nicht von dem nämlichen Geiste beseelt ist. Aber ganz und im allgemeinen können sie das fehlende Gleichgewicht nicht herstellen, weil kein Wille ohne Werkzeug zur Ausführung fruchtet. Die Verbindung und das Verhältnis zwischen den physischen, moralischen und intellektuellen Bestandteilen des Menschen ist uns zu wenig bekannt, um einen sicheren Maßstab anzugeben, in welchem Grade sie jedesmal sich wechselseitig unentbehrlich sind und einer von dem andern ersetzt werden kann. Allein der Menschenkenner — und dies sollte jeder Staatsmann und jeder Feldherr sein — wird sich durch Beobachtung und Erfahrung einen gewissen Takt eigen machen, der richtig genug ist, um seine Berechnungen selten zu täuschen. So besiegten oft kleine, aber geistvolle Heere größere Massen, und im Gegenteil unterwarfen rohe Barbaren bloß durch den Aufwand überlegener physischer Kräfte die gebildetsten Truppen der Welt. Zuweilen stellte auch ein dem Scheine nach unbedeutender Umstand das Gleich-

gewicht zwischen den Kämpfenden her, welches man schon unwiederbringlich verloren wähnte.

* * *

Es gibt nur zwei Grundlagen zur Bestimmung der Operationen sowohl beim Angriff als auch bei der Verteidigung: entweder strategische Ansichten oder das Benehmen des Gegners. Jener, welcher die ersteren befolgt, schreibt dem Feinde Gesetze vor und straft ihn empfindlich, wenn er diesen Gesetzen nicht huldigt; nämlich wenn er sich dem auf der wichtigsten Linie gegen das entscheidende Objekt Vordringenden nicht widersetzt oder wenn er ihn nicht auf dem Punkt angreift, von dessen Besitz der Erfolg der Operation abhängt. Der andere hingegen, der sein Verfahren nach jenem des Gegners abmißt, kann nur langsam und mit Hilfe einer großen Überlegenheit vorgehen und wird in der Defensive meistens zu spät auf dem bedrohten Punkte ankommen, weil sich die Lage der Dinge fast immer verändert, bevor er, von des Feindes Absichten unterrichtet, Gegenmaßregeln ergreift. Aber selten finden sich bei einem Manne Einsicht und Entschlossenheit in so hohem Grade vereint, daß ihn Zweifel, wenn auch nur von außen erregt, in großen entscheidenden Augenblicken nicht irre und wankend machen. Gewöhnlich folgen die Menschen alsdann weit weniger ihrem eigenen Entschlusse als äußeren Einwirkungen. Umstände und fremde Urteile geben ihren Handlungen meistens Anstoß und Richtung; die große Mehrzahl will, besonders in wichtigen Dingen, beherrscht und fortgerissen werden.

* * *

Es ist im Kriege sehr gefährlich, mitten in einem Unternehmen stehen zu bleiben, bevor man nach der Verlassung eines strategischen Punktes einen andern erreicht hat. Lieber als in dieser nachteiligsten aller Verfassungen zu halten, nehme man eine neue Richtung an und eile zu einem andern, von dem vorgesetzten verschiedenen Objekt. Über-

haupt ist es in den meisten Verhältnissen des menschlichen Lebens Täuschung, wenn man glaubt, stehen bleiben zu können; wer nicht vorrückt, geht fast immer zurück. Zu den vielen Elementen der militärischen Zeitberechnung gehört die Überzeugung, daß ein Teil nicht augenblicklich von den Absichten und Bewegungen des andern unterrichtet sein könne. Diese Betrachtung vermehrt die Kühnheit und gewährt den Vorteil der Schnelligkeit im Entschluß und in der Ausführung. Langsame Operationen entgehen dem Feinde nicht und scheitern an den Gegenanstalten, zu welchen man ihm Zeit läßt.

Wilhelm von Blume (geb. 1835)

Der Feldherr als Persönlichkeit[1])

Die Persönlichkeit des Feldherrn übt im Kriege einen starken und weitreichenden Einfluß durch die nahen Beziehungen aus, in denen er zu seinen Truppen, zu anderen Heerführern und zu seinem Stabe steht.

Die Kunst des Feldherrn findet bezüglich der durch sie erreichbaren Ziele ihre Grenze in der Stärke, d. h. in der Zahl und Güte der ihm zur Verfügung stehenden Streitkräfte. Deren Güte ist aber in erster Linie durch ihre Disziplin und den in ihnen herrschenden Geist bedingt. Deshalb gehört die Sorge für Aufrechterhaltung der Disziplin und die Pflege des guten Geistes im Heere zu den wesentlichen Aufgaben des Feldherrn. Er teilt diese Aufgabe mit seinen Unterführern aller Klassen, würde ihr aber nicht gerecht werden können, wenn er sich darauf beschränken wollte, deren Tätigkeit zu überwachen. Vielmehr ist er in hervorragendem Maße unmittelbar an ihr beteiligt, sein persönlicher Einfluß auf die Disziplin und den Geist des Heeres ist der vorherrschende, weil in den Gefahren und Nöten des Krieges alle Heeresangehörigen lebhaft die große Bedeutung empfinden, die sein Schaffen und Wirken für das Schicksal des Vaterlandes wie für das Geschick jedes einzelnen von ihnen hat. Wo er sich blicken läßt, sind aller Augen auf ihn gerichtet, und die Frage, was von ihm und seinen Entschlüssen zu erwarten ist, beschäftigt unablässig die Gemüter. Das kommt starkem persönlichen Einfluß gleich.

In der Tat lehrt die Geschichte, daß ein Feldherr, der das Vertrauen und die Liebe des Heeres besitzt, die höchsten Anforderungen an die Selbstverleugnung und die Opferwilligkeit seiner Truppen stellen und dadurch

---

[1]) Feldherrntum. Aus dem Beiheft zum Militär-Wochenblatt 1914, Viertes Heft. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. Mit freundl. Erlaubnis des Verlags. — Ursprünglich Schlußkapitel von v. Blumes Werk „Strategie, ihre Aufgaben und Mittel" (Berlin 1912).

Erfolge erzielen kann, die dem Heerführer, der den Herzen der Krieger fernsteht, versagt bleiben. Die großen Feldherren haben sich, wie verschieden auch ihre Eigenart war, ausnahmslos der begeisterten Anhänglichkeit ihrer Heerscharen erfreut. Es müssen daher doch übereinstimmende Vorbedingungen persönlicher und sachlicher Natur im Wesen des Feldherrntums begründet sein, auf denen solche Macht der Persönlichkeit beruht. Vielleicht kommen wir ihnen durch nachfolgende Betrachtungen näher.

Vertrauen des Heeres zum Feldherrn und Anhänglichkeit an ihn haben zur unerläßlichen Voraussetzung, daß er in hohem Ansehen steht. Solches ist ihm bei einer disziplinierten Heeresmacht schon durch sein Amt und seinen Rang so lange gesichert, als er es nicht durch eigenes Verschulden einbüßt. Das Höchste dem Herrscher des Landes, der im Kriege persönlich den Oberbefehl führt. Ein legitimer Herrscher, der als oberster Kriegsherr seinem Heere schon im Frieden stets nahegestanden hat, darf, wenn er es ins Feld führt, von vornherein auch auf dessen Vertrauen und treue Anhänglichkeit rechnen. Günstig ist in dieser Hinsicht auch die Lage eines Generals, der sich bereits als hervorragender Feldherr bewährt hat und als solcher dem Heere bekannt ist. Ein anderer Heerführer muß Vertrauen und Zuneigung erst erwerben. Und für keinen Feldherrn ist der Besitz dieser Güter dauernd gesichert, sie müssen immer aufs neue erworben werden.

Das sicherste Mittel hierfür ist der Erfolg. Er ist freilich bei dem erheblichen Spielraum, den selbst die vollkommenste Ausübung der Feldherrnkunst noch dem Zufall offen läßt, nicht unabhängig vom Glück. Aber auf die Dauer hat doch, wie Moltke treffend sagt, nur der Tüchtige Glück. Das ergibt sich naturgemäß daraus, daß Geist und Initiative dazu gehören, Vorteile, die ein glücklicher Zufall unerwartet gewährt, rechtzeitig zu erkennen und wahrzunehmen, die Folgen unglücklicher Zufälle aber geschickt abzuwenden. In diesem Sinne wird das Glück nicht mit Unrecht eine gute Feldherrneigenschaft genannt.

Aber das Vertrauen des Heeres zum Feldherrn hängt doch nicht

allein vom Erfolge ab. Selbst bei Mißgeschick kann ein tüchtiger Feldherr es wohl erwerben, mindestens einmal erworbenes Vertrauen lange behaupten. Eine unerläßliche Vorbedingung hierfür ist jedoch sichere, zielbewußte Führung. Unnötige Alarmierungen, ermüdende Aufenthalte, Hin- und Hermärsche, Unregelmäßigkeiten der Verpflegung und ähnliche, oft harte Prüfungen der Truppen lassen sich im Kriege niemals ganz vermeiden, am wenigsten in Zeiten ungünstigen Verlaufs der Operationen, in denen gesteigerte Abhängigkeit vom Handeln des Gegners besteht. Sie sind nicht immer unmittelbare Folgen von Anordnungen oder Unterlassungen des Feldherrn, häufen sich jedoch, wenn in der Oberleitung Unruhe und Unsicherheit Platz greifen, zumal dort herrschende Nervosität sich nur zu leicht auf die Unterführer fortpflanzt. Die Truppen aber haben ein feines Empfinden dafür, ob sie von oben herab sicher oder unsicher geführt werden, und ihr Vertrauen zum Feldherrn ist davon wesentlich abhängig.

Von nicht geringem Einfluß hierauf ist auch dessen persönliche Haltung. An ihr und an seinen Mienen sucht jedermann da, wo er sich zeigt, zu erkennen, wie die Dinge stehen. Sieht er gedrückt, besorgt aus, so sinkt der Mut, erscheint er zuversichtlich, so schwinden Zweifel und Bedenken. Wichtiger als für den Diplomaten ist es für den Feldherrn, daß er sich in seinem äußeren Verhalten zu beherrschen wisse. Am meisten in kritischen Zeiten, besonders in der Schlacht, und selbst nach verlorener Schlacht. Von Friedrich dem Großen wird berichtet, daß er nach der unglücklichen Schlacht von Kolin in fast ununterbrochenem Ritt zur Armee vor Prag zurückgeeilt, dort, nachdem er sechsunddreißig Stunden auf demselben Pferd zugebracht hatte, körperlich und seelisch völlig erschöpft angelangt, gleichwohl in königlicher Haltung durch das Lager der Truppen nach seinem Quartier geritten, dort allerdings zusammengebrochen sei, um jedoch schon am folgenden Tage wieder kühn das Haupt zu erheben. „Bei unserem Unglück," schrieb er am 20. Juni nach dem Abmarsch von Prag an den Prinzen Moritz von Anhalt, „muß unsere gute Contenance die Sache so viel möglich reparieren." Und Napoleon

hat auf St. Helena bekannt, er sei am Tage vor jeder Schlacht innerlich so erregt gewesen, daß es ihm schwer geworden sei, äußerlich gelassen zu erscheinen. Aber niemals hat selbst seine nächste Umgebung Unruhe an ihm wahrgenommen. Gleichmut und Zuversicht muß ein Feldherr, wenn sie ihn verlassen, erheucheln können.

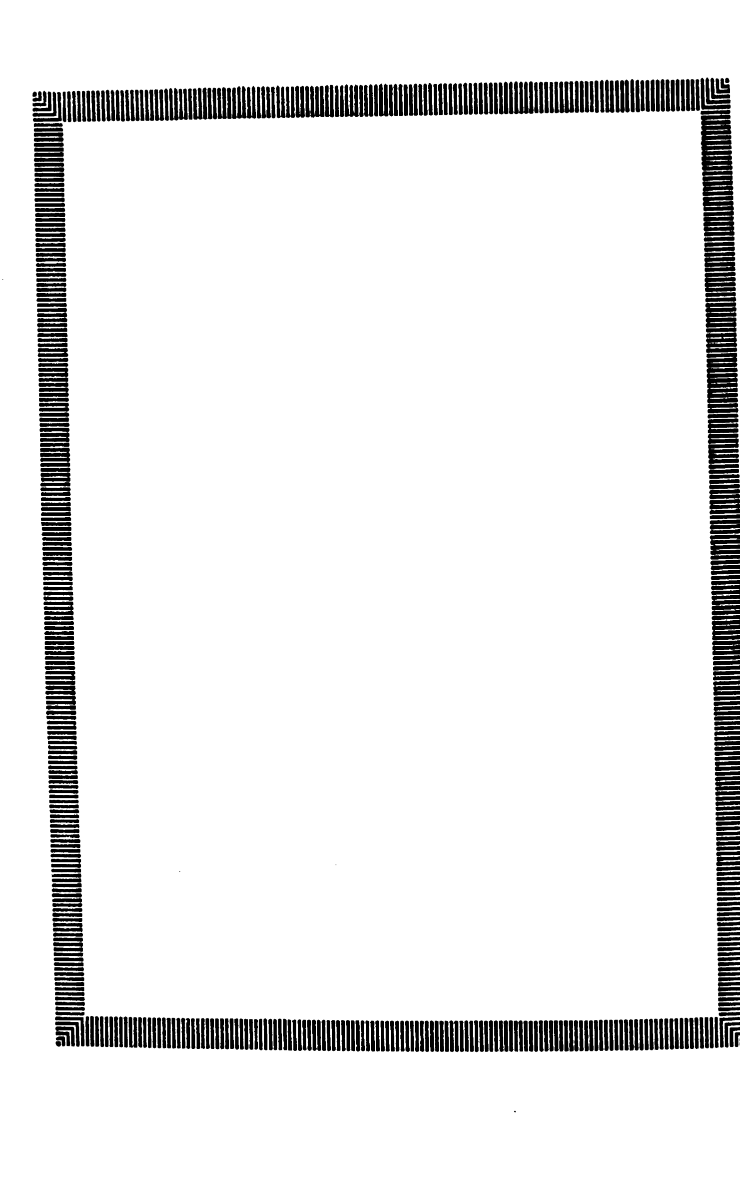
Hiervon abgesehen, würde Schauspielerei eines Feldherrn deutschen und ähnlich gearteten Truppen gegenüber ihren Zweck jederzeit verfehlen. Wenn die Maskerade eines Murat, die Scharlatanerie, mit der Suworow und Skobelew ihr Heldentum verunzierten, oder gar das Komödiantentum eines Boulanger bei den Truppen, an deren Spitze sie standen, wirkungsvoll gewesen sein mögen, so würde ein deutscher Feldherr durch ähnliches Verhalten der Lächerlichkeit verfallen. Sein Auftreten muß, um Eindruck zu machen, vor allem natürlich und wahr sein, seinem innersten Wesen ebenso wie den obwaltenden äußeren Verhältnissen entsprechen.

Nicht ohne Einfluß auf die Phantasie des Soldaten ist die äußere Erscheinung des Feldherrn. Von stattlicher Gestalt, in guter militärischer Haltung vor der Front der Truppen erscheinend, macht er vorweg auf sie einen günstigen Eindruck. Von ausschlaggebender Bedeutung ist dieser Vorzug gleichwohl nicht. Friedrich der Große und Napoleon waren von Gestalt unscheinbar, aber kein anderer Feldherr hat sie an Macht über die Gemüter der Truppen erreicht. Die geistige Überlegenheit und der unbeugsame Wille, die aus ihren Augen leuchteten, aus jeder ihrer Bewegungen und jedem ihrer Worte sprachen, entzogen jenen Mangel gänzlich dem Blick.

Zu den unentbehrlichen Eigenschaften des Feldherrn gehört dagegen die Gabe der Rede. Ein Feldherr, der seinen Truppen gegenüber nicht das rechte Wort zur rechten Zeit zu finden weiß, entbehrt eines Hauptmittels, auf ihren Geist zu wirken. Meister der Kunst, die Truppen anzufeuern, war Napoleon. Die Ansprachen, die er vor der Schlacht an sie richtete, waren, ebenso wie seine Tagesbefehle, mustergültig durch ihre Anpassung an die Eigenart seiner Soldaten, durch ihre militärische Kürze

und ihre eindrucksvolle Form. Sie haben nicht wenig zu seinen Siegen beigetragen. Auch durch herben Tadel haben angesehene Feldherren oft große Wirkungen erzielt, nicht selten weichende Truppen veranlaßt, dem Feinde aufs neue mutig die Stirn zu bieten und so die Ehre ihrer Fahnen zu retten. Doch ist Vorbedingung des Erfolges einer jeden Ansprache, die der Feldherr an eine Truppe richtet, daß sein Auftreten zwar temperamentvoll, zugleich aber würdevoll sei. Er muß sich bewußt sein, wie schwer jedes seiner Worte wiegt.

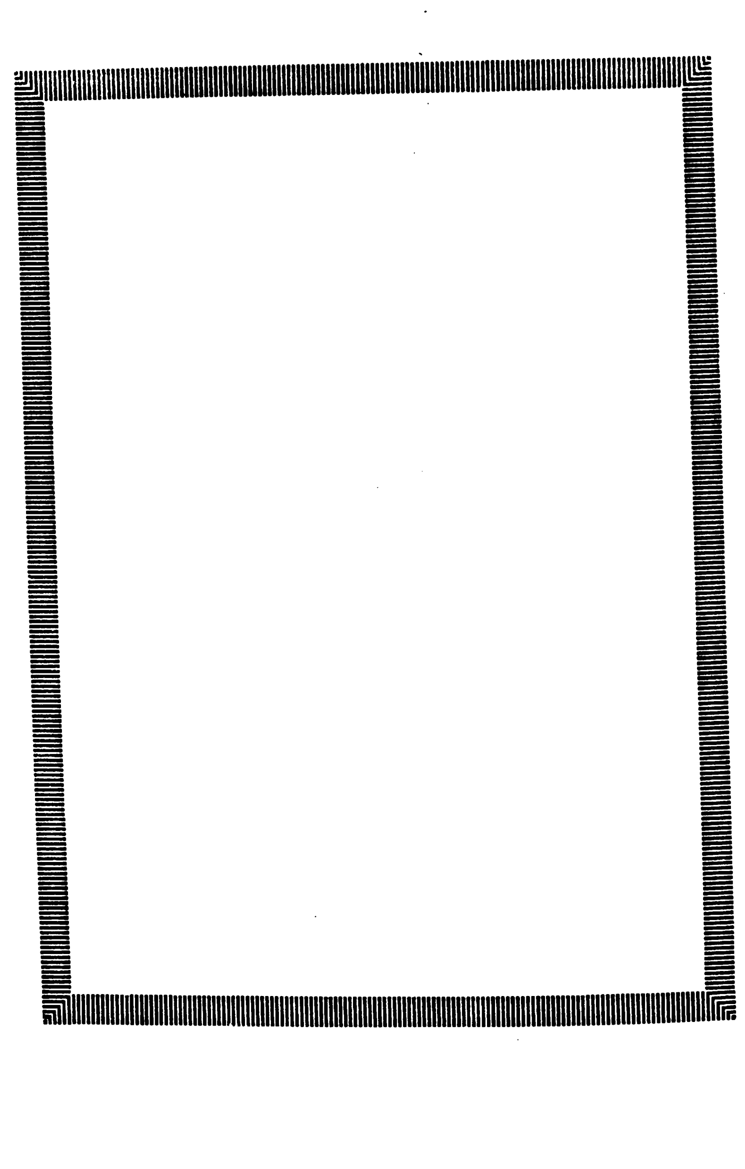
Aber bei aller Würde bedarf ein Feldherr auch der Popularität bei seinem Heere. Sie zu gewinnen, ist freilich steifer Unnahbarkeit nicht gegeben, noch weniger wird es erkennbarem Haschen nach ihr gelingen, unter dem vielmehr das persönliche Ansehen leidet. Ganz öffnen sich die Herzen deutscher Kriege selbst einem Feldherrn, der bei ihnen in Ansehen und Vertrauen steht, nur dann, wenn er den Manneswert auch im gemeinen Soldaten zu schätzen weiß, sich zu ihm hingezogen fühlt und nach Kräften auf dessen Wohl bedacht ist, aber auch die natürliche Gabe besitzt, diese Gesinnung zum Ausdruck zu bringen, und hierzu sich bietende Gelegenheit mit richtigem Takt wahrnimmt. Das sind Eigenschaften, die ein deutscher Feldherr auch besitzen muß, um eine Macht über seine Truppen zu gewinnen, wie sie in dem „Alten Fritz", dem „Marschall Vorwärts", dem „Vater Radetzky" u. a. verkörpert war.



Zweiter Teil

Clausewitz

Seine Vorläufer – Seine Schule – Seine Gegner





ARTHUR KAMPF *DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT, STUTTGART*

DAS VOLKSOPFER



Hans Delbrück (geb. 1848)

Abwandlung der Taktik beim Übergang ins Mittelalter[1])

Die kriegerische Kraft der alten Germanen beruhte nicht bloß auf der wilden Tapferkeit des einzelnen, sondern ebensosehr auf dem Zusammenhalt der Geschlechter unter ihrem Hunno. Zu einem massiven Keil oder Eberkopf zusammengeballt, machte das germanische Fußvolk seine Attacke. So wenig man bei den Germanen den Begriff der eigentlichen militärischen Disziplin suchen darf, so gab ihnen der natürliche Zusammenhang der Geschlechter doch dasjenige, was bei den Kulturvölkern auf dem Wege der Disziplin erzeugt wird, den taktischen Körper, die Einheit des Willens in einer Vielzahl von Kriegern. Dieser Organismus löste sich bei der Ansiedelung unter den Romanen auf und ging verloren.

Von vornherein zerlegten sich die Angesiedelten in ihren neuen Königreichen in zwei Gruppen. Die einen verließen ihren Geschlechtsverband und traten in den unmittelbaren Dienst, sei es des Königs, sei es eines der Grafen. Sie waren unmittelbar am Hofe oder auf dem Hofe untergebracht und wurden da ernährt, sei es, daß sie ohne Familie waren, sei es, daß ihnen mit der Familie eine eigene kleine Wirtschaft zugewiesen wurde. Die anderen lebten in den vermutlich sehr verkleinerten Geschlechtsverbänden fort. Jene wohl meistens in den Städten, diese auf dem Lande, entweder mit einem Anführer, der durch die Landteilung ein großer Grundherr geworden war, oder auch ohne einen solchen. Die Geschlechter, wohl ehedem selten unter hundert, oft mehrere hundert Männer stark, jetzt in einzelne, viel kleinere Gruppen zerteilt, die keine gemeinsame Lebensführung mehr hatten, konnten keinen einheitlichen Geist mehr ausbilden. Die Leute am Hofe

---

[1]) Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte. Von Hans Delbrück. Zweiter Teil. Die Germanen. Berlin 1902, Georg Stilke. Viertes Buch, zweites Kapitel. Mit freundlicher Erlaubnis von Verfasser und Verlag.

und zur unmittelbaren Verfügung des Grafen hatten hier einen neuen Mittelpunkt ganz anderer Art gefunden. Auch das Verhältnis der noch nach Geschlechterart auf dem Lande lebenden Gruppen zu ihrem Führer war ein ganz anderes geworden. Der alte Hunno hatte unter und mit seinen Genossen gelebt und in diesem gemeinsamen Leben eine natürliche Autorität ausgebildet. Der neue Großgrundbesitzer wurde ein Aristokrat, der sich in seiner Lebensführung immer mehr von dem gemeinen Volksgenossen entfernte. Wenn man jetzt noch einen Schlachtkeil nach alter Art zusammenstellte, so hatte er doch nicht mehr die alte Festigkeit und den alten Wert.

Etwa den taktischen Körper künstlich zu erhalten oder ihn wiederherzustellen, nämlich durch Exerzieren, davon konnte keine Rede sein. Dazu fehlten alle Vorbedingungen. Dieser Art war die Autorität, die die germanischen Könige oder ihre Grafen oder die alten Hunno über ihre Volksgenossen übten, nicht.

Es fehlte auch schon die äußere Vorbedingung, das enge Zusammenleben einer größeren Masse. Die wenigen hundert Männer des Kriegerstandes, Goten, Burgunder oder Franken, die in einer romanischen Grafschaft lebten, konnten ihre Kraft wohl in steter Waffenübung, aber nicht in der Schaffung einer Exerzierdisziplin suchen.

An die Stelle des alten Schlachtkeils mit dem Langspieß, der Frame, der Streitaxt, dem Ango oder welche Blankwaffe sonst der einzelne vorzog, hätte noch immer ein relativ leistungsfähiges Fußvolk mit der Bogenwaffe treten können. Bei den Byzantinern haben wir das gefunden. Aber obgleich ja das byzantinische Heer zum sehr großen Teil aus Germanen bestand, so muß doch die so ganz besondere Pflege des Bogens in diesem Heer auf das Oberkommando zurückgeführt werden. Bei den selbständigen germanischen Völkern, Vandalen wie Ostgoten, finden wir ausdrücklich bezeugt, daß sie, obgleich nicht ungeübt in der Fernwaffe, doch Schwert und Lanze bevorzugten. Dasselbe gilt auch von den Franken, wo wir den Bogen nur selten erwähnt finden.

Was dem Fußvolk verloren ging, wuchs der Reiterei zu. Denn weder Tapferkeit, noch Waffenfertigkeit, noch kriegerischer Sinn waren es, die zurückgingen, sondern es war nur eine bestimmte Waffengattung, das Fußvolk, dem die Bedingungen der Zeit ungünstig waren. Schon Vegez (III, 26) in all seiner Weltfremdheit hatte bemerkt, daß die Reiterei seiner Zeit nichts zu wünschen übrig lasse.

Für die Germanen, die sich unter den Römern niedergelassen hatten, war dies notwendig die Waffe, der sie alle ihre Pflege und Sorgfalt zuwandten, nicht in dem spezifisch kavalleristischen Sinne, sondern im Sinne des Mannes, der zu Pferde ins Feld zieht, das Pferd zu tummeln und vom Pferde herab zu kämpfen versteht, aber auch bereit ist, wenn die Umstände es erheischen, abzusteigen und zu Fuß zu fechten. Der Krieger ist nicht sowohl Reiter als ein Mann zu Pferde, oder anders ausgedrückt: er ist deshalb Reiter, weil er dabei alles sein kann. Taktische Körper zu bilden, ist die Zeit nicht fähig. Alles Kriegertum beruht auf dem einzelnen, auf der Person. Der Mann, der bloß zu Fuß, mit der blanken Waffe kämpfen kann, ist sehr wenig, wenn er nicht Glied eines taktischen Körpers ist; der Mann, der zu Fuß mit Pfeil und Bogen kämpft, bietet immer nur eine Hilfswaffe. Der Mann, der zu Pferde kämpft, ist als Einzelkämpfer beiden überlegen.

Einmal wirksam, drückt ein solches Verständnis mit seinem natürlichen Schwergewicht in seiner Richtung weiter. Die Besten strebten zum Reiterdienst; die Könige wandten dem Fußvolk im alten Sinn keine Sorgfalt mehr zu.

In derselben Richtung wirkt unmittelbar das wirtschaftliche Moment. Italien und Gallien waren trotz des ungeheuren Niederganges seit dem dritten Jahrhundert, trotz aller Mord- und Plünderungszüge, mit denen die Germanen die römischen Provinzen immer von neuem heimgesucht hatten, gewiß nicht geringer, vielleicht erheblich stärker bevölkert und besser angebaut, als zur Zeit der Begründung der römischen Weltmonarchie. Damals hatten Caesar und die Triumvirn es möglich gemacht, mit Heeren bis zu 60 000 und 70 000 Mann durch das

Land zu ziehen; aber das war nur durchführbar mit Hilfe großer Barmittel und eines organisierten Verpflegungssystems. Jetzt war die Welt in die Naturalwirtschaft zurückgefallen, und die germanischen Könige verfügten nicht über die administrativen Organisationen Roms. Die Krieger waren nicht in Legionen zusammengehalten, sondern, um sie ernähren zu können, über das ganze Land verteilt. Durch Massen war es sehr schwer geworden, etwas zu erreichen, aber der vorzüglichste Krieger war nicht schwerer zu ernähren als ein mäßiger. Der Reiter ist in viel höherem Grade ein Künstler im Kriegshandwerk als der Fußgänger; einige hundert leidlich brauchbare Fußknechte aus einem Gau zusammenzubringen, war nie schwer; einige hundert oder auch nur hundert oder fünfzig wirklich brauchbare Reiter mit brauchbarem Pferd, sehr viel. Der Graf, der dem König die besten Krieger zuführte, nicht die meisten, diente am dankenswertesten. Der Berittene war in jeder Beziehung mehr als der Fußgänger; die Pferde konnte man bei nicht zu großer Zahl aus dem Lande ernähren und, wo es nötig war, stieg der Mann ab und focht zu Fuß.

Schon Caesar hat durch seine Kavallerie sehr viel geleistet, aber der Kern seines Heeres blieb doch der Legionär, der schwergewappnete Infanterist mit der blanken Waffe. Die Quote der Reiter wird sich etwa zwischen fünf und zwanzig Prozent in seinem Heer bewegt haben. In den germanisch-romanischen Staaten hat die Reiterei völlig die Oberhand gewonnen; aber diese Reiterei ist doch nicht ganz dasselbe, wie diejenige Caesars. Es gilt, was wir schon von dem Heere Justinians sagten: das Spezifische der Waffengattung ist verwischt. Diese fränkischen oder gotischen Reiter sind nicht sowohl Kavallerie, wie Krieger zu Pferde. Sie kämpfen auch zu Fuß, ohne sich selbst deshalb außerhalb ihres Elementes zu fühlen. Es gibt nur ein Kennzeichen: daß jeder einzelne ein starker, tapferer, waffengewandter Mann sei.

Im ersten Kapitel dieses Buches bemerkten wir den Unterschied zwischen der Ansiedelung der Franken und der der übrigen Völker: jene haben keine Landteilung vorgenommen. Wir erkennen jetzt aber-

mals, daß die praktische Bedeutung dieser Verschiedenheit tatsächlich nicht so sehr groß ist. Das Kriegeraufgebot aus jedem einzelnen Gau wird nicht sowohl bestimmt durch die Menge der vorhandenen Männer, wie durch Ausstattungs-, Verpflegungs- und Operationsmöglichkeiten. Auch die Menge der angesiedelten Goten, Burgunder, Vandalen ist nur sehr gering; der Privatgrundbesitz mußte hauptsächlich deshalb in Anspruch genommen werden bei den Westgoten und Burgundern, weil sie ursprünglich auf ein sehr kleines Gebiet beschränkt waren, bei den Vandalen, weil sie sich freiwillig aus politisch-militärischen Gründen mit der Ansiedelung auf eine Provinz ihres weiten Reiches beschränkten; bei Odoakar und den Ostgoten mögen ähnliche Motive mitgespielt haben, wenigstens finden wir, daß in Unteritalien sehr wenig Goten waren. Die Franken blieben, als sie unter Chlodwig ihr großes Reich gründeten, mit der Hauptmasse des Volkes in den Gebieten sitzen, die sie von je inne gehabt hatten, oder aus denen die früheren Generationen die Römer entweder gänzlich ausgetrieben oder sie wenigstens gänzlich unterdrückt hatten. In den romanischen Gauen, über die Chlodwig nunmehr seine Grafen setzte, genügten die kaiserlichen Domänen, die Kommunalgüter oder konfiszierte Besitzungen einzelner römischen Großen, um die wenigen Mannschaften unterzubringen, die der König jedem Grafen mitgab.

Wie die gotischen, vandalischen und burgundischen, so sind auch die fränkischen Heere nur klein. Es hätte keine Schwierigkeit gemacht, aus den rein germanischen Landschaften sehr viel größere Scharen aufzubieten, aber man wäre nicht imstande gewesen, sie zu ernähren, ohne dabei alle Ordnung aufzulösen und die Landeskultur zu vernichten. Auf weite Entfernungen hinaus konnte man immer nur mäßige Scharen strategisch bewegen, und nicht auf die Menge der an sich vorhandenen kriegerischen Mannschaften, sondern der operationsfähigen Mannschaften kommt es an. Das ist der Grund, weshalb Theoderich der Große den Frankenkönigen Chlodwig und seinen Söhnen überlegen blieb. Chlodwig hatte sicherlich mehr Krieger, aber die Ostgoten

blieben in ihrer Gesamtheit auch in ihrer weiten Verteilung in dem eroberten Italien eine stets mobile Armee, die nach dem Willen des Königs und Kriegsherrn mit den Mitteln des reichen Landes dahin befördert und da aufgestellt werden konnte, wo sie gebraucht wurde.

Verfolgen wir den Faden noch einmal rückwärts, der uns von dem einen Thema zum andern geleitet hat: die vorwiegende Reiterei, das Hervortreten des Einzelkriegers, die Verflüchtigung des taktischen Körpers leitet alles auf Kleinheit der Heere. Wissen wir aber erst, daß kleine Scharen besonders tapferer Männer in den Kämpfen dieser Zeit die Entscheidung gaben, so ist es auch klar, weshalb Chlodwig auf den großen romanischen Gebieten, die er eroberte, nur ganz wenige Franken anzusiedeln und daß er deshalb keine Landteilung vorzunehmen brauchte.

Die Auflösung der Geschlechterverfassung und das über weite Flächen zerstreute Wohnen der Krieger lockerte den Zusammenhalt des alten Schlachtkeils und minderte dadurch seinen Wert, ohne daß der einzelne auch an Tapferkeit oder Waffenübung zurückgegangen wäre. Indem aber die persönliche Tapferkeit allein übrig bleibt, bildet sie diejenige Kampfesform aus, in der der einzelne am meisten leisten kann, das ist, indem er sich zu Pferde setzt, ohne dabei die Fähigkeit, unter Umständen auch zu Fuß zu kämpfen, aufzugeben.

Zahl, Kriegsverfassung und Taktik bedingen sich gegenseitig und kontrollieren sich gegenseitig. Indem wir festgestellt haben, wie klein die Heere der Völkerwanderung, wie klein auch die Heere der Ostgoten waren, haben wir mittelbar auch einen Maßstab für die Franken gewonnen; auch ihre Heere waren nur klein. Das bedeutet, daß die Krieger, aus denen sie bestanden, Qualitätskrieger waren.

Georg Heinrich von Berenhorst (1733—1814)

Aphorismen[1])

Die Gemeinen sind die Basis, Obersten und Hauptleute (will sagen: Kommandeure der Regimenter und Kompagnien) die Säulen einer vollendeten militärischen Rotunde; sie tragen die mächtige Kuppel; sie tragen — wenn's sein muß — einen hohlen Herkules oben auf derselben, lange den Stürmen und den Ungewittern entgegen. —

* * *

Der gemeine Soldat ist für eingekriegt zu achten, welcher den Feind mehrere Male in der Nähe gesehen hat, wenn es gleich nicht immer zum Schießen und zum Hauen gekommen; der gelernt hat zu beurteilen, was Stellungen und Bewegungen eigentlich sagen wollen, und was durch sie beabsichtigt wird; dem es eingeleuchtet hat, daß Mut und Besonnenheit, besonders schleuniges, aber möglichst ordnungsvolles Drauflosgehen, die Gefahr mindern und ihre Dauer verkürzen. Er muß ferner wahrgenommen haben, daß gegen jede Unternehmung des Feindes, falls seine Oberen es nur verstehen, sich eine Gegenunternehmung anbringen läßt, welche jene, wo nicht vereitelt, doch wenigstens stört; auch muß die Erfahrung ihn überzeugt haben, Knall- und Kugelgepfeif verkünde keineswegs den unfehlbaren Tod, vielmehr sei über und neben ihm hinlänglicher Raum zum Fehlgehen. Noch überdies muß er gelernt haben, sich zu nähren und seines Leibes zu pflegen; wissen, wieviel und welche Talglappen er in seine Schuhe zu legen hat, um sich die Füße nicht wund zu gehen, und mehr dergleichen, zwar eben nicht zierliche, aber sehr ersprießliche Behelfe kennen.

* * *

---

[1]) Betrachtungen über die Kriegskunst, über ihre Fortschritte, ihre Widersprüche und ihre Zuverlässigkeit. Von Georg Heinrich v. Berenhorst. Dritte Auflage ([1] 1796). Leipzig 1827, Gerhard Fleischer.

Exerzieren und Dressieren will mit Mäßigung getrieben sein. Versäumt man, dabei mit dem gemeinen Manne zu reden, ihn den Zweck eines jeden Griffes zu erklären, ihm die Absicht, welche durch jede Evolution erreicht werden soll, faßlich zu machen, so gewöhnt er sich, darin nichts weiter zu sehen als eine Belustigung für die hohen Befehlshaber, nebst einer Schererei für sich; nimmt man das Ganze der Übungen in widerwillige Abneigung und ist nachher weit entfernt, als der Neugeworbene und neueingestellte Rekrut, auf dasjenige Vertrauen zu setzen, was er nach seiner Ansicht für Spiel mit den Waffen und für Tanzkunst hält. Es kann aber nicht oft genug gesagt werden: Vertrauen des Soldaten zu seinen Waffen und zu seiner Kampfart ist der halbe Sieg; Vertrauen zu seinen Anführungen, mit Haß des Feindes und Kenntnis seiner Untaten vermischt — wenn er dergleichen begangen hat — der ganze.

* * *

Das Resultat der Begriffe, die sich der Mensch von der ersten Ursache der Dinge und von seinen Verhältnissen zu derselben macht, nebst den Folgen, die er hieraus zieht, die Religion, gibt den schönsten und kraftvollsten Zug zu dem Bilde des wackeren würdigen Kriegsmannes, und der Soldat, welcher, heiliger Begeisterung voll, den Gedächtniskelch Jesu des Nazareners gläubig emporhebt, ist heutzutage eben der, welchen trinkend aus Harods Quell, Gideon zu seinem Streiter würde erkiest haben[1]). In der Tat, kein mit Machiavellis Kunst verbreiteter Schwindel von einem bei der Nachwelt fortdauernden Leben derer, die schnelle Vergessenheit begräbt, wird jemals Erdensöhne umschaffen, und vor dem ersten Andrange einer Schar, die, in ihrem Berufe, den Ratschluß der Vorsehung verehrt und von der Hoffnung belebt, den Tod für die Pforte zu einem besseren Leben ansieht, verfackelt das Strohfeuer der Liebe zu dem Eroberer, nach dessen Despo-

[1]) Buch der Richter, Kap. 7.

tensinn gekriegt wird, oder zu der Glorie jener Tiergestalten auf Stangen, unter denen, als Triumph verheißenden Panieren, gefochten werden soll.

* * *

Mehr als ein tapferer Krieger, der dieses liest, wird sich erinnern, was es auf sich habe, von Zweifeln und Vorwürfen beunruhigt und belastet dem Tode in den Rachen schauen. Mehr als einem jungen Krieger, der dieses gelesen hat, wird es beifallen, wenn nun die Lunten glimmen und der Stücke Gebrüll die Losung zum Treffen gibt.

* * *

Da wir nun einmal unwiderruflich bestimmt sind, früher oder später, aus dem Garten des Lebens ausgereutet zu werden, um jüngeren Pflanzen Platz zu machen, dennoch aber nie uns hinreichend zu überreden vermögen, gleich diesen, mit allem an uns und in uns, auf immer zu verdorren; so gibt es keinen besseren Operationsplan, das Schreckenheer des Todes zum Rückzug bewegen, als ihm die Balanz eines guten Gewissens entgegenzustellen, und falls dieselbe bereits Lücken bekommen haben sollte, die stärkende Hoffnung zu Hilfe zu rufen, daß bei der bevorstehenden großen Heerschau ehemals Sterblicher, der Allmächtig-Ewige zu dem, der sich ernstlich und aufrichtig besserte, nicht sagen werde: weiche von meinem Angesicht! Der euch Menschen unbegreifliche Christ, der euch versicherte, auf jede Bedingung hin würde ich eurer Sünden nicht gedenken, deren Folgen aufheben und euch meine Gnade wieder zuwenden, ließ euch zu viel hoffen, war barmherziger als Ich.

* * *

Unserem deutschen Soldaten gebe man nicht zuviel gute Worte, wenn er fechten soll; noch weniger ist er mit Ambition zu kitzeln; aber vorher gebe man ihm gut Brot, Bier, Branntewein und Rindfleisch in den Magen, Tabak in kurzen Stummel, über den Leib ein wohl-

gefüttertes Tuchwams, an die Schenkel eine Bekleidung, die nicht am Gehen hindert, und auf den Kopf etwas, das kein modischer Hut ist[1]).

Dann fühlt er sich wohl in seiner Haut und tut wie ihm geheißen wird. Hungrig ist mit ihm nichts anzufangen, hier hat der Franzose Vorzüge.

* * *

Wenn jemand auf den Einfall geriete, einen Musketier oder vielmehr Flintenier unserer Zeit, der im Anschlage liegt, in seinem vollen Kostüm aus Marmor hauen zu lassen; wie dürfte sich diese Figur dem Standbilde, gewöhnlich der Borghesische Fechter genannt — welches jedoch sicherlich einen im Kampfe begriffenen Krieger vorstellt — gegenüber ausnehmen?

Die vorwärtsgestreckte Positur des Standbildes würde den Vorsatz anzudeuten scheinen, dem Flintenier unter die Flinte zu laufen, um sie ihm zu entreißen.

* * *

Dasjenige Gewehr, welches ausschließlich den Namen Gewehr führet, die Universalwaffe aller Nationen, denen das Licht der modernen Taktik aufgegangen ist, erfüllet seine Bestimmung, solange man nicht wirklich andringt, sondern nur tut, als ob man andränge, in der Tat aber nur feuert, und nachdem eine Anzahl Kugeln gewechselt ist, noch weit genug entfernt, umkehrt, wenn der Stehende nicht umkehrt; denn bis heute ermangelt die Kriegsgeschichte eines gehörig beglaubigten Beispiels, daß die Gewehre von beiden Seiten sich gekreuzt hätten und mit Stoß und Gegenstoß gefochten worden wäre. Es erfüllt desgleichen seine Bestimmung gegen Reiterei, die gelassen galoppiert,

[1]) Der Hut mit drei Krempen, vorne beinah platt, an beiden Seiten Flügel, hilft den Soldaten wenig; er mag ihn drehen und wenden wie er will, stets bleiben zwei Seiten des Kopfes dem Regen und dem Sonnenstrahl ausgesetzt; will er beim Ausruhen den Kopf niederlegen, so sperren sich die Flügel dagegen, die des ersten Gliedes machen beim Anschlagen den hinteren Gliedern die Lücken zu, und verhindern sie, den Lauf entlang zu sehen. Wohl steht dieser Hut niemanden.

bei jedem Sprunge des Pferdes, je näher sie kommt, immer den Zügel straffer anzieht und endlich, sobald sie ihre Salve weg hat, seitwärts abschwenkt.

* * *

Treiben, Vorwärtsstoßen, Vorwärtsfuchteln: Ein trauriges fruchtloses Geschäft, das Niederlage vorher verkündet! Gleichwohl sehen nicht wenig Leutnante und Hauptleute dieses für ihre Funktion im Kriege, sowie Rekrutenexerzieren und Wachentun im Frieden an. Welche Begriffe! — Die Kunst, sich mit Würde gemein zu machen, die Sorge für die Bedürfnisse des Soldaten, das Bestreben, ihn in Not zu trösten und sein Herze wieder zu erheben, das Talent, ihn mit Sanftmut zu unterrichten, die taktischen Aufgaben ihn zu erklären und ihn darüber zu verständigen, was dieselben bewirken sollen, wie nicht weniger so viel Kenntnis des menschlichen Herzens sich anzuschaffen, als dazu gehört, größtenteils von Hause aus furchtsame Seelen zu den vorseienden Unternehmungen zu stimmen und zu spannen, aber nicht durch Prahlerei, Herabsetzung des Feindes oder albernes Verhehlen der Schwierigkeiten und der ganzen Gefahr: Das sind die Obliegenheiten der Offiziere im Frieden wie im Kriege. So verfuhren jene Zenturionen, die mit ihren Manipuln alles besiegten, was ihnen vorkam. Daß die Zahl der Offiziere, nach denen ihnen hier angewiesenen Pflichten, nicht gar zu groß zu sein brauche, ergibt sich aus dem, was sie zu leisten haben; gute, verständige Männer müssen sie sein, nicht eben notwendigerweise Edelleute. Zur Unterhaltung der Ordnung in Reih und Gliedern, bei Auf- und Abmärschen, Schwenkungen und übrigen Evolutionen, tragen die Unteroffiziere das ihrige bei; aber auch diese müssen verhältnismäßig den Oberoffizieren gleichen, besonders die Feldwebel und Wachtmeister, auch verhältnismäßig behandelt und geehrt werden[1]). Ein gebildetes und wohlgezogenes

[1]) Vom Jahre 1792 an bestanden Dreifünfteile und mehr der Offiziere der republikanischen Armeen aus beförderten Unteroffizieren, welche die Plätze ihrer aus-

Heer braucht auf 100 Mann Fußvolk kaum mehr als einen Offizier mit vier Unteroffizieren, die mehresten davon hinter den Gliedern, nicht, wie schon gesagt, zum Stoßen und Treiben, sondern zur Aufsicht, zum Hören, zum Umsichschauen, zum Zurufen. Dem Bataillon aber sind, außer dem Kommandanten, noch zwei Offiziere zu Pferde nötig. Lang sei seine Fronte nicht.

Dem Falken oder dem Habicht dort, der so hoch und schön in den Lüften schwebt, bald unbeweglich, bald sich wiegend von einer Seite zur anderen, bald dem Pfeile gleich fortschießt und die Lüfte durchschneidet, würde man einen übelen Dienst erweisen, wenn man jedem seiner Flügel einige Zolle zusetzte. So dem Bataillone, welches man mit der fünften oder sechsten Kompagnie verlängern wollte.

* * *

Gegen die Kavallerie der Österreicher, der Preußen und der Sachsen, kommt die Kavallerie des ganzen übrigen Europas, der Zahl, der Kultur, dem inneren und äußeren Wert der Menschen und der Tiere nach, nicht auf die entfernteste Weise in Betracht; allen Gesetzen der Probabilität zufolge muß sie geworden sein, sobald sie nur erreicht werden kann. Der Himmel gebe doch nur unseren künftigen Herrschern die Idee, welche zu jenen Kavallerien gehören!

---

gewanderten Befehlshaber eingenommen hatten und so ausfüllten, daß niemand jene vermißte. Bald gingen sogar Generale aus ihrer Mitte hervor. Hieraus erhellt hinlänglich, was sich aus der niederen Klasse der sogenannten Prima- und plana machen läßt, wenn sie aus guten Subjekten zusammengesetzt und in Ehren gehalten wird.

Adam Heinrich Dietrich von Bülow (1757—1807)

„Geist des neuern Kriegssystems" (Hamburg 1799)[1]

Die Ausdrücke Taktik und Strategie oder Strategik hatten in der modernen Kriegssprache längst das Bürgerrecht erlangt, ohne daß man sagen könnte, daß diejenigen, welche sie gebrauchten, dieselben genau definierten; die Alten verstanden unter der Strategik die Feldherrnkunst im allgemeinen, unter der Taktik die Kunst, die Truppen gemäß den verschiedenen Kriegszwecken zu scharen, so daß also die Taktik nur ein kleiner Teil und ein Mittel der Feldherrnkunst war. In demselben Sinne sind wohl im allgemeinen diese Ausdrücke bis auf Berenhorst gebraucht worden; der letztere dachte daran, sie zu definieren, tat dies aber nur in der Weise, daß er einzeln aufführte, was er zur Taktik, was er zur Strategik oder, wie er übersetzt, den höheren Kriegswissenschaften und Heerführerkünsten zähle. Bülow, der systematischer zu Werke gehen wollte als einer vor ihm, stellte Strategik und Taktik als gleichberechtigte koordinierte Teile des Ganzen der Kriegskunst nebeneinander und suchte nach einer Definition, welche mehr sein sollte, als ein Inhaltsverzeichnis. Er hat sich mit dieser Definition sein ganzes Leben lang beschäftigt, ohne damit zu Ende zu kommen, und dies wird wohl nicht gerade zu verwundern sein. Taktik, sagt er einmal, ist die Wissenschaft kriegerischer Bewegungen, welche den Feind zum Gegenstand haben, Strategie die Wissenschaft der Bewegungen, welche den Feind zum Zwecke, aber nicht zum Gegenstand haben. Taktik, sagt er das andere Mal, ist die Wissenschaft kriegerischer Bewegungen, welche innerhalb der Gesichtsweite des feindlichen Heeres, Strategie diejenige der Bewegungen, welche außerhalb der Gesichtsweite vorgehen. Wo geprügelt wird, sagt er das dritte Mal, da ist Taktik, wo nicht geschlagen wird, Strategie.

[1]) Die Feldherrnkunst des neunzehnten Jahrhunderts. Zum Selbststudium und für den Unterricht an höheren Militärschulen. Von W[ilhelm] Rüstow. Zürich 1857, Friedrich Schultheß.

Baron Henri Jomini (1779—1869)

„Précis de l'art de la guerre" (Petersburg 1830)

Einteilung der Wissenschaft[1])

Jomini teilt die Wissenschaft der Kriegskunst in sechs Teile: die Kriegspolitik, die Strategik, die höhere Taktik, die Logistik, die Ingenieurkunst und die elementare Taktik. Nur die vier erstgenannten bespricht er in seinem Abrisse, die beiden letzteren läßt er als Spezialitäten beiseite.

Die Kriegspolitik teilt er selbst wieder in zwei Teile: die eigentliche Kriegspolitik, in welche er die Kriege nach ihrem Zwecke, nach den Macht- und Bundesverhältnissen, nach den besonderen Interessen, welche die Parteien bewegen, charakterisiert — und die Militärpolitik oder Philosophie des Krieges. Wie in jener die politischen, so hebt er in dieser die moralischen, sozialen, kulturgeschichtlichen Beziehungen des Krieges hervor. Er handelt in diesem Kapitel von dem Einfluß der militärischen Geographie und Statistik des Kriegsschauplatzes, dem Nutzen der Bekanntschaft mit ihr, von den Einflüssen der Leidenschaften, des Geschickes, der Bildung auf die Führung des Krieges, von den militärischen Einrichtungen der Staaten, von der höchsten Leitung des Krieges, der Wahl der Feldherren, dem militärischen Geist der Völker und der Heere.

Der entschiedene Dualismus der Strategik und Taktik, welchen wir bei Bülow wahrnahmen, wird bei Jomini nicht wiedergefunden. Zur Strategik, sagt dieser letztere, gehört alles, was sich auf den ganzen Kriegsschauplatz bezieht, die Taktik aber ist die Kunst, auf dem Terrain zu schlagen, die Kräfte hier gemäß dem Terrain aufzustellen und sie

[1]) Die Feldherrnkunst des neunzehnten Jahrhunderts. Zum Selbststudium und für den Unterricht an höheren Militärschulen. Von W[ilhelm] Rüstow. Zürich 1857, Friedrich Schultheß.

auf verschiedene Punkte des Schlachtfeldes, d. h. eines Raumes von vier bis fünf Stunden Ausdehnung, hin in Bewegung zu setzen.

Ein Grundsatz beherrscht das ganze Gebiet der Kriegskunst; es ist dieser: die Überlegenheit auf dem entscheidenden Punkt zu gewinnen, also — nach unserem wiederholt gebrauchten Ausdruck — der Grundsatz der Ökonomie der Kräfte. Durch strategische Kombinationen muß man die Hauptmacht einer Armee nach und nach auf die entscheidenden Punkte des Kriegstheaters und soviel als möglich auf die Verbindungen des Feindes bringen, doch dergestalt, daß man seine eigenen nicht verliert; man muß sich so bewegen, daß man die eigene Hauptmacht nur mit Bruchteilen der feindlichen Macht zum Zusammenstoß bringt; ebenso muß man am Tage der Schlacht durch taktische Bewegungen die eigene Hauptmacht auf den entscheidenden Punkt des Schlachtfeldes oder der feindlichen Linie werfen, aber dann auch dafür sorgen, daß die hier entwickelten Massen mit Kraft und Zusammenhang zur Wirkung kommen.

Alle Operationen sind entweder angriffsweise oder verteidigungsweise. Der Angriff tritt unter drei verschiedenen Gestalten auf: als Eroberungszug (invasion) auf ganze Länder gerichtet, als gewöhnlicher Angriff, auf eine einzelne Provinz gerichtet, als Beginn der Bewegungen (initiative des mouvements) in bezug auf eine einzelne Operation.

Der Angriff im weiteren Sinne ist immer vorteilhaft, solange man nur die staatskünstlerische Seite und den moralischen Eindruck[1]) ins Auge faßt; militärisch betrachtet hat er seine Vor- und Nachteile, welche sich die Wage halten, aber immer vorteilhaft ist er als einfacher Beginn der Bewegungen; denn wenn es in der Kriegskunst vor allen Dingen darauf ankommt, Massen auf den entscheidenden Punkt zu bringen, so wird derjenige dieser Bedingungen wohl am besten entsprechen, welcher sich einen positiven Zweck setzt und ihn tätig verfolgt.

[1]) Jomini formuliert dies an andrer Stelle so: „Das Heer siegt, das zu sterben bereit ist."

Der Hauptvorteil der **Verteidigung** ist ein vorbereitetes Kriegstheater; dies wird man indessen nie vollständig ausnützen können durch ein leidendes Verhalten (défense passive); die tätige Verteidigung dagegen (défense active), welche sich nur zeitweise abwartend verhält, zeitweise ausfällt, wenn sie den rechten Augenblick erspäht hat, kann die größten Vorteile gewähren; indem man sie wählt, verbindet man den Vorteil des vorbereiteten Kriegstheaters mit dem Vorteile des Beginns der Bewegungen.

ROBERT HAUG

R. VOIGTLÄNDERS VERLAG, LEIPZIG

MORGENROT

Carl von Clausewitz (1780—1831)

Vom Kriege[1])

Vorrede[2])

Es wird mit Recht befremden, daß eine weibliche Hand es wagt, ein Werk von solchem Inhalt wie das vorliegende mit einer Vorrede zu begleiten. Für meine Freunde bedarf es hierüber keiner Erklärung, aber auch in den Augen derer, die mich nicht kennen, hoffe ich durch die einfache Erzählung dessen, was mich dazu veranlaßte, jeden Schein einer Anmaßung von mir zu entfernen.

Das Werk, dem diese Zeilen vorangehen sollen, hat meinen unaussprechlich geliebten, mir und dem Vaterlande leider zu früh entrissenen Mann während der letzten zwölf Jahre seines Lebens fast ausschließend beschäftigt. Es zu vollenden, war sein sehnlichster Wunsch, aber nicht seine Absicht, es während seines Lebens der Welt mitzuteilen; und wenn ich mich bemühte, ihn von diesem Vorsatz abzubringen, gab er mir oft, halb im Scherz, halb aber auch wohl im Vorgefühl eines frühen Todes, zur Antwort: Du sollst es herausgeben. Diese Worte (die mir in jenen glücklichen Tagen oft Tränen entlockten, so wenig ich damals geneigt war, ihnen eine ernste Bedeutung unterzulegen)

---

1) Hinterlassene Werke des Generals Carl von Clausewitz über Krieg und Kriegführung. Erster Band: Vom Kriege. Hinterlassenes Werk des Generals Carl von Clausewitz. Erster Teil. Berlin 1832, Ferdinand Dümmler.

2) Diese Vorrede der Witwe, Frau Marie v. Clausewitz, geb. Gräfin Brühl, hier mitzudrucken, hielt ich für meine Pflicht. Rührend und echt zugleich beleuchtet sie das ideale Verhältnis einer deutschen Frau zum Lebensberufe des Gatten. Ihm ist sie auch dann ein treuer und verständnisvoller Kamerad, wenn seine Beschäftigung dies nicht gerade nahezulegen scheint. Vgl. den schönen Zweibänder von Karl Schwarz: „Leben des Generals Carl v. Clausewitz und der Frau Marie v. Clausewitz, geb. Gräfin v. Brühl" (Berlin 1878). — Was wir Männer von 1914 unseren Frauen zu verdanken haben, möge man am Ende des Buches aus Gertrud Bäumers gediegenen Ausführungen erschließen.

sind es nun, die es mir, nach der Ansicht meiner Freunde, zur Pflicht machen, den hinterlassenen Werken meines geliebten Mannes einige Zeilen vorauszuschicken; und wenn man auch hierüber verschiedener Meinung sein kann, so wird man doch das Gefühl gewiß nicht mißdeuten, das mich veranlaßt hat, die Schüchternheit zu überwinden, welche einer Frau jedes auch noch so untergeordnete Auftreten der Art so sehr erschwert.

Es versteht sich von selbst, daß ich dabei auch nicht die entfernteste Absicht haben kann, mich als die eigentliche Herausgeberin eines Werkes zu betrachten, das weit über meinem Horizont liegt. Nur als eine teilnehmende Begleiterin will ich demselben bei seinem Eintritt in die Welt zur Seite stehen. Diese Stelle darf ich wohl in Anspruch nehmen, da mir auch bei dessen Entstehung und Ausbildung eine ähnliche vergönnt wurde. Wer unsere glückselige Ehe gekannt hat und weiß, wie wir alles miteinander teilten, nicht allein Freude und Leid, sondern auch jede Beschäftigung, jedes Interesse des täglichen Lebens: der wird begreifen, daß eine Arbeit dieser Art meinen geliebten Mann nicht beschäftigen konnte, ohne auch mir genau bekannt zu sein. Es kann also auch niemand so wie ich Zeugnis geben von dem Eifer, von der Liebe, mit der er sich mir widmete, von den Hoffnungen, die er damit verband, sowie von der Art und dem Zeitpunkt ihres Entstehens. Sein so reich begabter Geist hatte von früher Jugend an das Bedürfnis des Lichts und der Wahrheit empfunden, und so vielseitig er auch gebildet war, hatte sich sein Nachdenken doch hauptsächlich auf die Kriegswissenschaften gerichtet, welchen sein Beruf ihn widmete und welche von so großer Wichtigkeit für das Wohl der Staaten sind. Scharnhorst hatte ihn zuerst auf die richtige Bahn geführt, und seine im Jahre 1810 erfolgte Anstellung als Lehrer bei der allgemeinen Kriegsschule, sowie die Ehre, die ihm in derselben Zeit zuteil wurde, Seiner Königlichen Hoheit dem Kronprinzen den ersten militärischen Unterricht zu erteilen, waren ihm neue Veranlassungen, seinen Forschungen und Bestrebungen diese Richtung zu geben, sowie dasjenige niederzuschreiben,

worüber er mit sich selbst aufs Reine gekommen war. Ein Aufsatz, mit welchem er im Jahre 1812 den Unterricht Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen schloß, enthält schon die Keime seiner folgenden Werke. Aber erst im Jahre 1816 in Koblenz fing er wieder an, sich mit wissenschaftlichen Arbeiten zu beschäftigen, und die Früchte zu sammeln, welche die reichen Erfahrungen von vier so gewichtigen Kriegsjahren in ihm zur Reife gebracht hatten. Er schrieb seine Ansichten zuerst in kurzen, untereinander nur lose verbundenen Sätzen nieder. Der nachfolgende, der sich ohne Datum unter seinen Papieren fand, scheint auch aus jener früheren Zeit herzustammen:

„Durch die hier niedergeschriebenen Sätze sind nach meiner Meinung die Hauptsachen, welche die sogenannte Strategie ausmachen, berührt. Ich sah sie noch als bloße Materialien an, und war ziemlich so weit gekommen, sie zu einem Ganzen zu verschmelzen.

Es sind nämlich diese Materialien ohne vorher gemachten Plan entstanden. Meine Absicht war anfangs, ohne Rücksicht auf System und strengen Zusammenhang, über die wichtigsten Punkte dieses Gegenstandes dasjenige in ganz kurzen präzisen, gedrungenen Sätzen niederzuschreiben, was ich darüber mit mir selbst ausgemacht hatte. Die Art, wie Montesquieu seinen Gegenstand behandelt hat, schwebte mir dabei dunkel vor. Ich dachte mir, solch kurze, sentenzreiche Kapitel, die ich anfangs nur Körner nennen wollte, würden den geistreichen Menschen anziehen ebensosehr durch das, was weiter aus ihnen entwickelt werden konnte, als durch das, was sie selbst feststellen; es schwebte mir also ein geistreicher, schon mit der Sache bekannter Leser vor. Allein meine Natur, die mich immer zum Entwickeln und Systematisieren treibt, hat sich am Ende auch hier wieder hervorgearbeitet. Eine Zeitlang vermochte ich es über mich, aus den Abhandlungen, welche ich für einzelne Gegenstände schrieb, weil sie mir dadurch selbst erst recht klar und sicher werden sollten, nur die wichtigsten Resultate herauszuheben, und also den Geist in ein kleineres Volumen zu konzentrieren; später aber ist meine Eigentümlichkeit völlig mit mir durchgegangen, ich habe ent-

5*

wickelt, was ich gekonnt habe, und mir dabei natürlich einen mit dem Gegenstand noch nicht bekannten Leser gedacht.

Je mehr ich fortgearbeitet, je mehr ich mich dem Geiste der Untersuchung hingegeben habe, um so mehr bin ich auch auf das System zurückgeführt, und so sind denn nach und nach Kapitel eingeschaltet worden.

Meine letzte Absicht war nun, alles noch einmal durchzugehen, in den früheren Aufsätzen manches mehr zu motivieren, in den späteren vielleicht manche Analyse in ein Resultat zusammenzuziehen und so ein erträgliches Ganze daraus zu machen, welches einen kleinen Oktavband bildete. Aber auch dabei wollte ich durchaus alles Gewöhnliche, was sich von selbst versteht, hundertmal gesagt, allgemein genommen ist, vermeiden; denn mein Ehrgeiz war, ein Buch zu schreiben, was nicht nach zwei oder drei Jahren vergessen wäre, und derjenige, welcher sich für den Gegenstand interessiert, allenfalls mehr als einmal in die Hand nehmen könnte."

In Koblenz, wo er viele Dienstgeschäfte hatte, konnte er seinen Privatarbeiten nur angebrochene Stunden widmen; erst durch seine im Jahre 1818 erfolgte Ernennung zum Direktor der allgemeinen Kriegsschule in Berlin gewann er die Muße, seinem Werk eine weitere Ausdehnung zu geben und es auch durch die Geschichte der neueren Kriege zu bereichern. Diese Muße söhnte ihn auch mit seiner neuen Bestimmung aus, die ihm in anderer Hinsicht wohl nicht ganz genügen konnte, da, nach der einmal bestehenden Einrichtung der Kriegsschule, der wissenschaftliche Teil der Anstalt nicht unter dem Direktor steht, sondern von einer besonderen Studienkommission geleitet wird. So frei er auch von jeder kleinlichen Eitelkeit, von jedem unruhigen egoistischen Ehrgeiz war, so fühlte er doch das Bedürfnis, wahrhaft nützlich zu sein, und die Fähigkeiten, mit welchen Gott ihn begabt hatte, nicht ungebraucht zu lassen. Im tätigen Leben stand er nicht an einer Stelle, wo dies Bedürfnis Befriedigung finden konnte, und er machte sich wenig Hoffnung, noch einst zu einer solchen zu gelangen; sein ganzes

Streben richtete sich also auf das Reich der Wissenschaft, und der Nutzen, den er einst durch sein Werk zu stiften hoffte, wurde der Zweck seines Lebens. Wenn trotzdem der Entschluß, dies Werk erst nach seinem Tode erscheinen zu lassen, immer fester in ihm wurde, so ist dies wohl der beste Beweis, daß kein eitles Verlangen nach Lob und Anerkenntnis, keine Spur irgendeiner egoistischen Rücksicht diesem edlen Drange nach einer großen und dauernden Wirksamkeit beigemischt war.

So arbeitete er eifrig fort, bis er im Frühjahr 1830 zur Artillerie versetzt und seine Tätigkeit nun auf eine ganz andere Weise, und zwar in so hohem Grade in Anspruch genommen wurde, daß er, wenigstens fürs erste, allen schriftstellerischen Arbeiten entsagen mußte. Er ordnete seine Papiere, versiegelte die einzelnen Pakete, versah sie mit Aufschriften und nahm einen wehmütigen Abschied von dieser ihm so lieb gewordenen Beschäftigung. Er wurde im August desselben Jahres nach Breslau versetzt, wo er die zweite Artillerieinspektion erhielt, aber schon im Dezember wieder nach Berlin zurückberufen, und als Chef des Generalstabes bei dem Feldmarschall Grafen von Gneisenau (für die Dauer des demselben verliehenen Oberkommandos) angestellt. Im März 1831 begleitete er seinen verehrten Feldherrn nach Posen. Als er, nach dem schmerzlichen Verlust, im November von dort nach Breslau zurückkehrte, erheiterte ihn die Hoffnung, sein Werk wieder vornehmen und vielleicht im Laufe des Winters vollenden zu können. Gott hatte es anders gewollt; er war am 7. November nach Breslau zurückgekehrt, am 16. war er nicht mehr, und die von seiner Hand versiegelten Pakete wurden erst nach seinem Tode eröffnet! — —

Dieser Nachlaß ist es nun, der in den folgenden Bänden mitgeteilt wird, und zwar ganz so, wie er sich vorfand, ohne daß ein Wort hinzugefügt oder gestrichen worden wäre. Dennoch war bei der Herausgabe desselben vieles zu tun, zu ordnen und zu beraten, und ich bin mehreren treuen Freunden für den mir hierbei geleisteten Beistand den herzlichsten Dank schuldig. Namentlich dem Herrn Major O'Etzel, der die Korrektur des Drucks sowie die Anfertigung der Karten, welche den histo-

rischen Teil des Werkes begleiten sollen, gütigst übernommen hat. Ich darf auch wohl meinen geliebten Bruder hier nennen, der meine Stütze war in der Stunde des Unglücks, und der sich auch um diesen Nachlaß in so vieler Hinsicht verdient gemacht hat. Er hat unter anderm bei dem sorgfältigen Durchlesen und Ordnen desselben die angefangene Umarbeitung gefunden, welche mein geliebter Mann, in der im Jahre 1827 geschriebenen und weiter unten folgenden Nachricht, als eine beabsichtigte Arbeit erwähnt, und hat sie an den Stellen des ersten Buches, für welche sie bestimmt war (denn weiter reichte sie nicht), eingeschaltet.

Nachricht

„Ich betrachte die ersten sechs Bücher, welche sich schon ins Reine geschrieben finden, nur als eine noch ziemlich unförmige Masse, die durchaus noch einmal umgearbeitet werden soll. Bei dieser Umarbeitung wird die doppelte Art des Krieges überall schärfer im Auge behalten werden, und dadurch werden alle Ideen einen schärferen Sinn, eine bestimmte Richtung, eine nähere Anwendung bekommen. Diese doppelte Art des Krieges ist nämlich diejenige, wo der Zweck das Niederwerfen des Gegners ist, sei es, daß man ihn politisch vernichten oder bloß wehrlos machen, und also zu jedem beliebigen Frieden zwingen will, und diejenige, wo man bloß an den Grenzen seines Reiches einige Eroberungen machen will, sei es, um sie zu behalten oder um sie als nützliches Tauschmittel beim Frieden geltend zu machen. Die Übergänge von einer Art in die andere müssen freilich bestehen bleiben, aber die ganz verschiedene Natur beider Bestrebungen muß überall durchgreifen und das Unverträgliche voneinander sondern.

Außer diesem faktisch bestehenden Unterschied in den Kriegen, muß der doch ebenfalls praktisch notwendige Gesichtspunkt ausdrücklich und genau festgestellt werden, daß der Krieg nichts ist als die fortgesetzte Staatspolitik mit anderen Mitteln[1]). Dieser Gesichts-

[1]) Vgl. Punkt 24 des Ersten Buches: S. 91.

punkt, überall festgehalten, wird viel mehr Einheit in die Betrachtung bringen, und es wird sich alles leichter auseinander wirren. Obgleich dieser Gesichtspunkt hauptsächlich erst im achten Buche seine Wirksamkeit haben wird, so muß er doch schon im ersten Buche vollständig entwickelt werden, und auch bei der Umarbeitung der sechs ersten Bücher mitwirken. Mit einer solchen Umarbeitung werden die sechs ersten Bücher manche Schlacke los werden, manche Spalte und Kluft sich zusammenziehen und manche Allgemeinheit wird in bestimmtere Gedanken und Formen übergehen können." ...

Erstes Buch: Über die Natur des Krieges

Erstes Kapitel: Was ist der Krieg

1. Einleitung

Wir denken die einzelnen Elemente unseres Gegenstandes, dann die einzelnen Teile oder Glieder desselben und zuletzt das Ganze in seinem innersten Zusammenhange zu betrachten, also vom Einfachen zum Zusammengesetzten fortzuschreiten. Aber es ist hier mehr als irgendwo nötig, mit einem Blick auf das Wesen des Ganzen anzufangen, weil hier mehr als irgendwo mit dem Teile auch zugleich immer das Ganze gedacht werden muß.

2. Definition

Wir wollen hier nicht erst in eine schwerfällige publizistische Definition des Krieges hineinsteigen, sondern uns an das Element desselben halten, an den Zweikampf. Wollen wir uns die Unzahl der einzelnen Zweikämpfe, aus denen er besteht, als Einheit denken, so tun wir besser, uns zwei Ringende vorzustellen. Jeder sucht den andern durch physische Gewalt zur Erfüllung seines Willens zu zwingen; sein

nächster Zweck ist, den Gegner nieder zu werfen und dadurch zu jedem ferneren Widerstand unfähig zu machen.

Der Krieg ist also ein Akt der Gewalt, um den Gegner zur Erfüllung unseres Willens zu zwingen.

Die Gewalt rüstet sich mit den Erfindungen der Künste und Wissenschaften aus, um der Gewalt zu begegnen. Unmerkliche, kaum nennenswerte Beschränkungen, die sie sich selbst setzt unter dem Namen völkerrechtlicher Sitte, begleiten sie, ohne ihre Kraft wesentlich zu schwächen. Gewalt, d. h. physische Gewalt (denn eine moralische gibt es außer dem Begriffe des Staates und Gesetzes nicht), ist also das Mittel; dem Feinde unseren Willen aufzudringen der Zweck. Um diesen Zweck sicher zu erreichen, müssen wir den Feind wehrlos machen, und dies ist dem Begriff nach das eigentliche Ziel der kriegerischen Handlung. Es vertritt den Zweck und verdrängt ihn gewissermaßen als etwas nicht zum Kriege selbst Gehöriges.

3. Äußerste Anwendung der Gewalt

Nun könnten menschenfreundliche Seelen sich leicht denken, es gebe ein künstliches Entwaffnen oder Niederwerfen des Gegners ohne zuviel Wunden zu verursachen, und das sei die wahre Tendenz der Kriegskunst. Wie gut sich das auch ausnimmt, so muß man doch diesen Irrtum zerstören, denn in so gefährlichen Dingen, wie der Krieg eins ist, sind die Irrtümer, welche aus Gutmütigkeit entstehen, gerade die schlimmsten. Da der Gebrauch der physischen Gewalt in ihrem ganzen Umfange die Mitwirkung der Intelligenz auf keine Weise ausschließt, so muß der, welcher sich dieser Gewalt rücksichtslos, ohne Schonung des Blutes bedient, ein Übergewicht bekommen, wenn der Gegner es nicht tut. Dadurch gibt er dem anderen das Gesetz, und so steigern sich beide bis zum Äußersten, ohne daß es andere Schranken gäbe als die der innewohnenden Gegengewichte.

So muß man die Sache ansehen, und es ist ein unnützes, selbst ver-

kehrtes Bestreben, aus Widerwillen gegen das rohe Element, die Natur desselben außer acht zu lassen.

Sind die Kriege gebildeter Völker viel weniger grausam und zerstörend als die der ungebildeten, so liegt das in dem gesellschaftlichen Zustande sowohl der Staaten in sich als unter sich. Aus diesem Zustande und seinen Verhältnissen geht der Krieg hervor, durch ihn wird er bedingt, eingeengt, ermäßigt: aber diese Dinge gehören ihm nicht selbst an, sind ihm nur ein Gegebenes, und nie kann in die Philosophie des Krieges selbst ein Prinzip der Ermäßigung hineingetragen werden, ohne eine Absurdität zu begehen.

Der Kampf zwischen Menschen besteht eigentlich aus zwei verschiedenen Elementen, dem feindseligen Gefühl und der feindseligen Absicht. Wir haben das letztere dieser beiden Elemente zum Merkmal unserer Definition gewählt, weil es das allgemeine ist. Man kann sich auch die roheste, an Instinkt grenzende Leidenschaft des Hasses nicht ohne feindliche Absicht denken, dagegen gibt es viele feindselige Absichten, die von gar keiner oder wenigstens von keiner vorherrschenden Feindschaft der Gefühle begleitet sind. Bei rohen Völkern herrschen die dem Gemüt, bei gebildeten die dem Verstande angehörenden Absichten vor; allein dieser Unterschied liegt nicht in dem Wesen von Roheit und Bildung selbst, sondern in den sie begleitenden Umständen, Einrichtungen usw.: er ist also nicht notwendig in jedem einzelnen Fall, sondern er beherrscht nur die Mehrheit der Fälle, mit einem Wort: auch die gebildetsten Völker können gegeneinander leidenschaftlich entbrennen.

Man sieht hieraus, wie unwahr man sein würde, wenn man den Krieg der Gebildeten auf einen bloßen Verstandesakt der Regierungen zurückführen und ihn sich immer mehr als von aller Leidenschaft loslassend denken wollte, so daß er zuletzt die physischen Massen der Streitkräfte nicht wirklich mehr brauchte, sondern nur ihre Verhältnisse, eine Art Algebra des Handelns.

Die Theorie fing schon an, sich in dieser Richtung zu bewegen, als die Erscheinungen der letzten Kriege sie eines Besseren belehrten. Ist

der Krieg ein Akt der Gewalt, so gehört er notwendig auch dem Gemüt an. Geht er nicht davon aus, so führt er doch darauf mehr oder weniger zurück, und dieses Mehr oder Weniger hängt nicht von dem Grade der Bildung, sondern von der Wichtigkeit und Dauer der feindseligen Interessen ab.

Finden wir also, daß gebildete Völker den Gefangenen nicht den Tod geben, Stadt und Land nicht zerstören, so ist es, weil sich die Intelligenz in ihre Kriegführung mehr mischt und ihnen wirksamere Mittel zur Anwendung der Gewalt gelehrt hat als diese rohen Äußerungen des Instinkts.

Die Erfindung des Pulvers, die immer weitergehende Ausbildung des Feuergewehrs, zeigen schon hinreichend, daß die in dem Begriff des Krieges liegende Tendenz zur Vernichtung des Gegners auch faktisch, durch die zunehmende Bildung keineswegs gestört oder abgelenkt worden ist. Wir wiederholen also unseren Satz: Der Krieg ist ein Akt der Gewalt, und es gibt in der Anwendung derselben keine Grenzen; so gibt jeder dem anderen das Gesetz, es entsteht eine Wechselwirkung, die, dem Begriffe nach, zum Äußersten führen muß. Dies ist die erste Wechselwirkung und das erste Äußerste, worauf wir stoßen.

(Erste Wechselwirkung.)

4. Das Ziel ist, den Feind wehrlos zu machen

Wir haben gesagt: den Feind wehrlos zu machen, sei das Ziel des kriegerischen Akts, und wir wollen nun zeigen, daß dies, wenigstens in der theoretischen Vorstellung, notwendig ist.

Wenn der Gegner unseren Willen erfüllen soll, so müssen wir ihn in eine Lage versetzen, die nachteiliger ist als das Opfer, welches wir von ihm fordern. Die Nachteile dieser Lage dürfen aber natürlich, wenigstens dem Anscheine nach, nicht vorübergehend sein, sonst würde der Gegner den besseren Zeitpunkt abwarten und nicht nachgeben. Jede Veränderung dieser Lage, welche durch die fortgesetzte kriegerische Tätigkeit hervorgebracht wird, muß also zu einer noch nachteiligeren

führen, wenigstens in der Vorstellung. Die schlimmste Lage, in die ein Kriegführender kommen kann, ist die gänzliche Wehrlosigkeit. Soll also der Gegner zur Erfüllung unseres Willens durch den kriegerischen Akt gezwungen werden, so müssen wir ihn entweder faktisch wehrlos machen oder in einen Zustand versetzen, daß er nach Wahrscheinlichkeit damit bedroht sei. Hieraus folgt, daß die Entwaffnung oder das Niederwerfen des Feindes, wie man es nennen will, immer das Ziel des kriegerischen Aktes sein muß.

Nun ist der Krieg nicht das Wirken einer lebendigen Kraft auf eine tote Masse, sondern weil ein absolutes Leiden kein Kriegführen sein würde, so ist er immer der Stoß zweier lebendigen Kräfte gegeneinander, und was wir von dem letzten Ziel der kriegerischen Handlung gesagt haben, muß von beiden Teilen bedacht werden. Hier ist also wieder Wechselwirkung. Solange ich den Gegner nicht niedergeworfen habe, muß ich fürchten, daß er mich niederwirft, ich bin also nicht mehr Herr meiner, sondern er gibt mir das Gesetz, wie ich es ihm gebe. Dies ist die zweite Wechselwirkung, die zum zweiten Äußersten führt.

(Zweite Wechselwirkung.)

5. Äußerste Anstrengung der Kräfte

Wollen wir den Gegner niederwerfen, so müssen wir unsere Anstrengung nach seiner Widerstandskraft abmessen; diese drückt sich durch ein Produkt aus, dessen Faktoren sich nicht trennen lassen, nämlich: die Größe der vorhandenen Mittel und die Stärke der Willenskraft.

Die Größe der vorhandenen Mittel würde sich bestimmen lassen, da sie (wiewohl doch nicht ganz) auf Zahlen beruht, aber die Stärke der Willenskraft läßt sich viel weniger bestimmen, und nur etwa nach der Stärke des Motives schätzen. Gesetzt wir bekämen auf diese Weise eine erträgliche Wahrscheinlichkeit für die Widerstandskraft des Gegners, so können wir darnach unsere Anstrengungen abmessen, und diese entweder so groß machen, daß sie überwiegen oder, im Fall dazu unser Vermögen nicht hinreicht, so groß wie möglich. Aber dasselbe tut der

Gegner; also neue gegenseitige Steigerung, die in der bloßen Vorstellung wieder das Bestreben zum Äußersten haben muß. Dies ist die dritte Wechselwirkung und ein drittes Äußerstes, worauf wir stoßen. (Dritte Wechselwirkung.)

6. Modifikationen in der Wirklichkeit

So findet in dem abstrakten Gebiet des bloßen Begriffs der überlegende Verstand nirgends Ruhe, bis er an dem Äußersten angelangt ist, weil er es mit einem Äußersten zu tun hat, mit einem Konflikt von Kräften, die sich selbst überlassen sind und die keinen anderen Gesetzen folgen als ihren inneren; wollten wir also aus dem bloßen Begriffe des Krieges einen absoluten Punkt für das Ziel, welches wir aussetzen, und für die Mittel, welche wir anwenden sollen, ableiten: so würden wir bei den ständigen Wechselwirkungen zu Extremen geraten, die nichts als ein Spiel der Vorstellungen wären, hervorgebracht durch einen kaum sichtbaren Faden logischer Spitzfindigkeit. Wenn man, fest an das Absolute haltend, alle Schwierigkeiten mit einem Federstrich umgehen und mit logischer Strenge darin beharren wollte: daß man sich jederzeit auf das Äußerste gefaßt machen und jedesmal die äußerste Anstrengung daransetzen müsse, so würde ein solcher Federstrich ein bloßes Büchergesetz sein und keins für die wirkliche Welt.

Gesetzt auch jenes Äußerste der Anstrengungen wäre ein Absolutes, was leicht gefunden werden könnte, so muß man doch gestehen, daß der menschliche Geist sich dieser logischen Träumerei schwerlich unterordnen würde. Es würde in manchen Fällen ein unnützer Kraftaufwand entstehen, welcher in anderen Grundsätzen der Regierungskunst ein Gegengewicht finden müßte; eine Anstrengung des Willens würde erfordert werden, die mit dem vorgesetzten Zweck nicht im Gleichgewicht stände und also nicht ins Leben gerufen werden könnte, denn der menschliche Wille erhält seine Stärke nie durch logische Spitzfindigkeiten.

Anders aber gestaltet sich alles, wenn wir aus der Abstraktion in die Wirklichkeit übergehen. Dort mußte alles dem Optimismus unter-

worfen bleiben, und wir mußten uns den einen wie den andern denken, nicht bloß nach dem Vollkommenen strebend, sondern auch es erreichend. Wird dies jemals in der Wirklichkeit auch so sein? Es würde so sein, wenn:

1. der Krieg ein ganz isolierter Akt wäre, der urplötzlich entstünde, und nicht mit dem früheren Staatsleben zusammenhinge,
2. wenn er aus einer einzigen oder aus einer Reihe gleichzeitiger Entscheidungen bestünde,
3. wenn er eine in sich vollendete Entscheidung enthielte, und nicht der politische Zustand, welcher ihm folgen wird, durch den Kalkül schon auf ihn zurückwirkte.

7. Der Krieg ist nie ein isolierter Akt

Was den ersten Punkt betrifft, so ist jeder der beiden Gegner dem anderen keine abstrakte Person, auch für denjenigen Faktor im Widerstandsprodukt, der nicht auf äußerste Dinge beruht, nämlich den Willen. Dieser Wille ist kein Unbekanntes; er tut sich kund für das, was er morgen sein wird, in dem, was er heute war. Der Krieg entsteht nicht urplötzlich; seine Verbreitung ist nicht das Werk eines Augenblicks, es kann also jeder der beiden Gegner den andern großenteils schon aus dem beurteilen, was er ist, was er tut, nicht nach dem, was er, strenge genommen, sein und tun müßte. Nun bleibt aber der Mensch mit seiner unvollkommenen Organisation immer hinter der Linie des Absolut-Besten zurück, und so werden diese von beiden Seiten in Wirksamkeit tretende Mängel ein ermäßigendes Prinzip.

8. Er besteht nicht aus einem einzigen Schlag ohne Dauer

Der zweite Punkt gibt uns zu folgenden Betrachtungen Veranlassung:

Wäre die Entscheidung im Kriege eine einzige oder eine Reihe gleichzeitiger, so müßten natürlich alle Vorbereitungen zu derselben die Tendenz zum Äußersten bekommen, denn eine Versäumnis ließe sich auf keiner Weise wieder einbringen, es würden also aus der wirklichen Welt

höchstens die Vorbereitungen des Gegners, soweit sie uns bekannt sind, einen Maßstab für uns abgeben können, und alles übrige fiele wieder der Abstraktion anheim. Besteht aber die Entscheidung aus mehreren sukzessiven Akten, so kann natürlich der vorhergehende mit allen seinen Erscheinungen am nachfolgenden ein Maß werden, und auf diese Weise tritt auch hier die wirkliche Welt an die Stelle des Abstrakten und ermäßigt so das Bestreben nach dem Äußersten.

Nun würde aber jeder Krieg notwendig in einer einzigen Entscheidung oder in einer Reihe gleichzeitiger enthalten sein müssen, wenn die zum Kampf bestimmten Mittel alle zugleich aufgeboten würden oder sich aufbieten ließen; denn da eine nachteilige Entscheidung die Mittel notwendig vermindert, so kann, wenn sie in der ersten alle gewendet worden sind, eine zweite eigentlich nicht mehr gedacht werden. Alle kriegerischen Akte, die nachfolgen könnten, gehörten dem ersten wesentlich zu und bildeten eigentlich nur seine Dauer.

Allein wir haben gesehen, daß schon bei den Vorbereitungen zum Kriege die wirkliche Welt an die Stelle des bloßen Begriffs, ein wirkliches Maß an die Stelle einer äußersten Voraussetzung tritt, also schon darum werden beide Gegner in ihrer Wechselwirkung hinter der Linie einer äußersten Anstrengung zurückbleiben, und also nicht sogleich alle Kräfte aufgeboten werden.

Aber es liegt auch in der Natur dieser Kräfte und ihrer Anwendung, daß sie nicht alle zugleich in Wirksamkeit treten können. Diese Kräfte sind: die eigentlichen Streitkräfte, das Land mit seiner Oberfläche und Bevölkerung und die Bundesgenossen.

Das Land mit seiner Oberfläche und Bevölkerung macht nämlich, außerdem daß es der Quell aller eigentlichen Streitkräfte ist, auch noch für sich einen integrierenden Teil der im Kriege wirksamen Größen aus, und zwar nur mit dem Teile, der zum Kriegstheater gehört oder einen merklichen Einfluß darauf hat.

Nun kann man wohl alle beweglichen Streitkräfte gleichzeitig wirken lassen, aber nicht alle Festungen, Ströme, Gebirge, Einwohner usw.,

kurz nicht das ganze Land, wenn dieses nicht so klein ist, daß es von dem ersten Akt des Krieges ganz umfaßt wird. Ferner ist die Mitwirkung der Bundesgenossenschaft nicht von dem Willen der Kriegführenden abhängig, und es liegt in der Natur der Staatenverhältnisse, daß sie häufig erst später eintritt oder sich verstärkt zur Herstellung des verlorenen Gleichgewichts.

Daß dieser Teil der Widerstandskräfte, welche nicht sogleich in Wirksamkeit gesetzt werden können, in manchen Fällen einen viel größeren Teil des Ganzen ausmacht, als man auf den ersten Blick glauben sollte, und daß dadurch selbst da, wo die erste Entscheidung mit einer großen Gewalt gegeben und also das Gleichgewicht der Kräfte sehr gestört worden ist, dieses doch wiederhergestellt werden kann, wird in der Folge näher entwickelt werden. Hier genügt es uns zu zeigen, daß der Natur des Krieges eine vollkommene Vereinigung der Kräfte in der Zeit entgegen ist. Nun könnte dies an und für sich kein Grund sein, die Steigerung der Anstrengungen für die erste Entscheidung zu ermäßigen, weil eine ungünstige Entscheidung immer ein Nachteil ist, dem man sich nicht absichtlich aussetzen wird, und weil die erste Entscheidung, wenn sie auch nicht die einzige bleibt, doch um so mehr Einfluß auf die folgenden haben wird, je größer sie gewesen ist; allein die Möglichkeit einer späteren Entscheidung macht, daß der menschliche Geist sich in seiner Scheu vor allzu großen Anstrengungen da hinein flüchtet, also bei der ersten Entscheidung die Kräfte nicht in dem Maße sammelt und anstrengt, wie sonst geschehen sein würde. Was jeder der beiden Gegner aus Schwäche unterläßt, wird für den andern ein wahrer objektiver Grund der Ermäßigung, und so wird, durch diese Wechselwirkung, wieder das Bestreben nach dem Äußersten auf ein bestimmtes Maß der Anstrengung zurückgeführt.

9. Der Krieg ist mit seinem Resultat nie etwas Absolutes

Endlich ist selbst die Totalentscheidung eines ganzen Krieges nicht immer für eine absolute anzusehen, sondern der erliegende Staat sieht

darin oft nur ein vorübergehendes Übel, für welches, in den politischen Verhältnissen späterer Zeiten, noch eine Abhilfe gewonnen werden kann. Wie sehr auch dies die Gewaltsamkeit der Spannung und die Heftigkeit der Kraftanstrengung mäßigen muß, versteht sich von selbst.

10. Die Wahrscheinlichkeiten des wirklichen Lebens treten an die Stelle des Äußersten und Absoluten der Begriffe

Auf diese Weise wird dem ganzen kriegerischen Akte das strenge Gesetz der nach dem Äußersten getriebenen Kräfte genommen. Wird das Äußerste nicht mehr gefürchtet und nicht mehr gesucht, so bleibt dem Urteil überlassen, statt seiner die Grenzen für die Anstrengungen festzustellen, und dies kann nur aus den Datis, welche die Erscheinungen der wirklichen Welt darbieten, nach Wahrscheinlichkeitsgesetzen geschehen. Sind die beiden Gegner nicht mehr bloße Begriffe, sondern individuelle Staaten und Regierungen, ist der Krieg nicht mehr ein idealer, sondern ein sich eigentümlich gestaltender Verlauf der Handlung: so wird das wirklich Vorhandene die Data abgeben für das Unbekannte, zu Erwartende, was gefunden werden soll.

Aus dem Charakter, den Einrichtungen, dem Zustande, den Verhältnissen des Gegners wird jeder der beiden Teile, nach Wahrscheinlichkeitsgesetzen, auf das Handeln des andern schließen und darnach das seinige bestimmen.

11. Nun tritt der politische Zweck wieder hervor

Hier drängt sich nun von selbst ein Gegenstand von neuem in die Betrachtung, den wir (siehe Nr. 2) daraus entfernt hatten: es ist der politische Zweck des Krieges. Das Gesetz des Äußersten, die Absicht, den Gegner wehrlos zu machen, ihn niederzuwerfen, hatte diesen Zweck bisher gewissermaßen verschlungen. So wie dieses Gesetz in seiner Kraft nachläßt, diese Absicht von ihrem Ziel zurücktritt, muß der politische Zweck des Krieges wieder hervortreten. Ist die ganze Betrachtung ein Wahrscheinlichkeitskalkül, aus bestimmten Personen und Verhält-

:s, in den politischen
onnen werden kann.
ing und die Heftig-
sich von selbst.

Lebens treten an
der Begriffe

Akte das strenge
genommen. Wird
gesucht, so bleibt
die Anstrengungen
welche die Erschei-
heinlichkeitsgesetzen
Begriffe, sondern
g nicht mehr ein
erlauf der Hand-
abgeben für das
soll.
stande, den Ver-
nach Wahrschein-
sen und darnach

hervor

n neuem in die
atten: es ist der
en, die Absicht,
tte diesen Zweck
Gesetz in seiner
t, muß der po-
ze Betrachtung
und Verhält-



ALBRECHT DÜRER

RITTER, TOD UND TEUFEL

nissen hervorgehend, so muß der politische Zweck als das ursprüngliche Motiv ein sehr wesentlicher Faktor in diesem Produkt werden. Je kleiner das Opfer ist, welches wir von unserem Gegner fordern, um so geringer dürfen wir erwarten, daß seine Anstrengungen sein werden, es uns zu versagen. Je geringer aber diese sind, um so kleiner dürfen auch die unserigen bleiben. Ferner, je kleiner unser politischer Zweck ist, um so geringer wird der Wert sein, den wir auf ihn legen, um so eher werden wir uns gefallen lassen, ihn aufzugeben: also um so kleiner werden auch aus diesem Grunde unsere Anstrengungen sein.

So wird also der politische Zweck, als das ursprüngliche Motiv des Krieges, das Maß sein sowohl für das Ziel, welches durch den kriegerischen Akt erreicht werden muß, als für die Anstrengungen, die erforderlich sind. Aber es wird dies nicht an und für sich sein können, sondern weil wir es mit wirklichen Dingen zu tun haben und nicht mit bloßen Begriffen, so wird er es in Beziehung auf die beiderseitigen Staaten sein. Ein und derselbe politische Zweck kann bei verschiedenen Völkern oder selbst bei ein und demselben Volk zu verschiedenen Zeiten ganz verschiedene Wirkungen hervorbringen. Wir können also den politischen Zweck nur so als das Maß gelten lassen, indem wir uns ihn in Einwirkungen auf die Massen denken, die er bewegen soll, so daß also die Natur dieser Massen in Betrachtung kommt. Daß dadurch das Resultat ein ganz anderes werden kann, je nachdem sich in den Massen Verstärkungs- oder Schwächungsprinzipe für die Handlung finden, ist leicht einzusehen. Es können in zwei Völkern und Staaten sich solche Spannungen, eine solche Summe feindseliger Elemente finden, daß ein an sich sehr geringes politisches Motiv des Krieges eine weit über seine Natur hinausgehende Wirkung, eine wahre Explosion hervorbringen kann.

Dies gilt für die Anstrengungen, welche der politische Zweck in beiden Staaten hervorrufen, und für das Ziel, welches er der kriegerischen Handlung stecken soll. Zuweilen wird der politische Zweck selbst sich nicht dazu eignen, das Ziel der kriegerischen Handlung abzugeben, dann muß ein solches genommen werden, welches als ein Äquivalent

für ihn gelten und beim Frieden ihn vertreten kann. Aber auch hierbei ist immer die Rücksicht auf Eigentümlichkeit der wirkenden Staaten vorausgesetzt. Es gibt Verhältnisse, wo das Äquivalent viel größer sein muß als der politische Zweck, wenn dieser mit errungen werden soll. Der politische Zweck wird als Maß um so mehr vorherrschen und selbst entscheiden, je gleichgültiger sich die Massen verhalten, je geringer die Spannungen sind, die auch außerdem in beiden Staaten und ihren Verhältnissen sich finden, und so gibt es Fälle, wo er fast allein entscheidet.

Ist nun das Ziel des kriegerischen Aktes ein Äquivalent für den kriegerischen Zweck, so wird er im allgemeinen mit diesem heruntergehen, und zwar um so mehr, je mehr dieser Zweck vorherrscht, und so erklärt es sich, wie, ohne inneren Widerspruch, es Kriege mit allen Graden von Wichtigkeit und Energie geben kann, von dem Vernichtungskriege hinab bis zur bloßen bewaffneten Beobachtung. Dies führt uns aber zu einer Frage anderer Art, die wir noch zu entwickeln und zu beantworten haben.

12. Ein Stillstand im kriegerischen Akt ist dadurch noch nicht erklärt

Wie unbedeutend auch die politischen Forderungen beider Gegner sein mögen, wie schwach die aufgebotenen Mittel, wie gering das Ziel, welches sie dem kriegerischen Akte stecken, kann dieser Akt je einen Augenblick stillstehen? Dies ist eine in das Wesen der Sache tief eindringende Frage.

Jede Handlung braucht zu ihrer Vollziehung eine gewisse Zeit, die wir ihre Dauer nennen. Diese kann größer oder kleiner sein, je nachdem der Handelnde mehr oder weniger Eile hineinlegt.

Um dieses Mehr oder Weniger wollen wir uns hier nicht bekümmern. Jeder macht die Sache auf seine Weise; der Langsame aber macht sie nicht darum langsamer, weil er mehr Zeit darauf verbringen will, sondern weil er seiner Natur nach mehr Zeit braucht und sie bei größerer

Eile weniger gut machen würde. Diese Zeit hängt also von inneren Gründen ab und gehört zur eigentlichen Dauer der Handlung.

Lassen wir nun im Kriege einer jeden Handlung diese ihre Dauer, so müssen wir, wenigstens auf den ersten Blick, dafür halten, daß jeder Zeitaufwand außer dieser Dauer, d. h. jeder Stillstand im kriegerischen Akt, widersinnig erscheint. Wir müssen immer dabei nicht vergessen, daß nicht von dem Fortschreiten des einen oder andern der beiden Gegner, sondern von dem Fortschreiten des ganzen kriegerischen Aktes die Rede ist.

13. Es gibt nur einen Grund, welcher das Handeln aufhalten kann, und dieser scheint immer nur auf einer Seite sein zu können

Haben beide Teile sich zum Kampf gerüstet, so muß ein feindseliges Prinzip sie dazu vermocht haben; solange sie nun gerüstet bleiben, d. h. nicht Frieden schließen, muß dieses Prinzip vorhanden sein, und es kann bei jedem der beiden Gegner nur unter einer einzigen Bedingung ruhen, nämlich: einen günstigeren Zeitpunkt des Handelns abwarten zu wollen. Nun scheint es auf den ersten Blick, daß diese Bedingung immer nur auf einer Seite vorhanden sein könne, weil sie eo ipso auf der anderen zum Gegenteil wird. Hat der eine das Interesse des Handelns, so muß der andere das Interesse des Abwartens haben.

Ein völliges Gleichgewicht der Kräfte kann einen Stillstand nicht hervorbringen, denn bei einem solchen müßte der, welcher den positiven Zweck hat (der Angreifende), der Vorschreitende bleiben.

Wollte man sich aber das Gleichgewicht so denken, daß derjenige, welcher den positiven Zweck, also das stärkere Motiv hat, zugleich über die geringeren Kräfte gebietet, so daß die Gleichung aus dem Produkt von Motiv und Kräften entstände, so müßte man immer noch sagen: wenn für diesen Zustand des Gleichgewichts keine Veränderung vorher zu sehen ist, so müssen beide Teile Frieden machen; ist sie aber vorher zu sehen, so wird sie nur dem einen günstig sein und dadurch also der

andere zum Handeln bewogen werden müssen. Wir sehen, daß der Begriff des Gleichgewichts den Stillstand nicht erklären kann, sondern daß es doch wieder auf das Abwarten eines günstigen Augenblicks hinausläuft. Gesetzt also, von zwei Staaten habe der eine einen positiven Zweck; er will eine Provinz des Gegners erobern, um sie beim Frieden geltend zu machen. Nach dieser Eroberung ist sein politischer Zweck erfüllt, das Bedürfnis des Handelns hört auf, für ihn tritt Ruhe ein. Will der Gegner sich auch bei diesem Erfolg beruhigen, so muß er Frieden schließen, will er dies nicht, so muß er handeln; nun läßt sich denken, daß er in vier Wochen mehr dazu organisiert sein wird, er hat also einen hinlänglichen Grund, das Handeln zu verschieben.

Von dem Augenblick an aber, so scheint es, fällt die logische Verpflichtung des Handelns dem Gegner zu, damit dem Besiegten nicht Zeit gelassen werde, sich zum Handeln auszurüsten. Es versteht sich, daß hierbei eine vollkommene Einsicht des Falles von beiden Seiten vorausgesetzt wird.

14. Dadurch würde eine Kontinuität in das kriegerische Handeln kommen, die alles wieder steigerte

Wäre diese Kontinuität des kriegerischen Aktes wirklich vorhanden, so würde durch sie wieder alles zum Äußersten getrieben werden, denn abgesehen davon, daß eine solche rastlose Tätigkeit die Gemütskräfte mehr aufflammen und dem Ganzen einen höheren Grad von Leidenschaft, eine größere Elementarkraft geben würde, so würde auch durch die Kontinuität des Handelns eine strengere Folge, eine ungestörtere Kausalverbindung entstehen, und damit jede einzelne Handlung bedeutender und also gefahrvoller werden.

Aber wir wissen, daß die kriegerische Handlung selten oder nie diese Kontinuität hat, und daß es eine Menge von Kriegen gibt, wo das Handeln bei weitem den geringsten Teil der angewendeten Zeit einnimmt und der Stillstand den ganzen übrigen. Dies kann unmöglich immer eine Anomalie, und der Stillstand im kriegerischen Akt muß

möglich, d. h. kein Widerspruch in sich sein. Daß, und wie es so ist, wollen wir jetzt zeigen.

15. Hier wird also ein Prinzip der Polarität in Anspruch genommen

Indem wir das Interesse des einen Feldherrn immer in entgegengesetzter Größe bei dem andern gedacht haben, haben wir eine wahre Polarität angenommen. Wir behalten uns vor, diesem Prinzip in der Folge ein geeignetes Kapitel zu widmen, müssen aber hier folgendes darüber sagen:

Das Prinzip der Polarität ist nur gültig, wenn diese an ein und demselben Gegenstand gedacht wird, wo die positive Größe und ihr Gegensatz, die negative, sich genau vernichten. In einer Schlacht will jeder der beiden Teile siegen; das ist wahre Polarität, denn der Sieg des einen vernichtet den des andern. Wenn aber von zwei verschiedenen Dingen die Rede ist, die eine gemeinschaftliche Beziehung außer sich haben, so haben nicht diese Dinge, sondern ihre Beziehungen die Polarität.

16. Angriff und Verteidigung sind Dinge von verschiedener Art und von ungleicher Stärke, die Polarität kann also nicht auf sie angewendet werden

Gäbe es nur eine Form des Krieges, nämlich den Anfall des Gegners, also keine Verteidigung, oder mit anderen Worten, unterschiede sich der Angriff von der Verteidigung bloß durch das positive Motiv, welches jener hat und diese entbehrt, der Kampf wäre aber immer ein und derselbe: so würde in diesem Kampfe jeder Vorteil des einen immer ein ebenso großer Nachteil des andern sein, und es wäre Polarität vorhanden.

Allein die kriegerische Tätigkeit zerfällt in zwei Formen, Angriff und Verteidigung, die, wie wir in der Folge sachlich dartun werden, sehr verschieden und von ungleicher Stärke sind. Die Polarität liegt also in dem, worauf sich beide beziehen, in der Entscheidung, aber nicht

im Angriff und der Verteidigung selbst. Will der eine Feldherr die Entscheidung später, so muß der andere sie früher wollen, aber freilich nur in derselben Form des Kampfes. Hat A. das Interesse, seinen Gegner nicht jetzt, sondern vier Wochen später anzugreifen, so hat B. das Interesse, nicht vier Wochen später, sondern jetzt von ihm angegriffen zu werden. Dies ist der unmittelbare Gegensatz; daraus folgt aber nicht, daß B. das Interesse hätte, A. jetzt gleich anzugreifen, welches offenbar etwas ganz Verschiedenes ist.

17. Die Wirkung der Polarität wird oft durch die Überlegenheit der Verteidigung über den Angriff vernichtet, und so erklärt sich der Stillstand des kriegerischen Aktes

Ist die Form der Verteidigung stärker als die des Angriffs, wie wir in der Folge zeigen werden, so frägt es sich, ob der Vorteil der späteren Entscheidung bei dem einen so groß ist wie der Vorteil der Verteidigung bei dem andern; wo das nicht ist, da kann er auch nicht vermittels seines Gegensatzes dieses aufwiegen, und so auf das Fortschreiten des kriegerischen Aktes wirken. Wir sehen also, daß die anregende Kraft, welche die Polarität der Interessen hat, sich in dem Unterschied der Stärke von Angriff und Verteidigung verlieren und dadurch unwirksam werden kann.

Wenn also derjenige, für welchen die Gegenwart günstig ist, zu schwach ist, um den Vorteil der Verteidigung entbehren zu können, so muß er sich gefallen lassen, der ungünstigeren Zukunft entgegen zu gehen, denn es kann immer noch besser sein, sich in dieser ungünstigen Zukunft verteidigend zu schlagen als jetzt angreifend, oder als Frieden zu schließen. Da nun nach unserer Überzeugung die Überlegenheit der Verteidigung (richtig verstanden) sehr groß und viel größer ist, als man sich beim ersten Anblick denkt: so erklärt sich daraus ein sehr großer Teil der Stillstandsperioden, welche im Kriege vorkommen, ohne daß man genötigt ist, dabei auf einen inneren Widerspruch zu schließen. Je schwächer die Motive des Handelns sind, um so mehr werden ihrer,

von diesem Unterschied von Angriff und Verteidigung, verschlungen und neutralisiert werden, um so häufiger also wird der kriegerische Akt innehalten; wie die Erfahrung dies auch lehrt.

18. Ein zweiter Grund liegt in der unvollkommenen Einsicht des Falles

Aber es gibt noch einen anderen Grund, welcher den kriegerischen Akt zum Stehen bringen kann, nämlich die unvollkommene Einsicht des Falles. Jeder Feldherr übersieht nur seine eigene Lage genau, die des Gegners nur nach ungewissen Nachrichten; er kann sich also in seinem Urteil darüber irren und infolge dieses Irrtums glauben, das Handeln sei am Gegner, wenn es eigentlich an ihm ist. Dieser Mangel an Einsicht könnte nun zwar ebensooft ein unzeitiges Handeln als ein unzeitiges Innehalten veranlassen, und würde also an sich nicht mehr zur Verzögerung als zur Beschleunigung des kriegerischen Aktes beitragen; aber immer wird es als eine der natürlichen Ursachen betrachtet werden müssen, welche den kriegerischen Akt ohne inneren Widerspruch zum Stehen bringen können. Wenn man aber bedenkt, daß man immer viel mehr geneigt und veranlaßt ist, die Stärke seines Gegners zu hoch, als sie zu gering zu schätzen, weil es so in der menschlichen Natur ist, so wird man auch zugeben, daß die unvollkommene Einsicht des Falles im allgemeinen sehr dazu beitragen muß, die kriegerische Handlung aufzuhalten und das Prinzip derselben zu ermäßigen.

Die Möglichkeit eines Stillstandes führt eine neue Ermäßigung in den kriegerischen Akt, indem sie denselben gewissermaßen mit Zeit verdünnt, die Gefahr in ihrem Schritte hemmt und die Mittel zur Herstellung eines verlorenen Gleichgewichts vermehrt. Je größer die Spannungen sind, aus denen der Krieg hervorgegangen, je größer also seine Energie ist, um so kürzer werden diese Stillstandsperioden sein; je schwächer das kriegerische Prinzip ist, um so länger; denn die stärkeren Motive vermehren die Willenskraft, und diese ist, wie wir wissen, jedesmal ein Faktor, ein Produkt der Kräfte.

19. Der häufige Stillstand im kriegerischen Akt entfernt den Krieg noch mehr von dem Absoluten, macht ihn noch mehr zum Wahrscheinlichkeitskalkül

Je langsamer aber der kriegerische Akt abläuft, je häufiger und länger er zum Stehen kommt, um so eher wird es möglich, einen Irrtum gut zu machen, um so dreister wird also der Handelnde in seinen Voraussetzungen, um so eher wird er damit hinter der Linie des Äußersten zurückbleiben und alles auf Wahrscheinlichkeiten und Vermutungen bauen. Was also die Natur des konkreten Falles an sich schon erfordert, einen Wahrscheinlichkeitskalkül nach den gegebenen Verhältnissen, dazu läßt der mehr oder weniger langsame Verlauf des kriegerischen Aktes mehr oder weniger Zeit.

20. Es fehlt also nur noch der Zufall, um ihn zum Spiel zu machen, und dessen entbehrt er am wenigsten

Wir sehen hieraus, wie sehr die objektive Natur des Krieges ihn zu einem Wahrscheinlichkeitskalkül macht; nun bedarf es nur noch eines einzigen Elementes, um ihn zum Spiel zu machen, und dieses Elementes entbehrt er gewiß nicht; es ist der Zufall. Es gibt keine menschliche Tätigkeit, welche mit dem Zufall so beständig und so allgemein in Berührung stände als der Krieg. Mit dem Zufall aber nimmt das Ungefähr, und mit ihm das Glück, einen großen Platz in ihm ein.

21. Wie durch seine objektive Natur, so wird der Krieg auch durch die subjektive zum Spiel

Werfen wir nun einen Blick auf die subjektive Natur des Krieges, d. h. auf diejenigen Kräfte, womit er geführt werden muß, so muß er uns noch mehr als ein Spiel erscheinen. Das Element, in welchem die kriegerische Tätigkeit sich bewegt, ist Gefahr, die vornehmste aller Seelenkräfte der Mut. Nun kann zwar Mut sich wohl mit kluger Berechnung vertragen, aber sie sind doch Dinge von verschiedener

Art, gehören verschiedenen Seelenkräften an; dagegen sind Wagen, Vertrauen auf Glück, Kühnheit, Verwegenheit nur Äußerungen des Mutes, und alle diese Richtungen der Seelen suchen das Ungefähr, weil es ihr Element ist. Wir sehen also, wie von Hause aus das Absolute, das sogenannte Mathematische, in den Berechnungen der Kriegskunst nirgends einen festen Grund findet, und daß gleich von vornherein ein Spiel von Möglichkeiten, Wahrscheinlichkeiten, Glück und Unglück hinein kommt, welches in allen großen und kleinen Fäden seines Gewebes fortläuft und von allen Zweigen des menschlichen Tuns den Krieg dem Kartenspiel am nächsten stellt.

22. Wie dies dem menschlichen Geiste im allgemeinen am meisten zusagt

Obgleich sich unser Verstand immer zur Klarheit und Gewißheit hingedrängt fühlt, so fühlt sich doch unser Geist oft von der Ungewißheit angezogen. Statt sich mit dem Verstande auf dem engen Pfade philosophischer Untersuchung und logischer Schlußfolgen durchzuwinden, um, seiner selbst sich kaum bewußt, in Räumen anzukommen, wo er sich fremd fühlt und wo ihn alle bekannten Gegenstände zu verlassen scheinen, weilt er lieber mit der Einbildungskraft im Reiche der Zufälle und des Glücks. Statt jener dürftigen Notwendigkeit schwelgt er hier im Reichtum von Möglichkeiten; begeistert davon, beflügelt sich der Mut, und so wird Wagnis und Gefahr das Element, in welches er sich wirft, wie der mutige Schwimmer in den Strom.

Soll die Theorie ihn hier verlassen? sich in absoluten Schlüssen und Regeln selbstgefällig fortbewegen? dann ist sie unnütz fürs Leben. Die Theorie soll auch das Menschliche berücksichtigen, auch dem Mute, der Kühnheit, selbst der Verwegenheit soll sie ihren Platz gönnen. Die Kriegskunst hat es mit lebendigen und moralischen Kräften zu tun, daraus folgt, daß sie nirgends das Absolute und Gewisse erreichen kann; es bleibt also überall dem Ungefähr ein Spielraum, und zwar ebenso groß bei dem Größten wie bei dem Kleinsten. Wie dieses Un-

gefähr auf der einen Seite steht, muß Mut und Selbstvertrauen auf die andere treten und die Lücke ausfüllen. So groß wie diese sind, so groß darf der Spielraum für jenes werden. Mut und Selbstvertrauen sind also dem Kriege ganz wesentliche Prinzipe; die Theorie soll folglich nur solche Gesetze aufstellen, in welche sich jene notwendigen und edelsten der kriegerischen Tugenden in all ihren Graden und Veränderungen frei bewegen können. Auch im Wagen gibt es noch eine Klugheit und ebensogut eine Vorsicht, nur daß sie nach einem anderen Münzfuß berechnet sind.

23. Aber der Krieg bleibt doch immer ein ernsthaftes Mittel für einen ernsthaften Zweck. Nähere Bestimmungen desselben

So ist der Krieg, so der Feldherr, der ihn führt, so die Theorie, die ihn regelt. Aber der Krieg ist kein Zeitvertreib, keine bloße Lust am Wagen und Gelingen, kein Werk einer freien Begeisterung; er ist ein ernstes Mittel für einen ernsten Zweck. Alles, was er von jenem Farbenspiel des Glückes an sich trägt, was er von den Schwingungen der Leidenschaften, des Mutes, der Phantasie, der Begeisterung in sich aufnimmt, sind nur Eigentümlichkeiten dieses Mittels.

Der Krieg einer Gemeinheit — ganzer Völker — und namentlich gebildeter Völker, geht immer von einem politischen Zustande aus und wird nur durch ein politisches Motiv hervorgerufen. Er ist also ein politischer Akt. Wäre er nun ein vollkommener, ungestörter, eine absolute Äußerung der Gewalt, wie wir ihn aus seinem bloßen Begriff ableiten mußten: so würde er von dem Augenblicke an, wo er durch die Politik hervorgerufen ist, an ihre Stelle treten, als etwas von ihr ganz Unabhängiges, sie verdrängen, und nur seinen eigenen Gesetzen folgen, so wie eine Mine, die sich entladet, keiner anderen Richtung und Leistung mehr fähig ist, als die man ihr durch vorbereitende Einrichtungen gegeben. So hat man sich die Sache bisher auch wirklich gedacht, so oft ein Mangel an Harmonie zwischen der Politik und Krieg-

führung zu theoretischen Unterscheidungen der Art geführt hat. Allein so ist es nicht, und diese Vorstellung ist eine grundfalsche. Der Krieg der wirklichen Welt ist, wie wir gesehen haben, kein solches Äußerstes, was seine Spannung in einer einzigen Entladung löst, sondern er ist das Wirken von Kräften, die nicht vollkommen gleichartig und gleichmäßig sich entwickeln, sondern die jetzt hinreichend aufschwellen, um den Widerstand zu überwinden, den die Trägheit und die Friktion ihr entgegenstellen, ein anderes Mal aber zu schwach sind, um eine Wirkung zu äußern; so ist er gewissermaßen ein Pulsieren der Gewaltsamkeit, mehr oder weniger heftig, folglich mehr oder weniger schnell die Spannungen lösend und die Kräfte erschöpfend; mit anderen Worten: mehr oder weniger schnell ans Ziel führend, immer aber lange genug dauernd, um auch noch in seinem Verlauf Einfluß darauf zu gestatten, damit ihm diese oder jene Richtung gegeben werden könne, kurz, um dem Willen einer leitenden Intelligenz unterworfen zu bleiben. Bedenken wir nun, daß der Krieg von einem politischen Zweck ausgeht, so ist es natürlich, daß dieses erste Motiv, welches ihn ins Leben gerufen hat, auch die erste und höchste Rücksicht bei seiner Leitung bleibt. Aber der politische Zweck ist deshalb kein despotischer Gesetzgeber, er muß sich der Natur des Mittels fügen, und wird dadurch oft ganz verändert, aber immer ist er das, was zuerst in Erwägung gezogen werden muß. Die Politik also wird den ganzen kriegerischen Akt durchziehen und einen fortwährenden Einfluß auf ihn ausüben, soweit es die Natur der in ihm explodierenden Kräfte zuläßt.

24. Der Krieg ist eine bloße Fortsetzung der Politik mit andern Mitteln

Wir sehen also, daß der Krieg nicht bloß ein politischer Akt, sondern ein wahres politisches Instrument ist, eine Fortsetzung des politischen Verkehrs, ein Durchführen desselben mit andern Mitteln. Was dem Kriege nun noch eigentümlich bleibt, bezieht sich bloß auf die eigentümliche Natur seiner Mittel. Daß die Richtungen und Absichten der

Politik mit diesen Mitteln nicht in Widerspruch treten, das kann die Kriegskunst im allgemeinen und der Feldherr in jedem einzelnen Falle fordern, und dieser Anspruch ist wahrlich nicht gering; aber wie stark er auch in einzelnen Fällen auf die politischen Absichten zurückwirkt, so muß dies doch immer nur als eine Modifikation derselben gedacht werden, denn die politische Absicht ist der Zweck, der Krieg ist das Mittel, und niemals kann das Mittel ohne Zweck gedacht werden.[1])

Zweites Buch: Über die Theorie des Krieges

Zweites Kapitel: Über die Theorie des Krieges

Zwecke und Mittel in der Strategie

Die Strategie hat ursprünglich nur den Sieg, d. h. den taktischen Erfolg, als Mittel und, in letzter Instanz, die Gegenstände, welche unmittelbar zum Frieden führen sollen, als Zweck. Die Anwendung ihres Mittels zu diesem Zweck ist gleichfalls von Umständen begleitet, die mehr oder weniger Einfluß darauf haben.

Umstände, welche die Anwendung der Mittel begleiten

Diese Umstände sind Gegend und Boden, aber die erstere zugleich erweitert zu Land und Volk des ganzen Kriegstheaters; die Tageszeit, aber auch zugleich die Jahreszeit; endlich das Wetter, und zwar durch ungewöhnliche Erscheinungen desselben, großen Frost usw.

Sie bilden neue Mittel

Indem die Strategie diese Dinge mit dem Erfolg eines Gefechts in Verbindung bringt, gibt sie diesem Erfolge, und also dem Gefecht,

[1]) Vgl. oben die „Nachricht" unmittelbar vor dem Ersten Buche: S. 70.

eine besondere Bedeutung, setzt ihm einen besonderen Zweck. Insofern aber dieser Zweck nicht der ist, welcher unmittelbar zum Frieden führen soll, also ein untergeordneter, ist er auch als Mittel zu betrachten, und wir können als das Mittel in der Strategie die Gefechtserfolge oder Siege in allen ihren verschiedenen Bedeutungen betrachten. Die Eroberung einer Stellung ist ein solcher, auf das Terrain angewendeter Gefechtserfolg. Aber nicht bloß die einzelnen Gefechte, mit besonderen Zwecken, sind als Mittel zu betrachten, sondern auch jede höhere Einheit, welche sich in der Kombination der Gefechte durch die Richtung auf einen gemeinschaftlichen Zweck bilden möchte, ist als ein Mittel zu betrachten. Ein Winterfeldzug ist eine solche auf die Jahreszeit angewendete Kombination.

Es bleiben also als Zwecke nur diejenigen Gegenstände übrig, die als unmittelbar zum Frieden führend gedacht sind.

Drittes Kapitel: Kriegskunst oder Kriegswissenschaft

Der Krieg ist ein Akt des menschlichen Verkehrs

Wir sagen also, der Krieg gehört nicht in das Gebiet der Künste und Wissenschaften, sondern in das Gebiet des gesellschaftlichen Lebens. Er ist ein Konflikt großer Interessen, der sich blutig löst, und nur darin ist er von den andern unterschieden. Besser als mit irgendeiner Kunst ließe er sich mit dem Handel vergleichen, der auch ein Konflikt menschlicher Interessen und Tätigkeiten ist, und viel näher steht ihm die Politik, die ihrerseits wieder als eine Art Handel in größerem Maßstabe angesehen werden kann. Außerdem ist sie der Schoß, in welchem sich der Krieg entwickelt; in ihr liegen die Lineamente desselben schon verborgen angedeutet, wie die Eigenschaften der lebenden Geschöpfe in ihren Keimen.

Drittes Buch: Von der Strategie überhaupt

Erstes Kapitel: Strategie

Der Begriff ist festgestellt im zweiten Kapitel des zweiten Buches. Sie ist der Gebrauch des Gefechts zum Zweck des Krieges. Sie hat es eigentlich nur mit dem Gefecht zu tun, aber ihre Theorie muß den Träger dieser eigentlichen Tätigkeit, die Streitkraft, an sich und in ihren Hauptbeziehungen mit betrachten, denn das Gefecht wird durch sie gegeben, und äußert seine Wirkungen wieder zunächst auf sie. Das Gefecht selbst muß sie in Beziehung auf seine möglichen Erfolge kennen lehren, und die Kräfte des Geistes und Gemüts, welche bei dem Gebrauch desselben die wichtigsten sind.

Die Strategie ist der Gebrauch des Gefechts zum Zweck des Krieges; sie muß also dem ganzen kriegerischen Akt ein Ziel setzen, welches dem Zweck desselben entspricht, d. h. sie entwirft den Kriegsplan, und an dieses Ziel knüpft die Reihe der Handlungen an, welche zu demselben führen sollen, d. h. sie macht die Entwürfe zu den einzelnen Feldzügen und ordnet in dieses die einzelnen Gefechte an. Da sich alle diese Dinge meistens nur nach Voraussetzungen bestimmen lassen, die nicht alle zutreffen, eine Menge anderer mehr ins Einzelne gehenden Bestimmungen sich aber gar nicht vorher geben lassen, so folgt von selbst, daß die Strategie mit ins Feld ziehen muß, um das Einzelne an Ort und Stelle anzuordnen, und für das Ganze die Modifikationen zu treffen, die unaufhörlich erforderlich werden. Sie kann also ihre Hand in keinem Augenblicke von dem Werke abziehen.

Daß man dies, wenigstens was das Ganze betrifft, nicht immer so angesehen hat, beweist die frühere Gewohnheit, die Strategie im Kabinett zu haben und nicht bei der Armee, welches nur dann zulässig ist, wenn das Kabinett dem Heere so nahe bleibt, daß es für das große Hauptquartier desselben genommen werden kann.

Die Theorie wird also der Strategie in diesem Entwurfe folgen oder, richtiger gesagt, sie wird die Dinge an sich und in ihren Verhältnissen zueinander beleuchten und das Wenige herausheben, was sich als Grundsatz oder Regel ergibt.

Wenn wir uns aus dem ersten Kapitel erinnern, wieviel Gegenstände der größten Art der Krieg berührt, so werden wir begreifen, daß die Berücksichtigung aller einen seltenen Blick des Geistes voraussetzt.

Ein Fürst oder Feldherr, welcher seinen Krieg genau nach seinen Zwecken und Mitteln einzurichten weiß, nicht zu viel und nicht zu wenig tut, gibt dadurch den größten Beweis seines Genies. Aber die Wirkungen dieser Genialität zeigen sich nicht sowohl in neuerfundenen Formen des Handelns, welche sogleich in die Augen fallen würden, als in dem glücklichen Endresultat des Ganzen. Es ist das richtige Zutreffen der stillen Voraussetzungen, es ist die geräuschlose Harmonie des ganzen Handelns, welche wir bewundern sollten, und die sich erst in dem Gesamterfolg verkündet.

Derjenige Forscher, welcher, von diesem Gesamterfolg aus, jener Harmonie nicht auf die Spur kommt, der sucht die Genialität leicht da, wo sie nicht ist und sein kann.

Es sind nämlich die Mittel und Formen, deren sich die Strategie bedient, so höchst einfach, durch ihre beständige Wiederkehr so bekannt, daß es dem gesunden Menschenverstand nur lächerlich vorkommen kann, wenn er so häufig die Kritik mit einer geschraubten Emphase davon sprechen hört. Eine tausendmal vorgekommene Umgehung wird hier wie der Zug der glänzendsten Genialität, dort der tiefsten Einsicht, ja selbst des umfassendsten Wissens gepriesen. Kann es abgeschmacktere Auswüchse der Bücherwelt geben?

Immer lächerlicher wird es, wenn man sich noch hinzudenkt, daß eben diese Kritik nach der gemeinsten Meinung alle moralischen Größen von der Theorie ausschließt, und es nur mit dem Materiellen zu tun haben will, so daß alles auf ein paar mathematische Verhältnisse von

Gleichgewicht und Überlegenheit, von Zeit und Raum und auf ein paar Winkel und Linien beschränkt wird. Wäre es nichts als das, so würde sich ja aus solcher Misere kaum eine wissenschaftliche Aufgabe für einen Schulknaben bilden lassen.

Aber gestehen wir nur: es ist hier von wissenschaftlichen Normen und Aufgaben gar nicht die Rede; die Verhältnisse der materiellen Dinge sind alle sehr einfach; schwieriger ist das Auffassen der geistigen Kräfte, die im Spiel sind. Aber auch bei diesen sind die Geistesverwicke-lungen und die große Mannigfaltigkeit der Größen und Verhältnisse nur in den höchsten Regionen der Strategie zu suchen, da wo sie an die Politik und Staatskunst grenzt oder vielmehr beides selbst wird, und da haben sie, wie wir schon gesagt haben, mehr Einfluß auf das Wieviel und Wiewenig als auf die Form der Ausführung. Wo diese vorherrscht, wie bei den einzelnen, großen und kleinen Begebenheiten des Krieges, da sind die geistigen Größen schon auf eine geringe Anzahl zurückgebracht.

So ist denn in der Strategie alles sehr einfach, aber darum nicht auch alles sehr leicht. Ist aus den Verhältnissen des Staates einmal bestimmt, was der Krieg soll und was er kann, so ist der Weg dazu leicht gefunden; aber diesen Weg unverrückt zu verfolgen, den Plan durchzuführen, nicht durch tausend Veranlassungen tausendmal davon abgebracht zu werden, das erfordert außer einer großen Stärke des Charakters eine große Klarheit und Sicherheit des Geistes; und von tausend Menschen, die ausgezeichnet sein können, der eine durch Geist und der andere durch Scharfsinn, wieder andere durch Kühnheit oder durch Willensstärke, wird vielleicht nicht einer die Eigenschaften in sich vereinigen, die ihn in der Bahn des Feldherrn über die Linie des Mittel-mäßigen erheben.

Es klingt sonderbar, ist aber gewiß für alle, die den Krieg in dieser Beziehung kennen, ausgemacht, daß zu einem wichtigen Entschluß in der Strategie viel mehr Stärke des Willens gehört als in der Taktik. In dieser reißt der Augenblick mit fort, der Handelnde fühlt sich in

m und auf ein
chts als das, so
aftliche Aufgabe

tlichen Normen
der materiellen
en der geistigen
Geistesverwicke-
d Verhältnisse
da wo sie an
es selbst wird,
nfluß auf das
ng. Wo diese
Begebenheiten
eringe Anzahl

darum nicht
aates einmal
er Weg dazu
t, den Plan
dmal davon
Stärke des
s; und von
durch Geist
hnheit oder
ften in sich
des Mittel-

g in dieser
tschluß in
er Taktik.
ilt sich in



ALBRECHT DÜRER

DIE APOKALYPTISCHEN REITER

einen Strudel fortgezogen, gegen den er ohne die verderblichsten Folgen nicht ankämpfen darf, er unterdrückt die aufsteigenden Bedenklichkeiten und wagt mutig weiter. In der Strategie, wo alles viel langsamer abläuft, ist den eigenen und fremden Bedenklichkeiten, Einwendungen und Vorstellungen und also auch der unzeitigen Reue viel mehr Raum gegönnt, und da man die Dinge in der Strategie nicht, wie in der Taktik, wenigstens zur Hälfte mit eigenen leiblichen Augen sieht, sondern alles erraten und vermuten muß, so ist auch die Überzeugung weniger kräftig. Die Folge ist, daß die meisten Generale, wo sie handeln sollten, in falschen Bedenklichkeiten stecken bleiben.

Angriff und Verteidigung[1])

1. Begriff der Verteidigung

Was ist der Begriff der Verteidigung? Das Abwehren eines Stoßes. Was ist also ihr Merkmal? Das Abwarten dieses Stoßes. Dieses Merkmal also macht jedesmal die Handlung zu einer verteidigenden, und durch dieses Merkmal allein kann im Kriege die Verteidigung vom Angriff geschieden werden. Da aber eine absolute Verteidigung dem Begriff des Krieges völlig widerspricht, weil bei ihr nur der eine Krieg führen würde, so kann auch im Kriege die Verteidigung nur relativ sein, und jenes Merkmal muß also nur auf den Totalbegriff angewendet, nicht auf alle Teile von ihm ausgedehnt werden. Ein partielles Gefecht ist verteidigend, wenn wir den Anlauf, den Sturm des Feindes abwarten; eine Schlacht, wenn wir den Angriff, d. h. das Erscheinen vor unserer Stellung, in unserem Feuer abwarten; ein Feldzug, wenn wir das Betreten unseres Kriegstheaters abwarten. In allen diesen Fällen kommt dem Gesamtbegriff das Merkmal des Abwartens und

[1]) Vom Kriege. Hinterlassenes Werk des Generals Carl von Clausewitz. Zweiter Teil. Berlin, Dümmler, 1833. Sechstes Buch. Verteidigung. Erstes Kapitel.

Abwehrens zu, ohne daß daraus ein Widerspruch mit dem Begriff des Krieges folgt, denn man kann seinen Vorteil darin finden, den Anlauf gegen unsere Bajonette, den Angriff auf unsere Stellung und auf unser Kriegstheater abzuwarten. Da man aber, um wirklich auch seinerseits Krieg zu führen, dem Feinde seine Stöße zurückgeben muß, so geschieht dieser Aktus des Angriffs im Verteidigungskriege gewisser- maßen unter dem Haupttitel der Verteidigung, d. h. die Offensive, deren wir uns bedienen, fällt innerhalb der Begriffe von Stellung oder Kriegstheater. Man kann also in einem verteidigenden Feldzuge angriffsweise schlagen, in einer verteidigenden Schlacht angriffsweise seine einzelnen Divisionen gebrauchen, endlich, in der einfachen Auf- stellung gegen den feindlichen Sturm, schickt man ihm sogar noch die offensiven Kugeln entgegen. Die verteidigende Form des Kriegführens ist also kein unmittelbares Schild, sondern ein Schild, gebildet durch geschickte Streiche.

2. Vorteile der Verteidigung

Was ist der Zweck der Verteidigung? Erhalten. Erhalten ist leichter als gewinnen; schon daraus folgt, daß die Verteidigung, bei voraus- gesetzten gleichen Mitteln, leichter sei als der Angriff. Worin liegt aber die größere Leichtigkeit des Erhaltens oder Bewahrens? Darin, daß alle Zeit, welche ungenutzt verstreicht, in die Wagschale des Verteidigers fällt. Er erntet, wo er nicht gesäet hat. Jedes Unterlassen des An- griffs, aus falscher Ansicht, aus Furcht, aus Trägheit, kommt dem Verteidiger zugute. Dieser Vorteil hat den preußischen Staat im Sieben- jährigen Kriege mehr als einmal vom Untergang gerettet. — Dieser aus Begriff und Zweck sich ergebende Vorteil der Verteidigung liegt in der Natur aller Verteidigung, und ist im übrigen Leben, besonders in den dem Kriege so ähnlichen Rechtsverkehr, durch das lateinische Sprichwort beati sunt possidentes fixiert. Ein anderer, der nur aus der Natur des Krieges hinzukommt, ist der Beistand der örtlichen Lage, welchen die Verteidigung vorzugsweise genießt.

Nach Feststellung dieser allgemeinen Begriffe wollen wir uns mehr zur Sache wenden.

In der Taktik ist also jedes Gefecht, groß oder klein, ein verteidigendes, wenn wir dem Feinde die Initiative überlassen und sein Erscheinen vor unserer Front abwarten. Von diesem Augenblicke an können wir uns aller offensiven Mittel bedienen, ohne daß wir die beiden genannten Vorteile der Verteidigung, nämlich den des Abwartens und den der Gegend, verlieren. In der Strategie tritt zuerst der Feldzug an die Stelle des Gefechts und das Kriegstheater an die Stelle der Stellung; sodann aber auch der ganze Krieg wieder an die Stelle des Feldzuges und das ganze Land an die Stelle des Kriegstheaters, und in beiden Fällen bleibt die Verteidigung, was sie in der Taktik war.

Daß die Verteidigung leichter sei als der Angriff, ist schon im allgemeinen bemerkt; da aber die Verteidigung einen negativen Zweck hat, das Erhalten, und der Angriff einen positiven, das Erobern, und da dieser die eigenen Kriegsmittel vermehrt, das Erhalten aber nicht, so muß man, um sich bestimmt auszudrücken, sagen: die verteidigende Form des Kriegführens ist an sich stärker als die angreifende. Auf dies Resultat haben wir hinausgewollt; denn, ob es gleich ganz in der Natur der Sache liegt und von der Erfahrung tausendfältig bestätigt wird, so läuft es dennoch der herrschenden Meinung völlig entgegen — ein Beweis, wie sich die Begriffe durch oberflächliche Schriftsteller verwischen können.

Ist die Verteidigung eine stärkere Form des Kriegführens, die aber einen negativen Zweck hat, so folgt von selbst, daß man sich ihrer so lange bedienen muß, als man sie der Schwäche wegen bedarf, und sie verlassen muß, sobald man stark genug ist, sich den positiven Zweck vorzusetzen. Da man nun, indem man unter ihrem Beistand Sieger wird, gewöhnlich ein günstigeres Verhältnis der Kräfte herbeiführt, so ist auch der natürliche Gang im Kriege, mit der Verteidigung anzufangen und mit der Offensive zu enden. Es ist also ebensogut im Wider-

spruch mit dem Begriff des Krieges, den letzten Zweck die Verteidigung sein zu lassen, als es Widerspruch war, die Passivität der Verteidigung nicht bloß vom Ganzen, sondern von allen seinen Teilen zu verstehen. Mit andern Worten: Ein Krieg, bei dem man seine Siege bloß zum Abwehren benutzen, gar nicht wieder stoßen wollte, wäre ebenso widersinnig als eine Schlacht, in der die absoluteste Verteidigung (Passivität) in allen Maßregeln herrschen sollte.

Gegen die Richtigkeit dieser allgemeinen Vorstellung könnte man viele Beispiele von Kriegen anführen, wo die Verteidigung in ihrem letzten Ziel nur verteidigend blieb und an eine offensive Rückwirkung nicht gedacht ward; das könnte man, wenn man vergäße, daß hier von einer allgemeinen Vorstellung die Rede ist, und daß die Beispiele, welche man derselben entgegenstellen könnte, sämtlich als solche Fälle zu betrachten sind, wo die Möglichkeit der offensiven Rückwirkung noch nicht gekommen war.

Im Siebenjährigen Kriege z. B. dachte Friedrich der Große, wenigstens in den letzten drei Jahren desselben, nicht an eine Offensive; ja wir glauben sogar, daß er überhaupt seine Offensive in diesem Kriege nur wie ein besseres Mittel der Verteidigung angesehen hat; seine ganze Lage nötigte ihn dazu, und es ist natürlich, daß ein Feldherr nur dasjenige im Auge hat, was in seiner Lage zunächst begründet ist. Nichtsdestoweniger kann man dieses Beispiel einer Verteidigung im großen nicht betrachten, ohne dabei den Gedanken einer möglichen offensiven Rückwirkung gegen Österreich dem Ganzen zugrunde zu legen und sich zu sagen: der Augenblick dazu war nur bis dahin nicht gekommen. Daß diese Vorstellung auch bei diesem Beispiel nicht ohne Realität war, zeigt der Friede; was hatte die Österreicher anders zum Frieden bewegen können als der Gedanke, daß sie allein nicht imstande sein würden, mit ihrer Macht den Taten des Königs das Gleichgewicht zu halten, daß ihre Anstrengungen in jedem Fall noch größer sein müßten als bisher, und daß, bei dem mindesten Nachlasse derselben ein neuer Länderverlust zu fürchten sei. Und in der Tat, wer könnte

bezweifeln, daß Friedrich der Große, wenn Rußland, Schweden und die Reichsarmee seine Kräfte nicht in Anspruch nahmen, gesucht haben würde, die Österreicher wieder in Böhmen und Mähren zu besiegen?

Nachdem wir also den Begriff der Verteidigung, wie er im Kriege allein genommen werden kann, festgestellt, nachdem wir die Grenze der Verteidigung angegeben haben, kehren wir noch einmal zu der Behauptung zurück, die Verteidigung sei die stärkere Form des Kriegführens.

Aus der näheren Betrachtung und Vergleichung des Angriffs und der Verteidigung wird dies völlig klar hervorgehen; jetzt aber wollen wir nur die Bemerkung machen, in welchen Widersprüchen mit sich selbst und mit der Erfahrung die umgekehrte Behauptung steht. Wäre die angreifende Form die stärkere, so gäbe es keinen Grund mehr, die verteidigende je zu gebrauchen, da diese ohnehin den bloß negativen Zweck hat; jedermann müßte also angreifen wollen, und die Verteidigung wäre ein Unding. Umgekehrt aber ist es sehr natürlich, daß man den höheren Zweck mit größeren Opfern erkauft. Wer stark genug zu sein glaubt, sich der schwächeren Form zu bedienen, der darf den größeren Zweck wollen; wer sich den geringeren Zweck setzt, kann es nur tun, um den Vorteil der stärkeren Form zu genießen. — Sieht man auf die Erfahrung, so wäre es wohl etwas Unerhörtes, daß man bei zwei Kriegstheatern mit der schwächeren Armee den Angriff führte und die stärkere auf die Verteidigung ließe. Ist es aber von jeher und überall umgekehrt gewesen, so beweist das wohl, daß die Feldherren, selbst bei eigener entschiedener Neigung für den Angriff, dennoch die Verteidigung für stärker halten. Wir müssen in den nächsten Kapiteln noch einige vorläufige Punkte erläutern.

Zweites Kapitel: Wie verhalten sich Angriff und Verteidigung in der Taktik zueinander

Zuerst müssen wir uns nach den Umständen umsehen, welche im Gefechte den Sieg geben.

Von der Überlegenheit und Tapferkeit, Übung oder anderen Eigenschaften des Heeres ist hier nicht zu reden, weil sie in der Regel von Dingen abhängen, die außer dem Gebiete derjenigen Kriegskunst liegen, von der hier die Rede ist, übrigens bei Angriff und Verteidigung dieselbe Wirksamkeit äußern würden; ja! auch die Überlegenheit in der Zahl im allgemeinen kann hier nicht in Betrachtung kommen, da die Zahl der Truppen gleichfalls ein Gegebenes ist und nicht in der Willkür des Feldherrn steht. Auch haben diese Dinge zum Angriff und zur Verteidigung keine besondere Beziehung. Außerdem aber scheinen uns nur noch drei Sachen von entscheidendem Vorteil zu sein, nämlich: die Überraschung, der Vorteil der Gegend und der Anfall von mehreren Seiten. Die Überraschung zeigt sich wirksam dadurch, daß man dem Feinde auf einem Punkt viel mehr Truppen entgegenstellt, als er es erwartete. Diese Überlegenheit der Zahl ist von der allgemeinen sehr verschieden, sie ist das wichtigste Agens der Kriegskunst. — Wie der Vorteil der Gegend zum Siege beiträgt, ist an sich verständlich genug, und es ist nur das eine zu bemerken, daß hier nicht bloß von den Hindernissen die Rede ist, welche dem Angreifenden bei seinem Vorrücken aufstoßen, wie: steile Gründe, hohe Berge, sumpfige Bäche, Hecken usw., sondern daß es auch ein Vorteil der Gegend ist, wenn sie uns Gelegenheit gibt, uns verdeckt darin aufzustellen; selbst von einer ganz gleichgültigen Gegend kann man sagen, daß der ihren Beistand genießt, der sie kennt. Der Anfall von mehreren Seiten schließt alle taktischen Umgehungen, groß und klein, in sich, und seine Wirkung gründet sich teils auf doppelte Wirkung der Feuerwaffen, teils auf die Furcht vor dem Abschneiden.

Wie verhalten sich nun Angriff und Verteidigung in Rücksicht auf diese Dinge?

Wenn man die oben entwickelten drei Prinzipe des Sieges im Auge hat, so ergibt sich für diese Frage, daß der Angreifende nur einen geringen Teil des ersten und letzten Prinzips für sich hat, während der größere Teil und das zweite Prinzip ausschließend dem Verteidiger zu Gebote steht.

Der Angreifende hat nur den Vorteil des eigentlichen Überfalles des Ganzen, während der Verteidiger, im Laufe des Gefechts, durch Stärke und Form seiner Anfälle, unaufhörlich zu überraschen imstande ist.

Der Angreifende hat eine größere Leichtigkeit, das Ganze einzuschließen und abzuschneiden, als der Verteidiger, weil dieser schon steht, während jener sich noch in Beziehung auf dieses Stehen bewegt. Aber dieses Umgehen bezieht sich auch wieder nur auf das Ganze; denn im Laufe des Gefechts und für die einzelnen Teile ist der Anfall von mehreren Seiten dem Verteidiger leichter als dem Angreifenden, weil er, wie oben gesagt ist, durch Form und Stärke seiner Anfälle zu überraschen mehr imstande ist.

Daß der Verteidiger den Beistand der Gegend vorzugsweise genießt, ist an sich klar; was aber die Überlegenheit in der Überraschung durch Stärke und Form der Anfälle anbetrifft, so folgt sie daraus, daß der Angreifende auf Straßen und Wegen einherziehen muß, wo es nicht schwer wird, ihn zu beobachten, während der Verteidiger sich verdeckt aufstellt und bis zum entscheidenden Augenblicke dem Angreifenden fast unsichtbar bleibt. — Seitdem die rechte Art der Verteidigung Mode geworden ist, sind Rekognoszierungen ganz aus der Mode gekommen, d. h. sie sind unmöglich geworden. Man rekognosziert zwar noch zuweilen, aber man bringt selten viel mit nach Hause. So unendlich groß der Vorteil ist, sich die Gegend zu seiner Aufstellung aussuchen zu können und mit ihr vor dem Gefecht völlig bekannt zu sein, so einfach es ist, daß der, welcher sich in dieser Gegend in den Hinterhalt legt, der Verteidiger, seinen Gegner viel mehr überraschen muß als der Angreifende, so hat man sich doch noch zur Stunde von den alten Begriffen nicht losmachen können, als sei eine angenommene Schlacht schon eine halb verlorene. Dies kommt von der Art von Verteidigung, die vor zwanzig Jahren und zum Teil auch im Siebenjährigen Kriege Mode war, wo man vom Terrain keinen anderen Beistand als den einer schwer zugänglichen Front (steile Berglehnen usw.) erwartete,

wo die dünne Aufstellung und die Unbeweglichkeit der Flanken eine solche Schwäche gab, daß man sich von einem Berge zum anderen hinneckte, und dadurch das Übel immer ärger machte. Hatte man nun eine Art von Anlehnung gefunden, so kam alles darauf an, daß in dieser wie auf einem Stickrahmen ausgespannten Armee kein Loch gestoßen wurde. Das besetzte Terrain bekam auf jeden Punkt einen unmittelbaren Wert, mußte also unmittelbar verteidigt werden. Da konnte also in der Schlacht weder von einer Bewegung noch Überraschung die Rede sein; es war der völlige Gegensatz von dem, was eine gute Verteidigung sein kann, und was sie in der neueren Zeit auch wirklich geworden ist.

Eigentlich ist die Geringschätzung der Verteidigung immer die Folge einer Epoche, wo eine gewisse Verteidigung der Manier sich selbst überlebt hat, und das war denn auch der Fall mit der oben erwähnten, die früher ihre Zeit hatte, wo sie dem Angriff wirklich überlegen war.

Gehen wir die Ausbildung der neueren Kriegskunst durch, so war im Anfange, d. h. im Dreißigjährigen und im Spanischen Erbfolgekriege, die Entwicklung und Aufstellung der Armee eine der großen Hauptsachen in der Schlacht. Sie war der größte Teil des Schlachtenplanes. Dies gab dem Verteidiger in der Regel große Vorteile, weil er schon aufgestellt und entwickelt war. Sobald die Manövrierfähigkeit der Truppen größer wurde, hörte dieser Vorteil auf, und der Angreifende bekam auf eine Zeitlang das Übergewicht. Nun suchte der Verteidiger Schutz hinter Flüssen, tiefen Taleinschnitten und auf Bergen. Dadurch bekam er abermals ein entschiedenes Übergewicht, welches so lange dauerte, bis der Angreifende so beweglich und gewandt wurde, daß er sich in die durchschnittene Gegend selbst wagen und in getrennten Kolonnen angreifen, also den Gegner umgehen konnte. Dies führte zu der immer größeren Ausdehnung, bei welcher nun der Angreifende auf die Idee gebracht werden mußte, sich auf ein paar Punkte zu konzentrieren und die dünne Stellung zu durchstoßen. Dadurch bekam der Angreifende das Übergewicht zum drittenmal, und

die Verteidigung mußte ihr System abermals ändern. Das hat sie in den letzten Kriegen getan. Sie hat ihre Kräfte in großen Massen zusammengehalten, diese meistens unentwickelt, wo es anging, auch verdeckt aufgestellt und sich also bloß in Bereitschaft gesetzt, den Maßregeln der Angreifenden zu begegnen, wenn diese sich näher entwickeln würden.

Dies schließt nicht die teilweise passive Verteidigung des Bodens ganz aus; der Vorteil davon ist zu verschieden, als daß die Benutzung desselben nicht hundertmal in einem Feldzuge vorkommen sollte. Aber diese passive Verteidigung des Bodens ist gewöhnlich nicht mehr die Hauptsache, und darauf kommt es hier an.

Sollte der Angreifende irgendein neues großes Hilfsmittel erfinden, welches noch bei der Einfachheit und inneren Notwendigkeit, zu der alles gediehen ist, nicht wohl abzusehen ist, so wird die Verteidigung auch ihr Verfahren ändern müssen. Immer aber wird ihr der Beistand der Gegend gewiß sein und, weil Gegend und Boden jetzt mehr als je den kriegerischen Akt mit ihren Eigentümlichkeiten durchdringen, ihr im allgemeinen ihre natürliche Überlegenheit sichern.

Drittes Kapitel: Wie verhalten sich Angriff und Verteidigung in der Strategie zueinander

Fragen wir wieder zuerst:

Welches sind die Umstände, die in der Strategie den glücklichen Erfolg geben?

In der Strategie gibt es keinen Sieg, wie das schon früher gesagt ist. Der strategische Erfolg ist, von der einen Seite, die glückliche Vorbereitung des taktischen Sieges; je größer dieser Erfolg ist, um so unbezweifelter wird der Sieg im Gefecht. Von der anderen Seite ist der strategische Erfolg die Benutzung des erfochtenen Sieges. Je mehr Ereignisse die Strategie imstande gewesen ist, durch ihre Kombinationen

nach einer gewonnenen Schlacht, in die Folgen derselben hineinzuziehen, je mehr sie da der nachfallenden Trümmer, deren Grundfeste durch die Schlacht erschüttert worden, an sich reißen kann, je mehr sie mit großen Zügen scharenweis eintreibt, was in der Schlacht selbst mühevoll einzeln errungen werden mußte: um so glücklicher ist ihr Erfolg. — Diejenigen Dinge nun, welche diesen Erfolg vorzüglich herbeiführen oder erleichtern, also die Hauptprinzipe der strategischen Wirksamkeit, sind folgende:

1. der Vorteil der Gegend;
2. die Überraschung, entweder wie im eigentlichen Überfall oder durch die unvermutete Aufstellung größerer Kräfte auf gewissen Punkten;
3. der Anfall von mehreren Seiten, alle drei wie in der Taktik;
4. der Beistand des Kriegstheaters durch Festungen und alles was dazu gehört;
5. der Beistand des Volkes;
6. die Benutzung großer moralischer Kräfte.

Wie verhalten sich nun Angriff und Verteidigung in Rücksicht auf diese Dinge?

Der Verteidiger hat den Vorteil der Gegend; der Angreifende den des Überfalls; dies ist in der Strategie wie in der Taktik. Vom Überfall ist aber zu bemerken, daß er in der Strategie ein unendlich viel wirksameres und wichtigeres Mittel ist als in der Taktik. In dieser wird man einen Überfall selten bis zum großen Sieg ausdehnen können, wogegen ein Überfall in der Strategie nicht selten den ganzen Krieg mit einem Streich beendigt hat. Wieder aber ist zu bemerken, daß der Gebrauch dieses Mittels große, entschieden seltene Fehler beim Gegner voraussetzt, daher es in die Wagschale des Angriffs kein sehr großes Gewicht legen kann.

Die Überraschung des Gegners, durch Aufstellen überlegener Kräfte auf gewissen Punkten, hat wieder sehr viel Ähnliches mit dem analogen Fall in der Taktik. Wäre der Verteidiger gehalten, seine Kräfte auf

mehrere Zugangspunkte seines Kriegstheaters zu verteilen, so hätte der Angreifende offenbar den Vorteil, mit voller Macht auf einen Teil zu fallen.

Allein auch hier hat die neue Verteidigungskunst, durch ein anderes Verfahren, unmerklich andere Grundsätze herbeigeführt. Befürchtet der Verteidigende nicht, daß sich der Gegner in einer nicht besetzten Straße auf ein bedeutendes Magazin oder Depot, oder auf eine unvorbereitete Festung, oder auf die Hauptstadt werfe — oder muß er sich deswegen dem Angreifenden auf der gewählten Straße gerade entgegenwerfen, weil er sonst den Rückzug verlieren würde, so ist kein Grund vorhanden, seine Kräfte zu verteilen; denn wenn der Angreifende eine andere Straße wählt als die, auf welcher er den Verteidiger findet, so kann dieser ihn, einige Tage später, immer noch mit seiner ganzen Macht auf dieser Straße aufsuchen; ja, er kann sogar in den meisten Fällen sicher sein, daß der Angreifende ihm die Ehre erzeigen wird, ihn selbst aufzusuchen. — Sieht sich aber der letztere veranlaßt, selbst mit geteilten Kräften vorzurücken, welches der Verpflegung wegen oft kaum zu vermeiden ist, so ist der Verteidigende offenbar in dem Vorteil, mit seiner ganzen Macht auf einen Teil seines Gegners fallen zu können.

Die Flanken- und Rückenangriffe verändern ihre Natur in der Strategie, wo sie sich auf den Rücken und die Seiten der Kriegstheater beziehen, in einem hohen Grade.

1. Fällt die doppelte Wirkung des Feuer's weg, weil man nicht von dem einen Ende des Kriegstheaters bis zum andern hinschießt.
2. Die Furcht, den Rückzug zu verlieren, ist bei dem Umgangenen sehr viel schwächer, denn die Räume lassen sich in der Strategie nicht sperren, wie in der Taktik.
3. Es tritt in der Strategie, des größeren Raumes wegen, die Wirksamkeit der inneren, d. h. kürzeren Linien, stärker hervor, und bildet ein großes Gegengewicht gegen die Anfälle von mehreren Seiten.

4. Ein neues Prinzip erscheint in der Empfindlichkeit der Verbindungslinien, d. h. in der Wirkung, welche aus ihrer bloßen Unterbrechung hervorgeht.

Nun ist es allerdings in der Natur der Sache, daß in der Strategie, wegen der größeren Räume, das Umfassen, der Anfall von mehreren Seiten in der Regel nur demjenigen zusteht, welcher die Initiative hat, also dem Angreifenden, und daß der Verteidiger nicht, wie in der Taktik, imstande ist, im Verlauf der Handlung den Umfassenden wieder zu umfassen, weil er seine Streitkräfte weder in solcher verhältnismäßigen Tiefe, noch so verborgen aufstellen kann; aber was hilft dem Angriff die Leichtigkeit des Umfassens, wenn die Vorteile desselben nicht vorhanden sind? Man würde daher in der Strategie den umfassenden Angriff überhaupt nicht als ein Prinzip aufstellen können, wenn nicht die Wirkung auf die Verbindungslinien in Betracht käme. Aber dieser Faktor ist im ersten Augenblick, wo Angriff und Verteidigung einander begegnen und noch in ihrer einfachen Stellung gegeneinander sind, selten groß; er wird erst groß im Verlauf eines Feldzuges, wenn der Angreifende in Feindesland nach und nach zum Verteidiger wird; dann werden die Verbindungslinien dieses neuen Verteidigers schwach, und der ursprüngliche Verteidiger kann von dieser Schwäche als Angreifender Nutzen ziehen. Wer sieht aber nicht, daß diese Überlegenheit des Angriffs im allgemeinen nicht zugerechnet werden kann, da sie eigentlich aus höheren Verhältnissen der Verteidigung geschöpft ist?

Das vierte Prinzip: Der Beistand des Kriegstheaters ist natürlich auf der Seite des Verteidigers. Wenn die angreifende Armee den Feldzug eröffnet, so reißt sie sich von ihrem Kriegstheater los und wird dadurch geschwächt, d. h. sie läßt Festungen und Depots aller Art zurück. Je größer der Operationsraum ist, den sie zu durchschreiten hat, um so mehr wird sie geschwächt (durch den Marsch und durch Besatzungen); die verteidigende Armee bleibt mit allem dem verbunden, d. h. sie genießt den Beistand ihrer Festungen, wird durch nichts geschwächt, und ist ihren Hilfsquellen näher.

Der Beistand des Volkes, als fünftes Prinzip, findet zwar nicht bei jeder Verteidigung statt, denn es kann einen Verteidigungsfeldzug in Feindesland geben, aber dieses Prinzip geht doch nur aus dem Begriff der Verteidigung hervor und findet seine Anwendung in den allermeisten Fällen. Übrigens ist hiermit vorzugsweise, aber doch nicht ausschließend, die Wirksamkeit eines Landsturms und einer Nationalbewaffnung gemeint, und es gehört auch dahin, daß alle Friktion geringer und alle Hilfsquellen näher sind und reichhaltiger fließen.

Eine deutliche Anschauung von der Wirksamkeit der unter 3 und 4 genannten Mittel, wie im Vergrößerungsspiegel, gibt der Feldzug von 1812: 500 000 Mann gingen über den Njemen, 120 000 schlugen die Schlacht von Borodino, und noch weniger kamen nach Moskau.

Man kann sagen: die Wirkung dieses ungeheuren Versuchs war so groß, daß die Russen, auch wenn sie gar keine Offensive hätten folgen lassen, sich doch auf geraume Zeit vor einem neuen Einbruch gesichert haben würden. Freilich ist, mit Ausnahme Schwedens, kein europäisches Land in einer ähnlichen Lage wie Rußland, aber das wirkende Prinzip bleibt dasselbe und unterscheidet sich nur in dem Grad der Stärke.

Fügt man dem vierten und fünften Prinzip die Betrachtung hinzu, daß diese Kräfte der Verteidigung sich auf die ursprüngliche, nämlich auf die im eigenen Lande beziehen, und geschwächt werden, wenn die Verteidigung auf feindlichen Boden verpflanzt und in Offensivunternehmungen verflochten ist, so wird daraus ungefähr wie oben beim dritten Prinzip ein neuer Nachteil des Angriffs; denn so wenig die Verteidigung aus bloß abwehrenden Elementen zusammengesetzt ist, ebensowenig ist der Angriff aus lauter aktiven Elementen zusammengesetzt, sogar muß jeder Angriff, der nicht unmittelbar zum Frieden führt, mit einer Verteidigung endigen.

Werden nun alle Verteidigungselemente, die im Angriff vorkommen, durch seine Natur, d. i. dadurch, daß sie ihm angehören, geschwächt, so muß dies wohl als ein allgemeiner Nachteil desselben betrachtet werden.

Dies ist so wenig eine müßige Spitzfindigkeit, daß hierin vielmehr der Hauptnachteil alles Angriffs liegt, und daß man daher, bei jedem Entwurf zu einem strategischen Angriff, auf diesen Punkt, also auf die Verteidigung, welche ihm folgen wird, von Hause aus sein Hauptaugenmerk richten muß.

Die großen moralischen Kräfte, welche zuweilen das Element des Krieges wie ein einziger Gärungsstoff durchdringen, und deren sich also ein Feldherr in gewissen Fällen zur Verstärkung seiner Kräfte bedienen kann, sind wohl ebensogut auf der Seite der Verteidigung als des Angriffs zu denken; wenigstens treten diejenigen, welche im Angriff besonders glänzen, wie Verwirrung und Schrecken beim Gegner, gewöhnlich erst nach dem entscheidenden Schlage auf, und tragen folglich selten bei, diesem eine Richtung zu geben.

Hiermit glauben wir unsern Satz: daß die Verteidigung eine stärkere Kriegsform sei als der Angriff, zur Genüge durchgeführt zu haben; es bleibt aber noch ein kleiner, bisher unbeachteter Faktor zu erwähnen übrig. Es ist der Mut, das Gefühl der Überlegenheit im Heere, welches aus dem Bewußtsein entspringt, zum Angreifenden zu gehören. Die Sache ist an sich wahr; nur geht das Gefühl sehr bald in dem allgemeineren und stärkeren unter, welches einem Heere durch seine Siege oder Niederlagen, durch das Talent oder die Unfähigkeit seines Führers gegeben wird.

Die wichtigsten Grundsätze des Kriegführens zur Ergänzung meines Unterrichts bei Sr. Königlichen Hoheit dem Kronprinzen[1])

Diese Grundsätze, obgleich das Resultat längeren Nachdenkens und eines fortgesetzten Studiums der Kriegsgeschichte, sind gleichwohl

[1]) Vom Kriege. Hinterlassenes Werk des Generals Carl von Clausewitz. Dritter Teil. (Berlin 1834, Dümmler.) Anhang: Übersicht des Sr. Königl. Hoheit dem Kronprinzen in den Jahren 1810, 1811 und 1812 vom Verfasser erteilten militärischen Unterrichts.

nur ganz flüchtig aufgesetzt und leiden in Rücksicht auf ihre Form durchaus keine strenge Kritik. Übrigens sind von der Menge der Gegenstände nur die wichtigsten herausgehoben, weil es wesentlich auf eine gewisse Kürze ankam. Es können daher diese Grundsätze Ew. Königlichen Hoheit nicht sowohl eine vollständige Belehrung gewähren, als sie vielmehr Veranlassungen zum eigenen Nachdenken werden und bei diesem Nachdenken zum Leitfaden dienen sollen.

I. Die Grundsätze für den Krieg überhaupt

1. Die Theorie des Krieges beschäftigt sich zwar vorzüglich damit, wie man auf den entscheidenden Punkten ein Übergewicht von physischen Kräften und Vorteilen erhalten könne; allein wenn dieses nicht möglich ist, so lehrt die Theorie auch auf die moralischen Größen kalkulieren: auf die wahrscheinlichen Fehler des Feindes, auf den Eindruck, welches ein kühnes Unternehmen macht usw., ja auf unsere eigene Verzweiflung selbst. Alles dieses liegt gar nicht außer dem Gebiete der Kriegskunst und ihrer Theorie; denn diese ist nichts als ein vernünftiges Nachdenken über alle Lagen, in welche man im Kriege kommen kann. Die gefährlichsten dieser Lagen muß man sich am häufigsten denken, muß man am besten darüber mit sich einig werden. Das führt zu heroischen Entschlüssen aus Gründen der Vernunft, die dann kein kalter Klügler je erschüttern kann.

Wer Ew. Königlichen Hoheit je die Sache anders vorgestellt, ist ein Pedant, der Ihnen durch seine Ansichten nur schädlich werden kann. Sie werden in großen Momenten des Lebens, im Getümmel der Schlacht einst deutlich fühlen, daß nur eine solche Ansicht aushelfen kann da, wo Hilfe am nötigsten ist und wo eine trockene Zahlenpedanterie uns im Stiche läßt.

2. Natürlich sucht man im Kriege immer die Wahrscheinlichkeit des Erfolges auf seiner Seite zu haben, sei es indem man auf physische oder auf moralische Vorteile zählt. Allein dieses ist nicht immer möglich; man muß oft etwas gegen die Wahrscheinlichkeit unternehmen,

wenn man nämlich nichts Besseres tun kann. Wollten wir hier verzweifeln, so hörte unsere vernünftige Überlegung gerade da auf, wo sie am notwendigsten wird, da wo sich alles gegen uns verschworen zu haben scheint.

Wenn man also auch die Wahrscheinlichkeit des Erfolges gegen sich hat, so muß man das Unternehmen darum nicht für unmöglich oder unvernünftig halten; vernünftig ist es immer, wenn wir nichts Besseres zu tun wissen, und bei den wenigen Mitteln, die wir haben, alles so gut als möglich einrichten.

Damit es in einem solchen Falle nicht an Ruhe und Festigkeit fehle, die im Kriege immer am ersten in Gefahr kommen, und die in einer solchen Lage so schwer zu bewahren sind, ohne welche man aber mit den glänzendsten Eigenschaften des Geistes nichts leistet: so muß man sich mit dem Gedanken eines ehrenvollen Unterganges vertraut machen, ihn immerfort bei sich nähren, sich ganz daran gewöhnen. Seien Sie überzeugt, gnädigster Herr, daß ohne diesen festen Entschluß sich im glücklichsten Kriege nichts Großes leisten läßt, geschweige denn im unglücklichsten.

Friedrich II. hat dieser Gedanke gewiß während seiner ersten Schlesischen Kriege oft beschäftigt; weil er vertraut damit war, unternahm er an jenem merkwürdigen 5. Dezember den Angriff der Österreicher bei Leuthen, nicht weil er herausgerechnet hatte, daß er mit der schiefen Schlachtordnung die Österreicher höchstwahrscheinlich schlagen würde.

3. Bei allen Operationen, welche Sie in einem bestimmten Falle wählen, bei allen Maßregeln, die Sie ergreifen können, bleibt Ihnen immer die Wahl zwischen der kühnsten und vorsichtigsten. Einige Leute meinen, die Theorie riete immer zum Vorsichtigsten; das ist falsch; wenn die Theorie etwas rät, so liegt es in der Natur des Krieges, daß sie das Entscheidendste, also das Kühnste raten würde; aber die Theorie überläßt es hier dem Feldherrn nach dem Maßstabe seines eigenen Mutes, seines Unternehmungsgeistes, seines Selbstvertrauens zu wählen. Wählen Sie also nach dem Maße dieser inneren Kraft, aber vergessen Sie nicht, daß kein Feldherr groß geworden ist ohne Kühnheit.

II. Taktik oder Gefechtslehre

Der Krieg besteht aus einer Kombination von vielen einzelnen Gefechten. Wenn nun diese Kombination auch weise und vernünftig sein kann und der Erfolg davon sehr abhängt, so ist doch zunächst das Gefecht selbst noch wichtiger. Denn nur die Kombination von glücklichen Gefechten gibt gute Erfolge. Das Wichtigste im Kriege bleibt also immer die Kunst, seinen Gegner im Gefechte zu besiegen.

III. Strategie

Sie ist die Verbindung der einzelnen Gefechte, die den Krieg ausmachen, zum Zweck des Feldzuges und des Krieges.

Weiß man zu fechten, weiß man zu siegen, so ist wenig mehr übrig. Denn glückliche Erfolge zu verbinden ist leicht, weil es eine bloße Sache geübter Urteilskraft ist und nicht mehr, wie die Leitung des Gefechtes, auf besonderem Wissen beruht.

Die wenigen Grundsätze, welche darin vorkommen, die vorzüglich auf der Verfassung der Staaten und Armeen beruhen, werden sich daher dem Wesentlichen nach sehr kurz zusammenfassen lassen.

1. Allgemeine Grundsätze

1. Es gibt beim Kriegführen drei Hauptzwecke:
   a) die feindliche bewaffnete Macht zu besiegen und aufzureiben;
   b) sich in Besitz der toten Streitkräfte und der andern Quellen der feindlichen Armee zu setzen und
   c) die öffentliche Meinung zu gewinnen.

2. Um den ersten Zweck zu erreichen, richtet man seine Hauptoperation immer gegen die feindliche Hauptarmee oder doch gegen einen sehr bedeutenden Teil der feindlichen Macht; denn nur wenn man damit anfängt, diese zu schlagen, kann man den anderen beiden Zwecken mit Erfolg nachgehen.

3. Um die feindlichen toten Kräfte zu erobern, richtet man seine

Operationen gegen diejenigen Punkte, wo diese Kräfte am meisten konzentriert sind: Hauptstädte, Niederlagen, große Festungen. Auf dem Wege zu ihnen wird man die feindliche Hauptmacht oder einen beträchtlichen Teil der feindlichen Armee antreffen.

4. Die Meinung gewinnt man durch große Siege und durch den Besitz der Hauptstadt.

5. Der erste und wichtigste Grundsatz, den man zur Erreichung jener Zwecke sich machen muß, ist der: alle Kräfte, die uns gegeben sind, mit der höchsten Anstrengung aufzubieten. Jede Mäßigung, welche man hierin zeigt, ist ein Zurückbleiben hinter dem Ziele. Wäre auch der Erfolg an sich ziemlich wahrscheinlich, so ist es doch höchst unweise, nicht die höchste Anstrengung zu machen, um seiner ganz gewiß zu werden; denn diese Anstrengung kann nie einen nachteiligen Erfolg haben. Gesetzt, das Land würde dadurch noch so sehr gedrückt, so entsteht daraus kein Nachteil, denn der Druck wird um so schneller aufhören.

Von unendlichem Werte ist der moralische Eindruck, den diese Anstalten machen; jeder ist von dem Erfolge überzeugt: dies ist das beste Mittel, die Nation plötzlich zu heben.

6. Der zweite Grundsatz ist: seine Macht da, wo die Hauptschläge geschehen sollen, so viel als immer möglich zu konzentrieren, sich auf andern Punkten Nachteilen auszusetzen, um auf dem Hauptpunkte des Erfolges um so gewisser zu sein. Dieser Erfolg hebt alle anderen Nachteile wieder auf.

7. Der dritte Grundsatz ist: keine Zeit zu verlieren. Wenn uns nicht aus dem Zögern besonders wichtige Vorteile entspringen, so ist es wichtig, so schnell als möglich ans Werk zu gehen. Durch die Schnelligkeit werden hundert Maßregeln des Feindes im Keime erstickt und die öffentliche Meinung wird am ersten für uns gewonnen.

Die Überraschung spielt in der Strategie eine viel wichtigere Rolle als in der Taktik; sie ist das wirksamste Prinzip zum Siege. Der Kaiser von Frankreich, Friedrich II., Gustav Adolf, Caesar, Hannibal, Alexander verdanken ihrer Schnelligkeit die schönsten Strahlen ihres Ruhmes.

8. Endlich ist der vierte Grundsatz: die Erfolge, welche wir erringen, mit der höchsten Energie zu benutzen.

Das Verfolgen des geschlagenen Feindes gibt allein die Früchte des Sieges.

9. Der erste dieser Grundsätze ist die Grundlage der drei andern. Man kann bei ihnen das Höchste wagen, ohne alles aufs Spiel zu setzen, wenn man den ersten Grundsatz befolgt hat. Er gibt das Mittel, immer neue Kräfte hinter uns zu bilden, und mit neuen Kräften macht man jeden Unglücksfall wieder gut.

Hierin liegt diejenige Vorsicht, welche man weise nennen kann, nicht darin, daß man furchtsamen Schrittes vorwärtsschreitet.

10. Kleine Staaten können in der jetzigen Zeit keine Eroberungskriege führen. Für den Verteidigungskrieg aber sind die Mittel auch kleiner Staaten unendlich groß. Darum halte ich mich fest überzeugt, daß wer alle seine Kräfte aufbietet, um mit immer neuen Massen aufzutreten, wer alle ersinnlichen Mittel der Vorbereitung trifft, wer seine Kräfte auf dem Standpunkte zusammenhält, wer so ausgerüstet mit Determination und Energie einen großen Zweck verfolgt, der hat alles getan, was sich im großen für die strategische Leitung des Krieges tun läßt, und wenn er dabei nicht ganz unglücklich im Gefechte ist, so wird er unausbleiblich in dem Maße siegreich sein, als sein Gegner hinter dieser Anstrengung und Energie zurückbleibt.

11. Bei diesen Grundsätzen kommt am Ende auf die Form, in welcher die Operationen geführt werden, wenig an. Indessen will ich versuchen, das Wichtigste davon mit wenigen Worten klarzumachen.

In der Taktik sucht man den Feind immer zu umfassen, nämlich den Teil, gegen welchen man seinen Hauptangriff gerichtet hat, teils weil die konzentrische Wirkung der Streitkräfte vorteilhafter ist als die parallele, teils weil man nur so den Feind vom Rückzugspunkte abdrängen kann.

Wenden wir, was sich dort auf den Feind und die Stellung bezieht, hier auf seine Kriegstheater (also auch auf seine Verpflegung) an, so

werden die einzelnen Kolonnen oder Armeen, welche den Feind umfassen sollen, in den meisten Fällen so weit voneinander entfernt sein, daß sie nicht an ein und demselben Gefechte teilnehmen können. Der Gegner wird sich in der Mitte befinden und sich nach und nach gegen die einzelnen Korps wenden können, um diese mit ein und derselben Armee einzeln zu schlagen. Friedrichs II. Feldzüge geben davon Beispiele, besonders die von 1757 und 58.

Da nun das Gefecht die Hauptsache, das Entscheidende ist, so wird der konzentrisch Verfahrende, wenn er nicht eine ganz entscheidende Übermacht hat, mit den Schlachten alle Vorteile verlieren, welche ihm das Umfassen gewährt haben würde; denn die Einwirkung auf die Verpflegung wirkt nur sehr langsam, der Sieg in der Schlacht sehr schnell.

In der Strategie ist also der, welcher sich zwischen dem Feinde befindet, besser daran als der, welcher seinen Gegner umgibt, besonders bei gleichen oder gar schwächeren Kräften.

Darin hat also der Oberst Jomini ganz recht, und wenn Herr von Bülow mit so vielem Anschein von Wahrheit das Gegenteil demonstriert hat, so liegt das bloß darin, daß er der Einwirkung auf die Verpflegung eine zu schnelle Wirkung zugeschrieben, den unausbleiblichen Erfolg einer Schlacht aber leichtsinnigerweise ganz geleugnet hat.

Um den Feind von seinem Rückzugspunkte abzuschneiden, ist ein strategisches Umgehen und Umfassen allerdings sehr wirksam; da man diesen Zweck aber auch allenfalls durch das taktische Umgehen erreichen kann, so wird das strategische Umgehen immer nur dann ratsam sein, wenn man (physisch und moralisch) so überlegen ist, daß man auf dem Hauptpunkte stark genug bleibt und mithin das detachierte Korps entbehren kann.

Der Kaiser von Frankreich hat sich auf das strategische Umgehen nie eingelassen, wiewohl er doch physisch und moralisch so oft, fast immer überlegen war.

Friedrich II. tat es nur ein einziges Mal im Angriff auf Böhmen

1757. Allerdings veranlaßte er dadurch, daß die erste Schlacht von den Österreichern erst bei Prag geliefert werden konnte; allein was half ihm die Eroberung Böhmens bis Prag ohne entscheidenden Sieg? Die Schlacht von Kolin zwang ihn, sie wieder aufzugeben; ein Beweis, daß Schlachten alles entscheiden. Bei Prag war er offenbar in Gefahr, von der ganzen österreichischen Macht angefallen zu werden, ehe Schwerin herankam. Dieser Gefahr hätte er sich nicht ausgesetzt, wenn er mit der ganzen Macht durch Sachsen gezogen wäre. Bei Budin an der Eger wäre dann vielleicht die erste Schlacht geliefert worden, und diese wäre ebenso entscheidend gewesen wie die von Prag. Die Dislokation der preußischen Armee während des Winters in Schlesien und Sachsen hatte zu diesem konzentrischen Einmarsch unstreitig Veranlassung gegeben, und es ist wichtig zu bemerken, daß Bestimmungsgründe dieser Art in den meisten Fällen dringender sind als die Vorteile in der Form der Aufstellung; denn die Leichtigkeit der Operationen befördert die Schnelligkeit, und die Friktion, welche die ungeheure Maschine einer bewaffneten Macht hat, ist schon so groß, daß man sie nicht ohne Not vermehren muß.

12. Durch den Grundsatz, welchen wir eben angeführt haben, sich auf dem Hauptpunkte möglichst zu konzentrieren, wird man ohnehin von dem Gedanken eines strategischen Umfassens abgezogen und die Aufstellung unserer Streitkräfte ergibt sich schon von selbst daraus. Darum durfte ich sagen, daß die Form dieser Aufstellung wenig Wert hat. Einen Fall indessen gibt es doch, wo die strategische Wirkung in des Feindes Flanke zu großen, einer Schlacht ähnlichen Erfolgen führt: wenn der Feind in einem armen Lande mit großer Mühe Magazine aufgehäuft hat, von deren Erhaltung seine Operationen durchaus abhängen. In diesem Falle kann es sogar ratsam werden, mit der Hauptmacht nicht der feindlichen entgegenzugehen, sondern auf die feindliche Basis zu marschieren. Es sind aber zwei Bedingungen erforderlich:

a) daß der Feind von seiner Basis so weit entfernt sei, daß er dadurch zu einem bedeutenden Rückzuge gezwungen werde, und

b) daß wir auf der Richtung, welcher seine Hauptmacht folgt, ihm durch Hindernisse der Natur und Kunst mit wenigen Truppen das Vorrücken so weit erschweren können, daß er hier nicht Eroberungen machen kann, die ihm den Verlust seiner Basis ersetzen.

13. Die Verpflegung der Truppen ist eine notwendige Bedingung des Kriegführens und hat deshalb einen großen Einfluß auf die Operationen, vorzüglich dadurch, daß sie das Konzentrieren der Massen nur bis auf einen gewissen Grad erlaubt, und daß sie bei der Wahl der Operationslinie das Kriegstheater mitbestimmt.

14. Die Verpflegung der Truppen geschieht da, wo die Provinz es irgend erlaubt, auf Kosten der Provinz durch Requisitionen.

Bei der jetzigen Kriegsart nehmen die Armeen einen beträchtlich größeren Raum ein als ehemals.

Die Bildung eigener selbständiger Korps hat dies möglich gemacht, ohne sich gegen den in Nachteil zu stellen, welcher auf die alte Art (mit 70—100 000 Mann) auf einem Flecke konzentriert steht; denn ein einzelnes Korps, was so organisiert, wie man sie jetzt organisiert hat, kann es mit einem zwei- und dreifach überlegenen Feinde eine Zeitlang aufnehmen; die übrigen kommen dann herbei, und wenn dies Korps auch wirklich schon geschlagen ist, so hat es nicht umsonst gefochten, wie das schon bei einer anderen Gelegenheit bemerkt ist.

Es rücken also jetzt die einzelnen Divisionen und Korps voneinander getrennt neben- und hintereinander ins Feld, nur so weit zusammengehalten, daß sie, wenn sie zu einer Armee gehören, noch an der nämlichen Schlacht Anteil nehmen können.

Dies macht die augenblickliche Verpflegung ohne Magazine möglich. Die Einrichtung der Korps selbst mit ihrem Generalstabe und ihrer Verpflegungsbehörde erleichtert sie.

15. Da, wo nicht wichtigere Gründe entscheiden (z. B. die Stellung der feindlichen Hauptarmee), wählt man die fruchtbarsten Provinzen zu seinen Operationen; denn die Leichtigkeit der Verpflegung befördert

die Schnelligkeit der Unternehmungen. Wichtiger als die Verpflegung kann nur die Stellung der feindlichen Hauptarmee sein, die man aufsucht, die Lage der Hauptstadt und des Waffenplatzes, die man erobern will. Alle anderen Gründe, z. B. die vorteilhafte Form in der Aufstellung der Streitkräfte, wovon wir schon gesprochen haben, sind in der Regel viel weniger wichtig.

16. Trotz dieser neuen Verpflegungsart ist man weit entfernt, aller Magazine entbehren zu können, und ein weiser Feldherr wird, wenn auch die Kräfte der Provinz ganz hinreichen, doch nicht unterlassen, für unvorhergesehene Fälle und um auf einzelnen Punkten sich mehr zusammenhalten zu können, Magazine hinter sich anzulegen. Diese Vorsicht gehört zu denjenigen, die nicht auf Unkosten des Zweckes genommen werden.

2. Verteidigung

1. Politisch heißt Verteidigungskrieg ein solcher, den man für seine Unabhängigkeit führt; strategisch heißt Verteidigungskrieg derjenige Feldzug, in welchem ich mich beschränke, den Feind in dem Kriegstheater zu bekämpfen, das ich mir für diesen Zweck zubereitet habe. Ob in diesem Kriegstheater ich die Schlachten offensiv oder defensiv liefere, ändert darin nichts.

2. Man wählt die strategische Defensive hauptsächlich, wenn der Feind überlegen ist. Natürlich geben Festungen und verschanzte Lager, welches die Hauptzubereitungen eines Kriegstheaters sind, große Vorteile, wohin auch noch die Kenntnis der Gegend und der Besitz guter Karten zu rechnen ist. Mit diesen Vorteilen wird eine kleinere Armee oder eine Armee, die auf einen kleineren Staat und geringere Hilfsquellen basiert ist, eher imstande sein, dem Gegner zu widerstehen als ohne diese Hilfsmittel.

Nächstdem gibt es noch folgende zwei Gründe, die zur Wahl eines Defensivkrieges bestimmen können.

Erstens, wenn die mein Kriegstheater umgebenden Provinzen die

Operationen der Verpflegung wegen außerordentlich erschweren. In diesem Falle entziehe ich mich dem Nachteil, und der Feind muß sich demselben unterwerfen. Dies ist z. B. jetzt (1812) der Fall der russischen Armee.

Zweitens, wenn der Feind mir im Kriegführen überlegen ist.

In einem zubereiteten Kriegstheater, welches wir kennen, wo alle Nebenumstände zu unserem Vorteil sind, ist der Krieg leichter zu führen; es werden nicht so viele Fehler begangen. In diesem Falle, nämlich wenn die Unzuverlässigkeit unserer Truppen und Generale uns zum Verteidigungskrieg veranlaßt, verbindet man mit der strategischen Defensive gern die taktische — d. h. man liefert die Schlachten in den von uns zubereiteten Stellungen, und zwar gleichfalls, weil man dabei weniger Fehlern ausgesetzt ist.

3. In dem Verteidigungskriege muß ebensogut wie in dem Angriffskriege ein großer Zweck verfolgt werden. Dieser kann kein anderer sein, als die feindliche Armee aufzureiben, sei es durch eine Schlacht oder dadurch, daß man ihr ihre Subsistenz bis aufs Äußerste erschwert, sie dadurch in eine schlechte Verfassung bringt und zum Rückzuge nötigt, wobei sie notwendig großen Verlusten ausgesetzt sein muß. Wellingtons Feldzug im Jahre 1810 und 11 gibt davon ein Beispiel.

Der Verteidigungskrieg besteht also nicht in einem müßigen Abwarten der Begebenheiten; abwarten muß man nur, wenn man sichtbaren und entscheidenden Nutzen davon hat. Höchst gefährlich ist für den Verteidiger jene Gewitterstille, die großen Schlägen vorhergeht, zu welchen der Angreifende neue Kräfte sammelt.

Hätten die Österreicher nach der Schlacht von Aspern sich dreimal so sehr verstärkt wie der Kaiser von Frankreich, welches sie allerdings konnten, so war die Zeit der Ruhe, welche bis zur Schlacht von Wagram eintrat, ihnen nützlich; aber nur unter dieser Bedingung; da sie es nicht taten, so ging ihnen diese Zeit verloren, und es wäre weiser gewesen, Napoleons nachteilige Lage zu benutzen, um die Folgen der Schlacht von Aspern zu ernten.

4. Die Festungen sind bestimmt, einen bedeutenden Teil der feindlichen Armee durch die Belagerung zu beschäftigen. Dieser Zeitpunkt muß also benutzt werden, um den übrigen Teil zu schlagen. Man muß also seine Schlachten hinter seinen Festungen, nicht vor denselben liefern. Man muß aber nicht müßig zusehen, daß sie genommen werden, wie Bennigsen tat, während Danzig belagert wurde.

5. Große Ströme, d. h. solche, über welche man nur mit vielen Umständen eine Brücke zustande bringt, wie die Donau von Wien an und der Niederrhein, geben eine natürliche Verteidigungslinie. Nicht indem man sich längs des Stromes gleichmäßig verteilt, um das Übergehen absolut zu verhindern, welches gefährlich ist, sondern indem man ihn beobachtet und da, wo der Feind übergegangen ist, in dem Augenblick, wo er noch nicht alle Kräfte an sich gezogen hat, wo er noch auf ein enges Terrain nahe am Flusse eingeschränkt ist, über ihn von allen Seiten herfällt. Die Schlacht von Aspern gibt davon ein Beispiel. Bei der Schlacht von Wagram hatten die Österreicher den Franzosen ganz ohne Not zuviel Terrain überlassen, so daß die eigentümlichen Nachteile des Flußüberganges dadurch aufgehoben wurden.

6. Gebirge sind das zweite Terrainhindernis, welches eine gute Verteidigungslinie bildet. Entweder indem man sie vor sich liegen läßt und sie nur mit leichten Truppen besetzt, um sie gewissermaßen als einen Fluß zu betrachten, über welchen der Feind setzen muß, und sobald er aus den Pässen mit einzelnen Kolonnen vordringt, über eine derselben herzufallen mit der ganzen Macht; oder indem man sich selbst hineinstellt. In dem letzteren Falle darf man die einzelnen Pässe nur mit kleinen Korps verteidigen, und ein bedeutender Teil der Armee (ein Drittel bis die Hälfte) muß zur Reserve bleiben, um damit eine der durchgedrungenen Kolonnen überlegen anzufallen. Man muß also diese große Reserve nicht vereinzeln, um das Durchdringen aller Kolonnen absolut zu verhindern, sondern sich von Hause aus vorsetzen, damit auf diejenigen Kolonnen zu fallen, welche man als die stärksten vermutet. Schlägt man auf diese Weise einen bedeutenden Teil der

angreifenden Armee, so werden die durchgedrungenen Kolonnen sich von selbst wieder zurückziehen.

Die Formation der meisten Gebirge ist von der Art, daß sich in der Mitte derselben mehr oder weniger hohe Ebenen befinden (Plateaus), während die nach der Ebene zu gelegene Seite von steilen Tälern durchbrochen ist, die die Eingänge bilden. Der Verteidiger findet also im Gebirge eine Gegend, in der er sich schnell rechts und links bewegen kann, während die angreifenden Kolonnen durch steile, unzugängliche Rücken voneinander getrennt sind. Nur wenn das Gebirge von dieser Art ist, leidet es eine gute Defensive. Ist es in seinem ganzen Innern rauh und unzugänglich, so daß der Verteidiger zerstreut und ohne Zusammenhang steht, so ist die Verteidigung desselben mit der Hauptmacht eine gefährliche Maßregel, denn unter diesen Umständen sind alle Vorteile für den Angreifenden, der einzelne Punkte mit großer Überlegenheit anfallen kann, und kein Paß, kein einzelner Punkt ist so stark, daß er durch eine überlegene Macht nicht innerhalb eines Tages genommen werden könnte.

7. In Rücksicht des Gebirgskrieges ist überhaupt zu bemerken, daß darin alles von der Schicklichkeit der Untergeordneten, der Offiziere, noch mehr aber von dem Geiste der Soldaten überhaupt abhängt. Große Manövrierfähigkeit ist hier nicht erforderlich, aber kriegerischer Geist und Herz für die Sache, denn mehr oder weniger ist sich hier ein jeder selbst überlassen; daher kommt es, daß besonders Nationalbewaffnungen ihre Rechnung im Gebirgskriege finden, denn sie entbehren das eine, während sie das andere im höchsten Grade besitzen.

8. Endlich ist in Rücksicht auf die strategische Defensive zu bemerken, daß sie, weil sie an sich stärker ist als die Offensive, nur dazu dienen soll, die ersten großen Erfolge zu erfechten, und daß, wenn dieser Zweck erreicht ist und der Frieden nicht unmittelbar darauf erfolgt, die weiteren Erfolge nur durch die Offensive erreicht werden können; denn wer immer defensiv bleiben will, setzt sich dem großen Nachteil aus, immer

auf eigene Kosten den Krieg zu führen. Dies hält ein jeder Staat nur eine gewisse Zeit aus, und er würde also, wenn er sich den Stößen seines Gegners aussetzte, ohne je wieder zu stoßen, höchstwahrscheinlich am Ende ermatten und unterliegen. Man muß mit der Defensive anfangen, damit man um so sicherer mit der Offensive endigen könne.

3. Angriff

1. Der strategische Angriff geht dem Zwecke des Krieges unmittelbar nach, er ist unmittelbar auf die Zerstörung der feindlichen Streitkräfte gerichtet, während die strategische Verteidigung diesen Zweck zum Teil nur mittelbar zu erreichen sucht. Daher kommt es, daß die Grundsätze des Angriffs in den allgemeinen Grundsätzen der Strategie schon enthalten sind. Nur zwei Gegenstände bedürfen einer näheren Erwähnung.

2. Der erste ist die immerwährende Ergänzung der Truppen und Waffen. Dem Verteidiger wird dieses bei der Nähe seiner Hilfsquellen verhältnismäßig leichter. Der Angreifende, obgleich er in den meisten Fällen über einen größeren Staat zu gebieten hat, muß seine Kräfte mehr oder weniger aus der Entfernung und also mit Schwierigkeit heranziehen. Damit es ihm nun nie an Kräften fehle, so muß er solche Einrichtungen treffen, daß die Aushebung von Rekruten und der Transport der Waffen dem Bedürfnis ihres Gebrauches lange vorhergehen. Die Straßen seiner Operationslinien müssen unaufhörlich mit anrückender Mannschaft und zugeführten Bedürfnissen bedeckt sein; auf diesen Straßen müssen Militärstationen errichtet werden, welche den schnellen Transport befördern.

3. In den glücklichsten Fällen bei der höchsten moralischen und physischen Überlegenheit muß der Angreifende die Möglichkeit großer Unglücksfälle voraussetzen. Er muß sich also auf seinen Operationslinien solche Punkte schaffen, wohin er sich mit seiner geschlagenen Armee wenden kann. Dies sind Festungen mit geschanzten Lägern oder auch verschanzte Läger allein.

Große Ströme sind das beste Mittel, den verfolgenden Feind eine Zeitlang aufzuhalten. Man muß also die Übergänge über dieselben (Brückenköpfe, die von einer Reihe starker Redouten umgeben werden) sichern.

Zur Besetzung dieser Punkte, zur Besetzung der wichtigsten Städte und der Festungen müssen mehr oder weniger Truppen zurückgelassen werden, je nachdem feindliche Einfälle oder die Einwohner der Provinz mehr oder weniger zu fürchten sind. Diese bilden mit den heranrückenden Verstärkungen neue Korps, welche bei glücklichem Erfolge der Armee nachgehen, im Unglücksfalle aber in den befestigten Punkten aufgestellt werden, um den Rückzug zu sichern.

W. von Willisen (1790—1879)

Das Ergebnis[1])

Jede Kunst hat die Aufgabe, Unendliches mit endlichen Mitteln darzustellen, zu leisten. Der Weg zur Lösung, insofern er gezeigt, deduziert, begriffen und danach gehandelt werden kann, ist ihre Wissenschaft.

Die Wissenschaft bezieht sich also allein auf die Ausübung, ist nicht leere Theorie.

Die Ausübung aber ist zunächst an die Mittel, die gegeben sind, gefesselt.

Mittel der Kunst sind die Instrumente, mit welchen, und der Stoff, in welchem die Aufgabe zu lösen ist.

Knüpft sich die Lösung notwendig an gewisse Mittel, und ist sie überhaupt möglich, so liegt in der naturgemäßen Anwendung und Behandlung der Mittel die Garantie des Gelingens. Denn das Naturgemäße ist das Wahre, und das Wahre das Vollkommene, und der Weg einer vollkommenen Lösung der Aufgabe einer Kunst liegt also immer in der naturgemäßen Behandlung ihrer Mittel. Die Mittel der Kriegskunst aber sind nun die Armeen, Instrumente und Stoff zugleich.

Wir fingen also damit an, der Natur der Armeen näher zu treten, sicher, uns so für die Kunst, die uns vorliegt, Regeln und Ansichten zu gewinnen, welche für alle Zeiten wahr und richtig sein müßten, und zwar deshalb, weil sie auf einem unerschütterlichen Grunde ruhten, auf der Natur der Sache selbst, welche ja eben deshalb, weil sie ihre Natur ist, auch beständig dieselbe bleibe; bliebe sie das nicht, so wäre sie eben nicht ihre Natur, sondern irgendsonst etwas anderes, oder etwas anderes wäre ihre Natur, und dann hätten wir uns an dieses

---

[1]) Theorie des großen Krieges, angewendet auf den russisch-polnischen Feldzug von 1831 durch W. v. Willisen, Königl. Preuß. Oberst im Generalstabe. Berlin 1840, Duncker & Humblot. Erster Teil, Allgemeiner Schluß.

Andere zu wenden. Bei dieser Untersuchung nun stießen wir zunächst auf zwei große Eigenschaften, welche Armeen haben, unter welche alle andern, welche etwa sonst noch an ihnen zu entdecken wären, sich sicher würden bringen lassen; Eigenschaften, welche mithin ihre ganze Natur, die ja nichts anderes sei als die Summe ihrer Eigenschaften, umfaßten, die mithin aus sich alle Regeln würden entwickeln lassen, welche sich überhaupt etwa entwickeln ließen, Regeln aber, welche in Beziehung auf die Evidenz so sicher wären wie die Grundlage überhaupt, so sicher wie die Natur, der Sache nämlich, und Sichreres könne es doch nicht geben. Es liege so auch alle Gefahr, auf falsche Resultate zu kommen, nur in der Gefahr, die Natur hier nicht richtig ermittelt und nachher falsch darauf gebaut zu haben.

Jene beiden großen Haupteigenschaften der Armeen aber seien nun keine anderen als

1. die, ungeheure Bedürfnisse zu haben, an welche ihre Erhaltung, also die Möglichkeit ihres Gebrauchs, die Möglichkeit, daß die Kunst überhaupt fortwährend sich ihrer bedienen und ihre Aufgabe lösen könne, sich knüpfe;

2. daß Armeen sich schlagen — daß sie kämpfen können.

Diese beiden Haupteigenschaften nun, an die Aufgabe der Kunst gehalten, welche der Sieg sei, dessen höchste Potenz aber die Vernichtung des Gegners, so ergebe sich, daß es auf zwei Wegen gelingen könne, die Aufgabe zu lösen, nämlich

a) dadurch, daß ich dem Feinde die Bedingungen seiner Existenz nehme, und

b) dadurch, daß ich ihn im unmittelbaren Kampfe vernichte.

Es könne also ein Verfahren geben, welches den einen, und eines, welches bloß den andern Weg, oder noch ein drittes, welches sie beide im Auge hätte, was notwendig würde, wenn es bei einer genaueren Prüfung etwa klar würde, daß weder der eine noch der andere Weg allein je zum Ziele führe — oder doch die beiden zugleich sicherer und schneller.

Wie dem aber auch sei — jene beiden möglichen Wege, die Aufgabe zu lösen, geben ein Recht, die Lehre in zwei große Abschnitte zu spalten, eine Einteilung in zwei Hälften vorzunehmen, welche jede für sich ein unabhängiges Ganze abgeben können, welche aber, wenn das Ganze nur in der Verbindung gefunden wird, sich bei jeder Gelegenheit auf jedem Punkte ohne allen Zwang ineinander fügen, ineinander übergehen müßten.

Nun fanden wir weiter, daß die Bedingungen der Existenz, meiner sowohl als der des Feindes, sich an die freie Verbindung mit dem rückwärts liegenden, meist mit dem eigenen Lande knüpfe. Es sei also das Mittel, auf dem zuerst angedeuteten Wege die Aufgabe zu lösen, dem Feinde seine Verbindungen zu nehmen. Dabei drängte sich aber die Forderung auf, die eigenen nicht zu verlieren, indem man die des Feindes nehme; eine Forderung, welche nicht zu erlassen, da die eigene Sicherheit, die eigene Erhaltung, erste notwendige Bedingung zu allem sei. Diese Forderung aber führte uns auf die Notwendigkeit, basiert zu sein, welches eben nichts anderes hieß, als mindestens eine nicht vom Feinde bedrohte Verbindung haben und erhalten. Insofern sich die Bedingungen dazu im Raum, d. h. in der bloßen Ausdehnung finden, ließen sich die Forderungen und Bedingungen, welche daraus entstehen, mathematisch konstruieren. Was sich da ergab, erlitt aber Modifikationen von den andern Elementen her, welche mitwirken, namentlich und am meisten durch das Terrain.

Bei dieser Gelegenheit entwickelten wir uns einige Schulbegriffe, die von Subjekt, Objekt, Bewegungs- und Verbindungslinie, von Basis und Winkel am Objekt, vorzüglich, um uns eine bequeme kurze Sprache zu gewinnen. Dinge und Begriffe, welche sich alle auf die aus den Verbindungen erwachsenden Verhältnisse bezogen, ein ganzes Gebiet, das wir mit dem Namen Strategie bezeichneten, und sagten: sie sei die Lehre von den Verbindungen. So wie wir die ganze Lehre von dem Gefechte, von dem Teile des Ganzen, welcher durch unmittelbaren Kampf die Aufgabe zu lösen sucht, Taktik nannten.

Nachdem wir so diese zwei größten Anschauungen gewonnen, gingen wir an den Anfang unserer Untersuchungen zurück, und sagten: so wie das Ganze sich, von der Betrachtung der Natur der Armeen her, an die Aufgabe der Kunst, die Vernichtung des Gegners, gehalten, in einen strategischen und taktischen Teil gespalten — so zerfiele das Ganze des Krieges wieder, von der Seite der dabei obwaltenden Tätigkeit her, in Angriff und Verteidigung — und diese zweite Einteilung des Ganzen, kombiniert mit jener ersten, gab uns nun vier Abteilungen oder zwei Reihen, unter welche sich die Dinge der Reihe nach würden betrachten lassen:

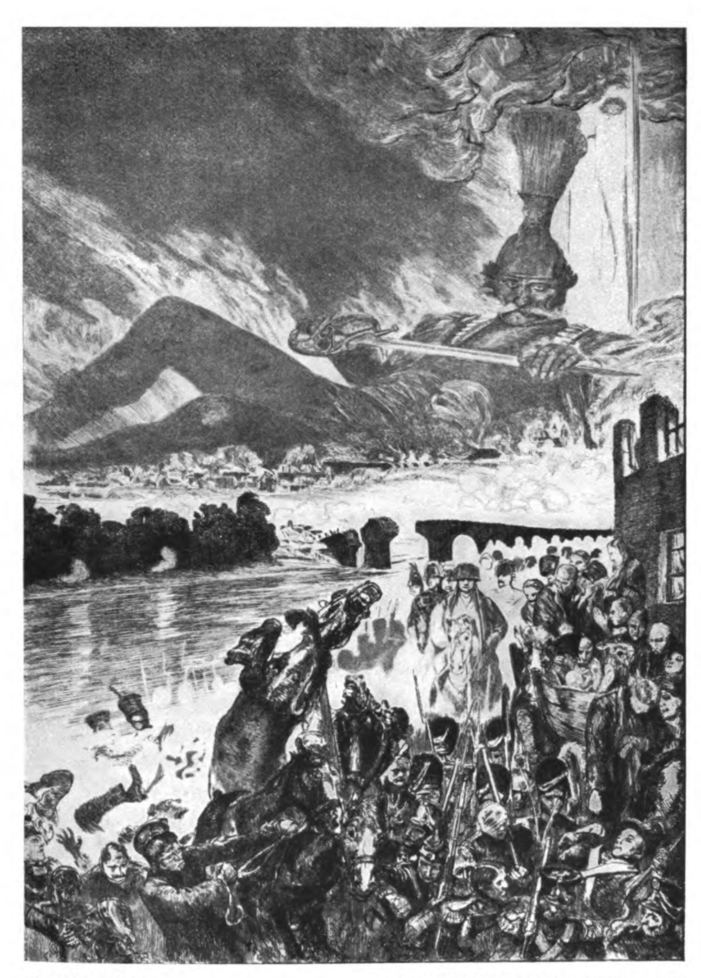
entweder	1. Strategie,	oder	1. Angriff,
	a) Angriff,		a) strategischer,
	b) Verteidigung;		b) taktischer;
	2. Taktik,		2. Verteidigung,
	a) Angriff,		a) strategische,
	b) Verteidigung;		b) taktische.

Wir betrachteten nun zuerst den strategischen Angriff und fragten, was er zur Lösung seiner Aufgabe wollen müsse. — Darauf war nur die eine Antwort: des Feindes Verbindungen, seine Schwäche angreifen und nehmen. Wie aber sei das zu machen, wo liegen sie, wie komme ich dahin — wie sichere ich mir dabei die eigene Verbindung? Wir lernten nun drei Wege kennen, auf dem das erreicht werden könne; alle aber waren nur verschiedene Mittel zu demselben Zwecke:

1. die einfache Umgehung, also die von einer Seite;
2. die doppelte oder von beiden Seiten her;
3. das Durchbrechen.

Wir würdigten die Methoden nach ihren Erfolgen und nach der Gefahr dabei, und erklärten besonders die doppelte Umgehung für sehr fehlerhaft, die einfache Umgehung für das immer Gute.

Wir knüpften dann an den strategischen Angriff gleich den taktischen an, weil er sich immer und überall an jenen — und jener sich überall gleich an diesen knüpfen müsse, wenn sie zu großen Resultaten, zur Lösung unserer Aufgabe führen sollen.



MAX KLINGER *AMSLER & RUTHARDT, BERLIN W 8*

DER KRIEG

Wir fragten wieder, was der taktische Angriff zur Lösung seiner Aufgabe wollen müsse — und nach der allgemeinen Bemerkung, daß im Kampfe allemal der Stärkere siegen werde — fragten wir: wie denn eine Armee gegen die andere die stärkere werden könne, wenn sie es nicht schon an Zahl sei, und die Antwort war: wenn sie die Schwäche des Feindes, d. h. einen Punkt seiner Schlachtordnung, wo er schwach sei, mit ihrer Stärke angreife. Nun zeige aber jede Armee in Schlachtordnung, ohne Beziehung auf anderes, namentlich auf das Terrain, zwei schwache Punkte — ihre Flanken; gegen diese müsse also der Angriff gerichtet werden, und zwar mit der eigenen Stärke mit der Front.

Die günstigste Lage also, eine Schlacht zu liefern, wäre die: perpendikulär mit meiner Front gegen des Feindes Flügel, gegen einen oder beide anzurücken. Weil aber das Gute, was hier den Erfolg verspreche, wenn man genauer zusehe, nur darin liege, daß auf diese Weise eine Übermacht gegen eine Mindermacht in Aktion trete, so liege ein Stück des Guten überall da, wo dies geschehe; heiße also Flanke Mindermacht, so sei die überall, wo ich sie dadurch, daß ich eine Übermacht versammele, hinbringe. Durch keine Anordnung aber könne so entschieden Übermacht in Wirkung gebracht werden als durch den senkrechten Angriff auf des Feindes Flanke. Alles Gute sei eine Annäherung dazu. — Weil nun alle sogenannten schrägen Schlachtordnungen eine Annäherung dazu sind, so liege in ihnen allen etwas Gutes, das ganz Schlechte aber sei die sogenannte Parallelschlacht, Front gegen Front, Stärke gegen Stärke. Eine Variation des Guten sei noch das Durchbrechen der feindlichen Linie, was aber nur durch die Anwendung einer Übermacht gegen einen Punkt möglich sei, man wolle aber hier nur Flanken gewinnen, nachdem man durchbrochen habe; am Durchbrechen selber liege um so weniger, als das sehr schwierig, und nur zu raten sei, wenn kein Flügel zu gewinnen.

Wir kamen nun zu der Verbindung des strategischen und des taktischen Angriffs, nötig gemacht dadurch, daß der eine nie allein die ganze Aufgabe des Angriffs lösen könne — sie müssen sich vielmehr beständig

aneinander anschließen, beständig ineinander übergehen, sich immer einander ablösen, Hand in Hand gehen. Wir betrachteten dabei, wie sich die einzelnen taktischen Angriffsmethoden jedesmal an die strategischen anschlössen, und umgekehrt, wie die strategischen an die taktischen — fanden, daß es dabei vorzüglich auf die Schnelligkeit ankomme, mit der das Anschließen geschehe —, weil sonst in kurzer Zeit alle Vorteile, welche durch das eine errungen, gleich wieder verloren gehen. Dem Umgehen, dem Nehmen der feindlichen Verbindungen müsse das Schlagen auf dem Fuße, und dem Geschlagenhaben das Umgehen, das Nehmen und Genommenhalten der Verbindungen unmittelbar folgen, sonst sei wenig oder nichts gewonnen.

Wilhelm Rüstow (1821—78)

Grundgesetze der Feldherrnkunst[1])

Die Grundgesetze der Feldherrnkunst, welche wie Leitsterne aus jeder Kriegshandlung der Geschichte hervorschwimmen und für jede der Zukunft es bleiben werden, solange die Natur unserer Kriegsmittel sich nicht vollständig ändert, wollen wir versuchen, in eine Reihe kurzer Sätze zusammenzufassen:

1. Die Heere sind die Hauptinstrumente und die Hauptobjekte der Feldherrnkunst, die wesentlichen Vertreter der Kraft im Kriege. Möglichste Wirkung des eigenen, möglichst geringe Wirkung des feindlichen, Erhaltung des eigenen, Vernichtung des feindlichen sind die Gedanken, welche vor allem andern jeden Feldherrn leiten müssen.

2. Die konzentrierte Kriegshandlung ist die Schlacht; sie beherrscht und bestimmt alle übrige Tätigkeit im Kriege.

3. Das erste Streben muß sein: den Erfolg in der Schlacht zu sichern, das zweite: den Erfolg möglichst zu steigern, das dritte: den Nichterfolg so unschädlich als möglich zu machen.

4. Der Erfolg wird gesichert durch überlegene Kraft, durch Wahl der rechten Zeit, d. h. der Zeit, in welcher man am stärksten, der Feind am schwächsten ist, durch Wahl des rechten Raumes, desjenigen, auf welchem man selbst am stärksten, der Feind am schwächsten ist; er wird ferner gesichert durch das klare Anschauen des Zwecks, durch die Geisteskraft, welche alle materielle Kraft auf ein Ziel leitet und die Verfolgung desselben festzuhalten weiß, durch den energischen Willen, welcher das Ziel nicht aus dem Auge verliert und nicht ohne Notwendigkeit aufgibt.

5. Die Überlegenheit der Kraft ist zunächst zu suchen in der Überlegenheit der Zahl. Ist man dem Feinde nicht absolut an Zahl über-

---

[1]) Die Feldherrnkunst des neunzehnten Jahrhunderts. Zum Selbststudium und für den Unterricht an höheren Militärschulen. Von W. Rüstow. Zürich 1857, Friedrich Schultheß. Vgl. oben unter Bülow und Jomini: S. 61—64.

legen, so kann man es doch relativ sein, und man muß suchen es zu sein auf dem Punkte, wo die Entscheidung fallen soll, also in der Schlacht, auf dem Kriegstheater überhaupt und auf dem Schlachtfelde dort, wo es am leichtesten möglich ist, oder wo es am sichersten zum Erfolge führt.

6. Die Möglichkeit, eine relative Überlegenheit zu entwickeln, entspringt aus dem Zusammenhalten der eigenen Kraft und der Teilung der feindlichen Kraft. Das Zusammenhalten der eigenen Kraft ist die oberste Kriegsregel, sie läßt wohl Modifikationen, aber keine Abänderung zu. Wenn große Heere nicht immer auf einen Punkt oder einer Linie zusammengehalten werden können, soll doch dafür gesorgt werden, daß sie in ihrer Gesamtheit oder daß möglichst viel von ihnen auf den Entscheidungspunkt und zur Entscheidungsstunde versammelt werden können.

7. Detachierungen sollen nie ohne klaren Zweck, nie stärker, als sie für diesen Zweck genügen, nie auf längere Zeit gemacht werden, als für denselben notwendig ist. Vor jeder Detachierung soll gefragt werden, ob sie nur zum Beobachten, oder ob sie zur Wirkung, ob sie zu einer vernichtenden oder bloß hinhaltenden Wirkung bestimmt sei. Darnach ist ihre Stärke zu bemessen. Vor jeder Detachierung soll ferner gefragt werden, ob man statt ihrer nicht mit zusammengehaltenem Heere die zwei oder mehreren Zwecke nacheinander erreichen könnte, welche man vermittels der Detachierungen gleichzeitig erreichen will.

8. Trennung, Teilung, Zersplitterung der feindlichen Kräfte ist uns unter allen Umständen vorteilhaft, weil sie es uns möglich macht, die relative Überlegenheit zu gewinnen. Sie kann bestehen ohne unser Zutun, sie kann aber auch durch uns veranlaßt werden. Dies ist in der Regel nur erreichbar durch Detachierungen, welche wir machen. Ihrem Zweck gemäß dürfen dieselben nicht für uns auf dem Entscheidungspunkte eine größere Schwächung verursachen als diejenige, welche sie beim Feinde herbeiführen.

9. Ein Heer wird bei gleicher Zahl um so mehr Kraft entwickeln, je harmonischer in ihm Einheit des Befehles und Selbsttätigkeit der

Teile verbunden sind, so daß diese das größtmögliche eigene Leben haben, ohne daß die Gewalt des Oberbefehls dadurch abgeschwächt werde. Die Grundlage dafür ist eine richtige Gliederung des Heeres in Armeekorps oder Divisionen, deren weder zu viele noch zu wenige, die weder zu stark noch zu schwach, und in denen die Waffen im richtigen Verhältnisse gemischt sein sollen.

10. Wer sich einen positiven Zweck setzt, der erleichtert es sich, die überlegene Kraft auf den entscheidenden Punkt zu bringen; wer darauf wartet, daß der Feind ihm das Gesetz gebe, erschwert es sich. Denn neben dem positiven Hauptzweck treten alle anderen als nebensächlich auf, und die Kraft, welche für ihre Durchführung bestimmt wird, wird in dem gleichen Sinne bemessen. Wer aber das Gesetz vom Feinde empfangen will, dem erscheinen viele Möglichkeiten von gleichem Wert, und er teilt darnach seine Kräfte auch gleich. In diesen Dingen liegt vornehmlich die Überlegenheit des Angriffes über die Verteidigung. Denn wie oft auch gesagt werden möge, daß die Verteidigung nicht nötig habe ihre Kräfte zu zersplittern, sie tut es fast immer. Um die Verteidigung so stark zu machen als möglich, muß sie notwendig einen Angriffsgedanken in sich aufnehmen, welcher alle ihre vorläufigen Anstalten beherrscht.

Graf Helmuth von Moltke (1800—91)

Erfindungen (1859, 1868)[1]

Auch im Militär verfolgen wir die Fortschritte der Wissenschaft und die Erfindungen, die anderwärts gemacht werden; aber die Erfindung ist noch lange nicht das, was aus ihr geschafft werden soll; es kommt darauf an, sie fertig hinzustellen. Denn der Wert einer Erfindung beruht nicht allein auf einer wenn auch richtigen Theorie, sondern wesentlich in der Verwirklichung derselben durch die vollständige technische Ausführung. Unser vortreffliches Zündnadelgewehr (1868) ist vor langen Jahren erfunden, wir haben aber mehr als 20 Jahre gebraucht, um daraus eine wirklich kriegsbrauchbare Waffe herzustellen. Es würde also in jedem Falle lange nicht genügen zu beobachten, was anderwärts geschieht, sondern wir müssen selbst darin vorgehen. Gelänge es beispielsweise Straßenlokomotiven herzustellen, die, wenn auch nur mit mäßiger Schnelligkeit, bedeutende Lasten wohlfeiler bewegen, als dies durch Pferde bewirkt werden kann, so wird dies Mittel gewiß sehr bald zu allgemeiner Anwendung gelangen.

Wie es aber für Kriegszwecke zu verwerten ist, muß den Militärbehörden überlassen bleiben.

Es beruht auf einem Irrtum, wenn angenommen wird, man könne mit den durch Straßenlokomotiven beförderten Zügen gegen den Feind gleichsam operieren.

Für die erste Versammlung bieten die Eisenbahnen das unendlich wirksamere Hilfsmittel. Vor der Front fällt die Benutzung der Eisenbahnen und nicht minder die Chausseen zum Befahren mit Straßenlokomotiven gleichmäßig aus. Hinter der Front aber, und zwar auch

---

[1] Moltkes Militärische Werke. IV: Kriegslehren. Die taktischen Vorbereitungen zur Schlacht. Herausgegeben vom Großen Generalstabe, Kriegsgeschichtliche Abteilung I. Berlin 1911, Mittler & Sohn. Zweiter Teil. III. Aufklärungs- und Sicherheitsdienst. 3. Unterabschnitt.

der vorrückenden Front, könnte das neue Hilfsmittel von großer Bedeutung werden, namentlich für die Ernährung des Heeres, da, wo Eisenbahnen fehlen oder unterbrochen sind.

Wenn eine Lokomotive 40 Pferde ersetzt, so ist der Vorteil evident; sie befördert sicher, konsumiert nur einen geringen Teil ihrer Fracht und legt größere Strecken zurück.

Die Militärbehörde wird also schon ihren Nutzen aus den Straßenlokomotiven ziehen — wenn sie erst da sind (1868).

Auch der Luftballon ist nicht so ohne weiteres für militärische Zwecke verwendbar. Seine Anwendung als Mittel zur Rekognoszierung unterliegt mannigfachen Beschränkungen. Selbstverständlich kann eine solche Rekognoszierung nur bei Tage, und zwar nur bei klarer Witterung stattfinden. Im bewaldeten Terrain oder in einer nach Art der Lombardei kultivierten Gegend wird man selbst dann noch keine volle Übersicht gewinnen. Dagegen wird man, unter den aufgeführten Beschränkungen, allerdings in dem gewöhnlichsten, nicht offenen, ebenen oder hügeligen Terrain einen sehr ausgedehnten Einblick in alle Aufstellungen und Bewegungen des Feindes erlangen, was am Tage vor und während einer Schlacht eine wesentliche Hilfe böte. Dabei sind aber noch mancherlei durch die Technik zu lösende Bedingungen zu stellen.

Mit der Höhe des Standpunktes wächst natürlich die Ausdehnung des übersehenen Raumes. Bei 3000 Fuß sieht man 15, bei 1000 Fuß noch neun Meilen oder drei Märsche weit; dabei verschwinden aber alle Bodenunebenheiten und stellen sich dem Auge als Fläche dar. Es kann die Beurteilung der feindlichen Stellung nur unter Zuhilfenahme des Fernglases und im Vergleich mit der Karte erlangt werden. Eine Erhebung von etwa 500 Fuß wird in den meisten Fällen ausreichend und vorteilhafter sein.

Der Beobachter darf nicht der Luftschiffer, sondern er muß ein Offizier sein. Da dieser sich nicht zugleich mit dem Mechanismus beschäftigen kann, so erscheint es notwendig, daß der Ballon mindestens für zwei Personen eingerichtet werde.

Die Beobachtung muß mehrere Stunden dauern können, und es ist daher unbedingt erforderlich, daß der Ballon fixiert werde, etwa wie der Drachen an einer Leine. Ob das technisch ausführbar ist, müßte praktisch ausprobiert werden, da bei einigermaßen starker und ungleicher Luftströmung wohl der Ballon in eine so schiefe Lage gebracht werden kann, daß die Beobachtung aufhören müßte.

Wäre die Fixierung des Ballons unausführbar, so fiele dabei der ganze Nutzen weg. Denn abgesehen davon, daß das Niedersteigen des Ballons dann außer aller Berechnung liegt, so kommt es nicht sowohl darauf an, daß der Beobachter oben sieht, als daß seine Wahrnehmung unten mitgeteilt werde. Dies könnte durch beschwerte Zettel an einem Ringe mittels der Leine, ohne eine solche aber kaum bewirkt werden (1859).

Paul Bronsart von Schellendorff (1832—91)

Rekognoszierungen im Auslande, speziell fremder Armeen und Festungen[1])

Es ist in allen Ländern üblicher Gebrauch, daß zu den großen Truppenübungen sich Offiziere fremder Armeen einfinden, um aus eigener Anschauung Kenntnis von den Heereseinrichtungen des betreffenden Landes und dem Dienstbetriebe, den Kampfformen usw. seines Heeres zu nehmen. Selbstverständlich ist einem Offizier, welcher so gleichsam als Gast den Übungen fremder Truppen beiwohnt, die größte Reserve und strengste Diskretion auferlegt.

Der Versuch, heimlich und auf verbotenem Wege Informationen einziehen zu wollen, welche in dem gewöhnlichen und erlaubten Verkehr mit den zur Übung zusammengezogenen Truppen nicht zu gewinnen sind, würde ganz unzulässig und für den betreffenden Offizier in höchstem Grade kompromittierend sein.

In gleicher Lage befindet sich ein mit bestimmten Aufträgen in ein fremdes Land entsendeter und dort offiziell angemeldeter Offizier.

Die Unterstützung der Behörden, an welche er gewiesen wird, ist oft eine ganz ausreichende, namentlich wenn es sich um Organisationen handelt, deren besondere Geheimhaltung nicht im Interesse des betreffenden Staates liegt. Immer aber legt das offizielle Auftreten und das diesem entsprechende Entgegenkommen der Behörden eines fremden Heeres dem auswärtigen Offizier die Pflicht auf, sich in seinen Ermittlungen auf das zu beschränken, was ihm freiwillig zugänglich gemacht wird. Befürchtet man, daß letzteres für den beabsichtigten Zweck nicht genüge, so kann man sich die Freiheit der eigenen Bewegung nur durch vollständige Verzichtleistung auf Unterstützung durch die

---

[1]) Der Dienst des Generalstabes. Von Bronsart von Schellendorff, Oberst und Chef des Generalstabes des Gardekorps. 1. Teil. VII. Von den Rekognoszierungen, 11. Unterabschnitt. Berlin 1875, Ernst Siegfried Mittler & Sohn.

Behörden des Landes, in welchem man zu reisen und sich zu informieren beabsichtigt, schaffen.

Aber auch in diesem Falle muß man sich nicht als völlig ungebunden betrachten. Zunächst wird man darnach streben müssen, möglichst wenig Aufsehen zu erregen. Besonders aber hüte man sich, mit den Gesetzen des betreffenden Landes in Konflikt zu kommen. In dieser Beziehung mag bemerkt werden, daß der Versuch der Bestechung von Beamten oder die Abzeichnung usw. von Festungswerken überall verboten ist; bezüglich sonstiger Korrekturen vorhandener Karten besteht ein derartiges gesetzliches Verbot, welches sonst auch den unschuldigsten Touristen in Verlegenheit setzen könnte, nicht. Aber je weniger man Veranlassung hat, sich selbst als der letzteren Kategorie angehörig zu betrachten, um so vorsichtiger muß man in seinem öffentlichen Auftreten sein. Die Rekognoszierung auswärtiger Festungen wird daher auch meist nur eine sehr flüchtige sein können. Erforderlich bleibt die vorherige, möglichst genaue historische Orientierung und Einprägung etwa schon vorhandenen Kartenmaterials. Die Sammlung dieser Hilfsmittel, sowie sonstiger Notizen über eine ausländische Armee ist Sache der Zentralstelle des eigenen Generalstabes. Die Besichtigung an Ort und Stelle muß sich daher auf die eigene örtliche Orientierung, auf das Fehlende und auf die dem Wechsel unterworfenen Verhältnisse richten. Bei Festungen sind also weniger das Tracé, als vielmehr die Revêtements, die Deckung derselben, die Kommunikationen, Hohlbauten, Wasserverhältnisse, ferner vorgeschobene und erweiterte Werke, Armierung in artilleristischer und fortifikatorischer Beziehung, Unterkunftsräume, Lazarette, Magazine, Arsenale usw. ins Auge zu fassen. Speziell wird man sich darüber zu informieren haben, ob die den modernen Anforderungen entsprechenden Korrekturen und Umbauten in Angriff genommen oder vollendet, ob größere und selbständige detachierte Forts angelegt oder abgesteckt worden sind, durch deren Vorhandensein auch oft die früher gewonnene Ansicht über die günstigste Angriffsfront modifiziert werden wird. Gelegentliche Beobachtung des Dienst-

betriebes der die Garnison bildenden Truppen gewährt oft ein sehr schätzbares Material zur Beurteilung der betreffenden Armee.

Im übrigen hüte man sich bei nur oberflächlichem Zusammensein mit fremden Truppen vor einem zu schnellen Urteil. Um eine fremde Armee und ihre Einrichtungen wirklich verstehen zu können, muß ein längeres Zusammenleben mit ihr voraufgegangen sein; nur dann wird man Gelegenheit finden, ihren inneren Wert und ihren Geist richtig aufzufassen. Man vergesse hierbei auch nicht, daß diejenigen Ansprüche, welche man an die eigenen Truppen zu machen gewöhnt ist, auf andere Verhältnisse übertragen, höchst unzweckmäßig sein können, und daß die Heereseinrichtungen sich stets den speziellen Verhältnissen eines jeden Landes und dem Charakter seiner Bevölkerung anpassen müssen.

Nachrichten- und Meldewesen[1])

Es ist eine der Aufgaben der Zentralstelle des Generalstabes (im deutschen Heere also des großen Generalstabes), sich schon im Frieden die Kenntnis über die Einrichtungen der fremden Heere zu verschaffen, namentlich in betreff derjenigen, welche, sei es als mutmaßliche Verbündete, sei es als voraussichtliche Gegner, ein besonderes Interesse für uns haben. Die Mittel zur Erlangung dieser Kenntnis sind verschiedenartiger Natur.

Die Berichte der in fremden Staaten den Gesandtschaften dauernd attachierten oder zeitweise ins Ausland auf Reisen bzw. zur Teilnahme an den größeren Truppenübungen entsendeten Offiziere gewähren einen guten Anhalt und lenken außerdem die Aufmerksamkeit auf die Erscheinungen in der Tagespresse, sowie auf die Militärliteratur des

---

[1]) Der Dienst des Generalstabes. Von Bronsart von Schellendorff, Generalmajor und Chef des Generalstabes des Gardekorps. Zweiter Teil. Berlin 1876, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. IX. Besondere Tätigkeiten des Generalstabsoffiziers während der Operationen. a.

betreffenden Landes. Gewissenhaftes Studium der letzteren, der etwa zugänglichen Dienst- und Verwaltungsreglements, vor allem aber der alljährlich den Landesvertretungen vorgelegten Militärbudgets dienen zur Gewinnung weiterer Kenntnis über die Heereseinrichtungen fremder Staaten. Vorbedingung ist hierfür die genaueste Kenntnis der eigenen Armee; denn sonst fehlt das Mittel des Vergleichs und der sachgemäßen Prüfung.

Man darf ferner nicht übersehen, daß während der Vorbereitungen zum Kriege, sowie in den verschiedenen Perioden desselben, der Wert von der Kenntnis über gewisse Zustände des feindlichen Heeres ein durchaus ungleicher ist. Es muß daher darnach getrachtet werden, stets dasjenige zu erfahren, was zurzeit wichtige Schlüsse gestattet.

Beim Herannahen eines Krieges gilt dies namentlich von dem Beginn und dem Fortschreiten der Mobilmachung. Eine gewisse Kenntnis hiervon, ferner zutreffende Beurteilung der Leistungsfähigkeit des Bahnnetzes gewähren einen Anhalt für die Berechnung der Zeit, innerhalb welcher das feindliche Heer operationsbereit an der Grenze versammelt sein kann. Es entspricht einer weisen Vorsicht, gerade auf diesem Gebiete die Leistungen des Gegners nicht zu unterschätzen, da dieselben die eigenen gleichartigen Maßregeln im höchsten Maße beeinflussen. Überraschungen durch einen unerwartet hohen Grad der Schnelligkeit beim Gegner haben die unangenehmsten Störungen der eigenen Maßregeln zur Folge; bleibt der Feind dagegen hinter unseren Erwartungen zurück, so genießen wir meist unverhoffte Vorteile.

Zur Beantwortung der Frage, wo der Gegner seine Hauptkräfte versammeln wird, dienen zunächst strategische Erwägungen, bei welchen wir von ihm das für ihn Vorteilhafteste, für uns Nachteiligste, vorauszusetzen haben. Neben der Konfiguration des Bahnnetzes bieten etwaige Nachrichten über Anlage von Magazinen auf feindlichem Gebiete beachtenswerte Hinweise. Zur Erlangung von Sicherheit über diesen Punkt ist schon die Verwendung besonderer Agenten (Spione) erforderlich. Aufmerksames Studium der Zeitungen gibt oft eine gute Aus-

beute sowohl in bezug auf die wahrscheinlichen Versammlungspunkte, als auch auf die Ordre de bataille des feindlichen Heeres. Letztere zu erhalten und während der Dauer des Feldzuges eifrig zu verfolgen, gewährt die sicherste Grundlage für alle weitere Verwertung eingehender Nachrichten. Während der Periode des beiderseitigen Aufmarsches kann ein lebhafter Spiondienst nähere Details über die Dislokation der feindlichen Truppen, ihren Zustand in bezug auf Vollzähligkeit, Ausrüstung, Verpflegung, Stimmung usw. einbringen, auch dazu beitragen, etwa noch vorhandene Lücken in der Kenntnis der Ordre de bataille des feindlichen Heeres zu beseitigen; engere Zusammenschiebung, vielleicht gar Versammlung in Biwaks, würde auf die Absicht, die Operationen in allernächster Zeit eröffnen zu wollen, deuten. Die Beobachtung erfolgt in dieser Periode am besten durch gut bezahlte Personen, welche auch unter gewöhnlichen Verhältnissen Grenzverkehr treiben, die Gegend genau kennen, nicht auffallen und auch auf der feindlichen Seite gute Freunde haben.

Während der eigentlichen Operationen tritt die Tätigkeit professionierter Spione sehr zurück. Ihre Nachrichten, soweit sie Zahl und Bewegung der nahe gegenüberstehenden feindlichen Truppen betreffen, kommen meist zu spät. Im eigenen Lande erfährt man durch patriotisch gesinnte, opferfähige, dabei der Wege und Stege genau kundige Leute unaufgefordert schon eher etwas; hier aber, wie namentlich im feindlichen Lande, muß die Kavallerie in Aufklärung der Verhältnisse das Beste leisten. Daneben gewährt das Ausfragen von Gefangenen, Überläufern und, insofern der nationale Charakter zur Schwatzhaftigkeit neigt, selbst der Landeseinwohner manche Auskunft.

Neben diesem auf Gewinnung unmittelbar verwertbarer Resultate gerichteten Nachrichtenwesen geht die Tätigkeit der Zentralstelle des Generalstabes während der ganzen Dauer des Krieges fort. Besoldete Agenten, welche zweckmäßigerweise schon im Frieden gewonnen und in bezug auf Zuverlässigkeit geprüft wurden, verbleiben im feindlichen Lande, verfolgen namentlich an den Mittelpunkten des militärischen

Lebens die Entwicklung der Verhältnisse und vermitteln über neutrales Ausland briefliche und telegraphische Korrespondenz, für welche eine dem Uneingeweihten unauffällige äußere Form zu wählen ist.

Man darf sich indessen in der sorgfältigsten Beobachtung nicht auf den Feind und das feindliche Land beschränken. Die vorläufig neutralen Länder und Armeen sind ebenfalls genau zu überwachen, da während der kriegerischen Operationen die diplomatische Tätigkeit selten ruht, und gerade in neutralen Staaten, welche durch den Gang des Krieges sich in ihren eigenen Interessen mit berührt fühlen, oft schnelle Entschließungen herbeiführt.

Das Nachrichtenwesen liegt der Hauptsache nach in den Händen des Generalstabes.

Die Tätigkeit der Zentralstelle desselben auf diesem Gebiet wird stets eine von den obwaltenden Verhältnissen besonders abhängige sein müssen, und mag hier nur erwähnt werden, daß die Gewährung auskömmlicher Geldmittel, um schon im Frieden einzelne Leute an der Hand zu behalten, erforderlich bleibt. Gelingt es, Persönlichkeiten zu ermitteln, welche nicht des Geldes wegen, sondern aus anderen, auch einen höheren Grad der Verläßlichkeit bezeugenden Gründen ihre Dienste zur Verfügung stellen, so ist dies als ein großer Vorteil zu betrachten. In bezug auf alle Agenten aber wird die größte Vorsicht in Führung der Korrespondenz usw. zu einer Pflicht.

Für die Generalstabsoffiziere mobiler Truppenverbände liegt bei der Leitung des Nachrichtendienstes die größte Schwierigkeit in der Auswahl unter den zum Spiondienst sich darbietenden Persönlichkeiten. Ein großer Teil derselben will nur Geld gewinnen, ohne dasselbe durch fast stets mit Lebensgefahr verbundene Leistungen wirklich zu verdienen. Die relative Sicherheit, welche in dieser Beziehung die Tätigkeit als Doppelspion, d. h. als beiden Teilen dienende Persönlichkeit, bietet, fordert zur größten Vorsicht in dem Verkehr auf. Es ist daher eine Regel, daß man einen Spion möglichst in der Vorpostenlinie oder doch unter Umständen spricht, welche ihm nicht gestatten, Kenntnis von den

eigenen Verhältnissen zu nehmen, um dieselbe demnächst etwa beim Feinde zu verwerten. Zur Prüfung der Zuverlässigkeit kann derselbe Auftrag verschiedenen Spionen gleichzeitig erteilt werden; doch ist dafür zu sorgen, daß dergleichen Leute nichts voneinander wissen, da man sich sonst bald einem Konsortium gegenüber befinden würde. Mit der Ermittelung von Unbekannten kann man die Nachfrage nach bereits Bekannten verbinden und an dem Zutreffen der Auskunft über letzteres einen Maßstab für die Glaubwürdigkeit des Mannes überhaupt gewinnen. Es empfiehlt sich überdies, bei Erteilung der Aufträge Wesentliches mit Unwesentlichem zu kombinieren; stellte man nur das erstere zur Ermittlung, so würde ein Doppelspion allein aus der Mitteilung der ihm gewordenen Aufträge an den Feind, letzterem häufig die Unterlage für das Erraten unserer eigenen Absichten gewähren. Tüchtige Dienste sind reichlich zu belohnen.

Julius von Hartmann (1817—78)

Über den modernen Krieg[1])

Einleitung

Kaum darf die Erscheinung überraschen, wenn nach Ereignissen, wie sie die Kriege des letzten Dezenniums zuwege brachten, es vorherrschend die Besiegten waren, die ihr Nachsinnen und Nachdenken den Prinzipien und Regeln zuwendeten, denen der Sieger seine Triumphe verdankte. Diesem war die Theorie, welche im letzten Grunde sein Verfahren leitete und bestimmte, fast zu etwas Selbstverständlichem geworden, sie trat ihm in den Formen der praktischen Anwendung nur noch als naturwüchsig entgegen und, weil der Erfolg etwas durchaus Konkretes ist und nur in dieser Gestalt eingeerntet wird, so erwächst ihm nicht unmittelbar das Verlangen nach Abstraktionen, die nachzuweisen hätten, wie er erlangt wurde.

Ganz anders wirken dieselben tatsächlichen Ergebnisse auf seiten des Unterlegenen. Hier wird in erster Linie die Frage wach: Wie war das alles nur möglich? Wie gelangte der Gegner zu dieser Überlegenheit seines Könnens? Welches sind die Lösungen für die Rätsel seiner Siege? Wo noch eine gesunde Kraft vorhanden ist, die die Ausgleichung des Verlustes an nationalem Ansehen, an nationaler Ehre anstrebt,

---

1) Preußische Jahrbücher. Herausgegeben von Heinrich von Treitschke. Vierundvierzigster Band. Berlin 1879, G. Reimer. Über den modernen Krieg. Aus den hinterlassenen Schriften des Generals der Kavallerie Julius von Hartmann.

Diese Aufsätze, von denen hier nur das erste Viertel wiedergegeben ist (S. 223 bis 240), sollten den Anfang eines größeren strategisch-taktischen Werkes v. Hartmanns bilden. Seine bis dahin veröffentlichten Arbeiten sind als Zusammenstellungen hierfür angestellter Studien zu betrachten: 3 Teile „kritische Versuche" (1. Der deutsch-französische Krieg 1870—71, redigiert von der kriegsgeschichtlichen Abteilung des Großen Generalstabes. 2. Militärische Notwendigkeit und Humanität. 3. Der russisch-türkische Krieg), und „Die allgemeine Wehrpflicht" (Zeitfragen des christlichen Volkslebens, Band I, Heft 4).

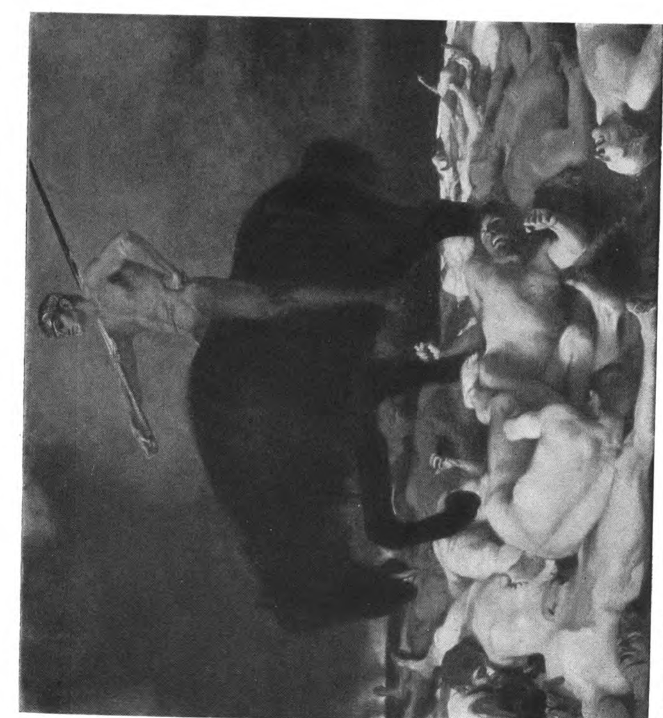
n (1817—78)

Krieg[1])

, wenn nach Ereignissen,
s zuwege brachten, es vor-
chsinnen und Nachdenken
der Sieger seine Triumphe
ı letzten Grunde sein Ver-
Selbstverständlichem ge-
ıktischen Anwendung nur
r Erfolg etwas durchaus
eerntet wird, so erwächst
Abstraktionen, die nachzu-

n Ergebnisse auf seiten
e Frage wach: Wie war
ner zu dieser Überlegen-
en für die Rätsel seiner
ist, die die Ausgleichung
ationaler Ehre anstrebt,

einrich von Treitschke. Vier-
en modernen Krieg. Aus
Julius von Hartmann.
l wiedergegeben ist (S. 223
ischen Werkes v. Hartmanns
Zusammenstellungen hier-
Versuche" (1. Der deutsch-
ichen Abteilung des Großen
nität. 3. Der russisch-tür-
des christlichen Volkslebens,



FRANZ STUCK — DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT, STUTTGART

DER KRIEG

wo noch das patriotische Verlangen lebendig ist, das Vaterland vor ähnlichen Niederlagen geschützt zu sehen, da werfen sich beide mit vollem Ungestüm auf die Prüfung und Untersuchung der Quellen, denen der Feind das Elixier seiner überwältigenden Macht entnahm. Erst indirekt gelangt dann wohl die Mahnung auch an den Sieger, daß er nicht ruhen dürfe auf seinen Lorbeeren, daß es nicht genug getan wäre, die Höhe des Ruhmes zu erklimmen, daß es darauf ankomme, sich auch da zu erhalten, wohin die Aufwendung der opfervollsten Gesamtkraft der Nation geführt habe.

Einer der alten preußischen Kriegslehrmeister, Tempelhof, beginnt seine Geschichte des Siebenjährigen Krieges mit den Worten: „Ich gestehe meine Schwäche, ich halte viel von der Theorie, aber wenn's dazu kommt, mache ich gleich alles auf der Stelle, so bewundere ich sein außerordentliches Genie und denke: Gott teilt seine Gaben oft wunderlich aus." Nun soll freilich nicht gesagt sein, daß die Theorie der Kriegskunst in weiterem Umfange in Deutschland und speziell in Preußen vernachlässigt würde, man könnte sogar versucht sein, auf die Regsamkeit, welche ihr gegenüber herrscht, ein anderes Zitat anzuwenden, welches dem Eingange zu den hinterlassenen Werken des Generals Carl von Clausewitz entnommen ist und welches lautet: „In diesen Tagen glaubt jeder das, was ihm einfällt, indem er die Feder ergreift, eben gut genug nur gesagt und gedruckt zu werden, und hält es für ebenso unbezweifelhaft, als daß zwei mal zwei vier ist." An einem massenhaften Anwachsen der Militärliteratur fehlt es nicht. Auch ganz abgesehen von den hervorragenden Leistungen offiziell mit historischen Arbeiten betrauter Offiziere, haben zum Teil recht wertvolle Darstellungen sich bestrebt über die Ereignisse der Kriege 1864, 1866 und 1870—71 nach allen Seiten hin Licht zu verbreiten; die Taktik der einzelnen Waffen ist auf das Eingehendste besprochen, und den verschiedensten Erfahrungen auf den weitverzweigten Gebieten der Kriegführung ist eine mannigfache Erörterung zugewandt worden. Alles das trägt aber mehr oder weniger den Charakter der Detailarbeit.

Die Theorie des Krieges an sich und diejenige der Kriegskunst im speziellen ist weniger bearbeitet worden. Ihnen gegenüber scheint fast das Verschmähen, wie es Tempelhof andeutet, an der Tagesordnung.

Der Grund für diese Erscheinung ist nicht schwer zu entdecken. In Kreisen, die das militärische Können so entschieden betätigt und die mit demselben so außerordentliche Resultate erreicht haben, ist unwillkürlich das Wissen zu der bescheidensten Rolle des vergessenen Zuschauers verurteilt worden. Ihm konnte in dem Drängen der Tat selbst sowohl wie in dem unablässigen Rüsten für neue Betätigung keine Berücksichtigung in dem Grade zugestanden werden, daß es hätte weit zurück auf den Ausgang hinweisen dürfen, welcher der Entwicklung, wie sie tatsächlich ihren Lauf nahm, die bedingenden Gesetze vorschrieb. Die Triumphe, welche die Kriegsleitung errang, galten als die Früchte freien genialen Waltens, mit dem die Situation richtig erkannt war, und mit dem sodann dieser in sicherer Beherrschung die zutreffenden Maßnahmen eingepaßt, die letzteren auch unter stetiger Verfolgung klar vorgezeichneter Ziele zu Austrag und Sieg hinausgeführt wurden. Der kriegerische Genius, wie Clausewitz die ebenso reiche, wie innig zusammengefaßte, dabei aber unerläßliche Ausstattung des Feldherrn nennt, hatte mit großartigem Flügelschlage die Wege gewiesen, welche die Heere zu gehen hatten; der einfachsten und um so mehr der Wirklichkeit sich anschließenden Anordnung war die Lösung aller Aufgaben gelungen. Eine theoretische Behandlung der auftauchenden Fragen war als vermeintlich überflüssig beiseite geschoben, und es schien ausreichend, dem kriegerischen Genius nur noch die richtige Methode zur Seite zu stellen, welche seinen Weisungen die zutreffende, allseitig durchgreifende Folge verschaffte, um damit den Forderungen der Theorie volles Genüge zu leisten. Nicht ohne gewisse Nichtachtung wird auf den Vertreter der strengen Wissenschaftlichkeit als auf den Wagner in Goethes Faust herabgesehen. Die angewandte Taktik und die Strategie sollen im ganzen Gebiet der Militärwissenschaften in Rücksicht auf ihre Ziele am wenigsten einen rein wissenschaftlichen Charakter tragen dürfen.

Ein wirklich reeller Nutzen wird nicht in der wissenschaftlichen Behandlung der genannten Disziplinen gesucht, dieselbe führe ja nur dazu, über irgendein Thema eine gute Abhandlung liefern zu können; für die Heranbildung zur Truppenführung sei sie ungeeignet[1]). Es hat auch hier die auf das Reale unmittelbar hinweisende Tendenz des Zeitalters über eine ideale Behandlung wissenschaftlichen Stoffs hinwegzuhelfen gesucht. Vielleicht, daß die geringe Muße, welche die Gegenwart den zum Handeln Berufenen gewährt, ein solches Verfahren zum richtigen macht.

Der applikatorischen Methode gebührt allerdings der große Vorzug, daß sie in verhältnismäßig kurzer Zeit eine spezifisch praktische Brauchbarkeit derer herstellt, welche sie teils auszubilden, teils auszustatten trachtet. Das ist aber auch die Grenze ihrer Leistung. Sie hat ihren hohen Wert innerhalb ihrer Schranken, sie darf aber an und für sich betrachtet nicht überschätzt werden. Sowohl der Weg, wie sie lehrt, als das, was sie als gelehrt bietet, gelangt nicht über die Technik der Kriegführung hinaus. Dieselbe ist unentbehrlich, ihre Beherrschung gibt Sicherheit und Routine. Sie besiegt in sehr vielen Fällen das, was generell mit dem Ausdruck Friktion bezeichnet wird, sie gewährt, indem sie das tut, Vorteile, die über bloße Erleichterungen für die Handhabung des Heeresmechanismus weit hinausgehen, sie bietet ihr Bürgschaften für eine geregelte und zutreffende Einwirkung. Ja, sie stellt sich entschieden dar als eine Stütze für das moralische Element, wie es bei dem leitenden Personal im Kriege so stetig und so ernst in Anspruch genommen werden muß. Bereitschaft der Mittel, um einen Entschluß durchführen zu können, erleichtert ihn zu fassen, Beherrschung der Kraft, die dem Befehlenden anvertraut ist, läßt das Imponierende des Widerstandes verschwinden. Alles das ist richtig und muß mit hohem Gewicht gewogen werden. Aber Freiheit des Urteils, Vollständigkeit desselben unter dem Zugeständnis, wie es einer erschöpfenden Kritik

[1]) Studien über Truppenführung von J. von Verdy du Vernois. Erstes Heft. Berlin 1870.

zu gewähren ist, eingehendes Verständnis für die relative Bedeutung aller Erscheinungen, auf denen man fußt, und aller Maßnahmen, die zur Erwägung kommen können, Empfänglichkeit für die Erscheinungen, welche auf das Tatsächliche der Situation in umfassendem Sinne gedacht hinweisen, und die Befähigung, dieselben richtig zu deuten und entsprechend zu gruppieren, Entschlußfassung mit weittragender Verantwortung, Scharfsinn für seine Konsequenzen und Energie für seine unbeirrbare Durchführung, damit sind Ziele bezeichnet, die der Methode unerreichbar bleiben. Auch die Theorie an sich kann hier nur fördern und entwickeln, nicht unmittelbar schaffen und geben. Aber die Wissenschaft will ihren Jüngern intellektuelle und moralische Freiheit erringen helfen; die Methode bietet nur eine immerhin wertvolle, in Wirklichkeit aber in engen Schranken gehaltene Dienstpragmatik.

Um der Ansicht, daß der Strategie ein streng wissenschaftlicher Charakter abgehen müsse, auf den Grund zu gehen, wird man sich zunächst zum Bewußtsein zu bringen haben, was denn unter Wissenschaft auf militärischem Boden zu verstehen sei. Mephisto bezeichnet sie gemeinsam mit der Vernunft als „des Menschen allergrößte Kraft". Sollte sich dieselbe einer so gewaltigen Gesamterscheinung, wie der Krieg sie zuwege bringt, nicht mit ihrem ganzen Ernste zuwenden dürfen? Ihre Aufgabe ist doch der konkreten Wirklichkeit gegenüber, Ursache und Wirkung voneinander zu sondern, die Notwendigkeit des bedingenden Zusammenhanges beider nachzuweisen und gerade dadurch zur Auslegerin des Wahrgenommenen zu werden. Je komplizierter das letztere ist, desto notwendiger wird, um zu einer zutreffenden Erkenntnis zu gelangen, eine Abwägung der in ihm zum Austrag gebrachten Kraft, der Hemmungen, welche dieser in den zur Verwendung gelangten Mitteln entgegentraten, und des Widerstandes, welchen die der Kraft noch übrigbleibende Wirkung beim Gegner zu überwinden gefunden. Welcher Art die tätig gewordene Kraft war, ob sie dem freiwaltenden Willen oder der an bestimmte Gesetze gebundenen Materie

angehört, das kommt als Kriterium, inwieweit sie wissenschaftlich erörtert werden kann, nicht in Betracht. Ja, je mehr sich dieselbe als eine ideale charakterisiert, je mehr sie dem unfaßbaren Reiche moralischer und geistiger Potenzen angehört, desto unerläßlicher wird die Untersuchung, welche Grenzen ihr die Mittel ziehen, denen gegenüber sie sich als treibend, leitend und bestimmend zu erweisen hat. Sie wird ihre Gesetze wesentlich einer Wechselwirkung von Kraft und Mittel zu entnehmen haben. Und wie hier schon Aktion und Reaktion aufs innigste ineinander greifen und fort und fort sich bedingen, so tritt dies unablässig sich neugestaltende Verhältnis von Wirkung und Gegenwirkung in der Gegnerschaft der kriegführenden Teile noch maßgebender und bestimmender hervor. Um hier das Notwendige vom Zufälligen, das Tatsächliche vom Scheinbaren zu unterscheiden, das Bleibende vom Vorübergehenden, das Verwickelte vom Einfachen sondern zu können, bedarf es streng wissenschaftlichen Denkens. Hier genügt nicht augenblickliches, instinktiv naives Erfassen des einzelnen Moments — es müssen dauernd dem Urteile faßbare Grundanschauungen und folgerichtig hergeleitete Grundsätze als Ausgangsmomente und als Hilfsmittel geschaffen werden, um zu verwertbaren und zuverlässigen Resultaten zu gelangen. Hier tritt die Wissenschaft mit ihrer Arbeit in ihr Recht. Kritisch hat sie die Sonde anzulegen, umgestaltend hat sie die Theorie der praktischen Erscheinung abzugewinnen, hat sie die Lehre je nach den wechselnden Verhältnissen, von denen dieselbe sich abhängig erweist, zu entwickeln, und zuletzt erst wird es ihre Aufgabe, Prinzipien in einer Methode zum Ausdruck zu bringen.

Es würde geradezu heißen Eulen nach Athen tragen, wollte man über die unübertroffen gegebenen Darlegungen des Generals von Clausewitz hinausgehen, und dem tiefgreifenden Werte und den Zielen einer theoretisch wissenschaftlichen Behandlung des Krieges das Wort reden. In unvergleichlicher Weise hat dieser Meister unter allen denen, die ihr Sinnen dem inneren Gefüge eines kriegerischen Aufbauens zugewendet haben, es ausgesprochen, daß dem letzteren gegenüber die

Theorie den Handelnden zu jener Einsicht der Dinge verhelfen soll, „die in sein ganzes Denken verschmolzen, seinen Gang leichter und sicherer macht, und ihn nie zwingt, von sich selbst zu scheiden, um einer objektiven Wahrheit gehorsam zu sein". Alles, was Clausewitz in dieser Richtung entwickelt, bleibt für alle Zeiten unverrückbar wahr und unantastbar. In glänzender Form wird der gediegene Inhalt mit der überlegensten Beherrschung und mit dem Bewußtsein entwickelt, daß eine reiche Erfahrung und eine gereifte Verarbeitung derselben berechtigen, in dem Vollbewußtsein der Überzeugung sprechen zu dürfen. Ein für allemal ist damit das Verhältnis von Theorie und Praxis auf militärischem Gebiete festgestellt. Die bestimmtesten Gesichtspunkte für die Theorie sind dadurch gewonnen, sie schließt sich der Betrachtung der wirklich gewordenen Dinge aufs engste an und begnügt sich mit ihnen. Ihre Entwicklung liegt nicht im Bereiche von Spekulationen, die sich von den Tatsachen loslösen; sie hat dieselbe vielmehr einzig und allein in den austragenden Untersuchungen zu suchen, welche sie den Veränderungen zuwendet, denen jene Dinge, mit welchen sie sich als Material beschäftigt, nach und nach unterworfen wurden. — Hat wissenschaftliches Denken und Erwägen an sich schon seinen Wert, entwächst ihm unmittelbar eine Steigerung der Verstandeskräfte, so muß ihm dem militärischen Gebiete gegenüber ein um so größerer Vorteil entwachsen, als auf demselben die ins Leben eintretende Erscheinung weniger als irgendwo sonst sich als abhängig von dem Gebiet notwendig bindender Gesetze erkennbar macht. Alles trägt das Gepräge der unmittelbar einem frei gewordenen Willen entsprungenen Tat; die Verhältnisse, unter denen Entschlüsse gefaßt und zur Ausführung gebracht werden, unterliegen den mannigfachsten Färbungen und Gestaltungen; Ort und Zeit, personelle und materielle Streitmittel, Wirkung und Boden, Vorbereitung und Überraschung, sie alle treten so in den Vordergrund, daß sie einseitig betrachtet für das einzig Bestimmende gelten konnten, der Zufall und das Glück spielen so wunderbar hinein, daß jede Anlage ihrer naturgemäßen Entwicklung entzogen,

anderweitig verschoben und gewandelt wird. In einem solchen Gewirr das Bleibende herauszufinden, dennoch Ariadnefäden greifbar zu machen, die aus dem Labyrinth der Wirklichkeit zum unumstößlichen Anhalt für Urteil und Leistung führen könnten, muß doppelten Anreiz bieten.

Die Theorie des Krieges ist eine durchaus ableitende. Sie kann nicht a priori konstruieren, sie hat die Erscheinung vor sich und entnimmt den bedingenden und maßgebenden Potenzen, welche dieselbe werden, sich gestalten und abschließen ließen, Grundsätze, wie sie in der Betätigung der Kraft zum Ausdruck kommen. Die letzteren sind moralische und gehören damit in den Bereich menschlichen Willens und Charakters, sodann aber geistige, wie sie der Verstand und das Urteil herleihen. Das Genie verlangt beide; sie sind weder meßbar, noch als Konstante in Rechnung zu stellen. Der Krieg selbst in seiner Totalität setzt sich aus einer großen Menge von Einzelerscheinungen zusammen, welche in eigentümlicher Weise aneinandergereiht und zu einem einheitlichen Gefüge zusammengefaßt sind. Das, was sie gemeinsam miteinander haben, entspringt der innersten Natur des Krieges nach seinem Ausgange, seinen Mitteln und seinem Ziele.

Kann man in den Erscheinungen einerseits das Spiel der Kräfte, die tätig waren, nachweisen, kann man andererseits die Bedeutung jeder einzelnen derselben in bezug auf das Gesamtgebilde darstellen, so gelangt man zur intellektuellen Orientierung auch in der tatsächlichen Wirklichkeit und durch Vermittlung der ersteren zur Beherrschung der letzteren. So wird der Zweck der Theorie ein eminent praktischer, und seine Verfolgung gestaltet sich zur Voraussetzung für Sicherheit und Klarheit innerhalb der praktischen Tätigkeit.

Ausgang, Mittel und Ziel des Krieges sind veränderliche Momente. Sie sind nicht allein an sich mannigfaltig, sondern sie unterliegen selbst einer Entwicklung und einer Gestaltung, und abhängig von ihrem Werden bleibt auch die Natur des Krieges nicht als unwandelbar bestehen. Auch sie ist einer Entwicklung unterworfen, und es wird für

die Theorie des Krieges an sich zur Aufgabe, den Bedingungen dieser Ausgestaltung nachzugehen und sie in ihren Einflüssen darzulegen. Damit gewinnt auch die Kriegswissenschaft ihre Geschichte nicht allein in bezug auf die allmähliche Bereicherung der Schatzkammer des Wissens, sondern auch infolge der stufenweise nachweisbaren Wandlung eines beträchtlichen Teils des Stoffes, mit dem sie sich zu beschäftigen hat.

I. Vom Kriege

Clausewitz definiert den Krieg in erster Linie als einen „Akt der Gewalt, um den Gegner zur Erfüllung unseres Willens zu zwingen". Die in die Erklärung aufgenommene Gegnerschaft schließt in sich die Wechselwirkung der Kämpfenden aufeinander. Darnach bildet sich eine von dem Maß der Kräfte und der Mittel beider, von der Nachhaltigkeit ihrer Willensbetätigung und ihrer Mittelbereitschaft und von dem Werte des Streitobjektes für den einen und für den andern abhängige Ausgestaltung des einzelnen Akts der Gewalt zu einem andauernden Ringen mit Stoß und Gegenstoß so lange, bis daß eine Ausgleichung der beiden gegeneinander gestellten Willen hergestellt werden konnte. Der Krieg ist aber nach Clausewitz ferner ein politisches Instrument, eine Fortsetzung des politischen Verkehrs, das heißt also eine Aktionsäußerung der Politik.

Damit ist das Moment, von welchem der Krieg seinen Ausgang nimmt, bestimmt und klar bezeichnet. Die Gegner, welche sich im Kriege gegenübertreten, sind Staaten oder Parteien im Staate. Nur sie sind die Träger der Politik, als deren Waffe der Krieg bezeichnet wurde, nur sie vermögen jene Betätigung der Politik, zu welcher sich das feindliche Verhältnis der Streitenden zueinander zugespitzt hatte, zu erfassen und durchzuführen.

Der Krieg wird hiernach zunächst sein eigentümliches Gepräge von den Staaten, die ihn führen, oder in denen ihn die Parteien führen, aufgedrückt erhalten. Das Stadium der Entwicklung, auf welchem

sich die in kriegerische Aktion tretenden staatlichen Gebilde befinden, wird unmittelbar reflektieren auf die letztere.

Indem Clausewitz den Krieg ein Instrument der Politik nennt und diesen Satz weiter ausführt, geht er in bezug auf die staatliche Entwicklungsstufe, die er als Träger der Politik im Sinne hat, von einem bestimmt begrenzten Standpunkte aus. Der Staat, wie er ihm vorschwebt, ist der der ausgebildeten Souveränität der neueren Zeit. Politik ist ihm die Intelligenz des personifizierten Staats, und er sondert in bezug auf die im Krieg zur Herrschaft gelangenden Tendenzen den leidenschaftlichen Naturtrieb der Völker von den politischen Zwecken der Regierungen. Seine Anschauung hat das eng zusammengefaßte Regiment vor Augen, wie es sich nach allmählicher Beseitigung aller feudalen Abschwächungen an die Spitze jeder Staatenbildung gestellt hatte, und wie es durch die große Umwälzung der französischen Revolution wohl erschüttert, dann aber nur durch die ungebundene Gewalt des ersten Napoleon ersetzt worden war. Die tiefgreifenden Konsequenzen der sozialen, nationalen und politischen Grundsätze, welche das neueste Zeitalter zur Herrschaft brachte, hatten, als Clausewitz schrieb, noch nicht vermocht, das individuelle Leben der Staaten tatsächlich umzugestalten. Wenn er somit vollkommen absieht von den Kämpfen des Mittelalters, wenn er mitten in der Zeit steht, deren Kind er war, so fehlt ihm doch zugleich die Anschauung von den Resultaten, zu denen der Ausbau der Anfänge, deren Augenzeuge er gewesen war, naturgemäß gelangen mußte.

II. Der moderne Staat als Krieg führender

Die mit Bezug auf die Kürze der Frist, innerhalb deren sie sich vollzogen, an Großartigkeit alle geschichtlichen Revolutionen überragenden Wandlungen der neuesten Zeit lassen sich dahin charakterisieren, daß sie in den einzelnen Staaten die Nation selbst in ihrer Gesamtheit zum Träger staatlicher Individualisierung und staatlichen Lebens ge-

macht haben. Sei die Form der staatlichen Zusammenschließung monarchisch oder republikanisch, die Nation selbst ist in sich zum bestimmenden Faktor für ihren Organismus und für ihren Haushalt geworden. Die Stellung und die Rechte der Monarchen, mögen sie als solche bestimmt bezeichnet und begrenzt sein, oder mögen sie sich nur tatsächlich als Ergebnisse unbewußter Abhängigkeit darstellen, haben ihre Kraft und ihre Bedeutung nur als jenem Organismus und seinem Haushalte unmittelbar angehörig. Die Heraushebung aller zu staatsbürgerlich Berechtigten, ihre Vertretung durch bestimmte, stetig funktionierende Organe, die durch das Gesetz wenig begrenzte Ungebundenheit, welche der Bewegung der einzelnen sowohl geistig wie sozial gegeben ist, die Ausschließung der Unregelmäßigkeit und Willkür durch eine allseitig angestrebte Gesetzlichkeit haben das mechanische Getriebe einer Staatsregierung durch ein organisches Selbstleben zu ersetzen gesucht. Die durch gleiche Geschichte, gleiche Sprache und gleiche Sitten sich dartuenden Stammesgemeinschaften haben sich als Völkergruppen zu nationalen Staaten geeint. Dieselben gewannen damit in sich eine festere Kohäsion und einen unablässig wirkenden Antrieb zur Verfolgung des ihnen eigentümlich beiwohnenden Selbstzwecks. Die Leitung der Staaten vollzieht sich nur im Einklange mit dem Gesamtwillen der Nation und als Ausdruck desselben. Die reichste Mannigfaltigkeit von Berufs- und Arbeitskreisen verlangt in ununterbrochener Erneuerung nach Eingliederung und Einfügung in das Gemeinwesen. Eine gegenseitige Wechselwirkung dieser Kreise aufeinander und die nur durch die Konkurrenz beschränkte Betreibung des Einzelninteresses drängen auf fortwährend sich vollziehende Ausgleichung und auf eine unablässige Vermittlung des notwendigen Gleichgewichts. Die Anregung, Entwicklung und unbehinderte Betätigung von Befähigung und Talent auf allen Gebieten geistiger und materieller Arbeit schaffen eine Überzahl von sozial mehr oder weniger unabhängigen Existenzen. Der Besitz ist im höchsten Grade flüssig geworden. Eine Überzahl nur fiktiver Werte ist entstanden, deren Schätzung abhängig geworden ist von dem

Vertrauen, das man in die Möglichkeit ihrer Verwertung setzt, die industrielle Massenförderung sucht auf den über alle Voraussicht verbesserten und vermehrten Verkehrswegen ihren Abfluß, Wissenschaft und Technik haben die schrankenlose Bewältigung und Ausbeutung von früher unbenutzt gelassenen Naturkräften und Naturgesetzen möglich gemacht; ein unendlich zusammengesetztes, in Produktion und Konsumtion mannigfach durcheinander greifendes, gegen Einflüsse von außen außerordentlich empfindliches Volksgefüge hat sich gestaltet, dessen normales Gedeihen gewaltsame Störungen sich unbedingt fernhalten muß.

Die Abschließung des Staates einerseits auf Grund der Nationalität des größeren Teils seiner Angehörigen, andererseits zum Zweck des stetigen Ausbaues der seinem speziellen Haushalte resp. Organismus entsprechenden Tendenzen und Interessen hat Gegensätze erzeugt und geschärft. Die einseitig geltend gemachte Akzentuierung der einen Stammeseigentümlichkeit erweckt die Absonderung resp. die Feindschaft der anderweitig sich zusammenfassenden. Die mit dem Aufgebot der ganzen nationalen Energie betriebenen Forderungen, wie sie spezifisch dem politischen Leben oder demjenigen des Handels und des Verkehrs innerhalb des einen Staates entwachsen, kollidieren mit denjenigen des benachbarten. Die ausgedehnte Vervielfältigung der internationalen Berührungen und Beziehungen steigert die Friktion. Zudem gestattet im Innern der Staaten die Berechtigung, welche allen Einzelinteressen auf Verfolgung ihrer Ziele zugestanden ist, die Bildung von Parteien. Sie können in ihrem Sonderstreben zur vollsten Opposition gegen den Staat selbst oder gegen die ihnen speziell widerstehenden Richtungen innerhalb des Staatswesens heranwachsen. Sei es, daß sie sich als Vertreter einer gewaltsam eingeordneten nationalen Gruppe betrachten, sei es, daß sie dem nationalen Elemente gegenüber glauben, internationale Tendenzen zur Geltung bringen zu müssen, oder sei es endlich, daß sie die Herrschaft bestimmter politischer resp. sozialer Grundsätze und Interessen in die Stelle gesetzlich anerkannter

zu bringen streben, immer begünstigt die Eigentümlichkeit des modernen Staates ihr Entstehen und ihre Belebung.

Politisch einerseits, sozial andererseits ist die Leitung des modernen Staates eine überaus gebundene und abhängige geworden. Hingewiesen auf die Aufrechterhaltung und Sicherung des Friedens als derjenigen Voraussetzung, die allein die unerläßliche, allseitige Ausgleichung der mit lebendigster Kraftentfaltung arbeitenden Sonderinteressenten im Innern verbürgt, muß sie gleichzeitig eifersüchtig die Anerkennung nationaler Unabhängigkeit und den Schutz nationaler Rechte nach außen hin überwachen. Auch die nationalen Beziehungen sind verwickelter geworden und, wie alle Betätigungen staatlichen Lebens akuter und unmittelbarer wirkend sich gestalteten, so wird auch die Reibung im großen Komplex der Kulturstaaten direkter und lebhafter empfunden als vordem. Die Reizbarkeit des staatlichen Organismus selbst sowohl, wie des sozialen Haushalts im Staate ist in steter Zunahme und, wenn auf der einen Seite ein gesetzlich begründetes Gleichgewicht zur durchaus notwendigen Bedingung für eine normale Gestaltung staatlichen Lebens wurde, so ist andererseits die Gefahr einer Beeinträchtigung jenes Gleichgewichts sowohl im Innern wie von außen gewachsen.

Steigert sich der Widerstreit der Interessen zu einer solchen Höhe, daß ihre Ausgleichung nur auf gewaltsamem Wege möglich bleibt, so wird die bis dahin nur mit geistigen Waffen aufrechterhaltene Interessenvertretung gezwungen, zum Kampf mit realen Mitteln überzugehen. Der an Vertrag und Übereinkommen gebundene politische Verkehr der Nationen miteinander oder der gesetzlich geordnete nationale Haushalt oder endlich auch beide werden durch einen Ausnahmezustand, durch den Krieg ersetzt. Der Krieg ist somit der in einen mit realen Gewalten ausgefochtenen Kampf übergeführte Widerstreit politischer oder sozialer Interessen. Er bildet eine Unterbrechung für den normalen Prozeß des modernen Kulturlebens; auf der einen Seite hat er den Zweck, eine neue Phase desselben, die erstrebt und auf normalem Wege

nicht erreicht werden konnte, gewaltsam durchzusetzen oder zur Anerkennung zu bringen, auf der andern soll der Erreichung dieses Ziels mit entsprechender Entschiedenheit entgegengetreten werden. Die Rückkehr zum Gleichgewicht des Friedens, sobald die Ausgleichung der in Widerstreit miteinander geratenen Interessen vollzogen werden konnte, ist das höchste Bedürfnis der staatlichen Gesellschaft. Sie wird in ihrer Arbeit, in ihrem Besitz, in ihrem wirtschaftlichen Zuschnitt auf das Empfindlichste von der gewaltsamen Störung betroffen, sie wird mit jeder Stunde, die der Ausnahmezustand länger wie irgend notwendig dauert, hart geschädigt, sie ist in ihrer Zukunft gefährdet. Somit wird die äußerste Hinausschiebung des Krieges als Ultima ratio der Politik recht eigentlich in der Eigentümlichkeit des modernen Staates begründet; zugleich aber hat derselbe dem Ausbruch eines Krieges die Plötzlichkeit des Übergangs, den explosiven Eintritt in den Ausnahmezustand als charakteristisches Merkmal aufgedrückt.

Für den eigenen Kräftezustand des Staates ist es zu wesentlich und wichtig, die Friedenstätigkeit, die vieltausendfältigen Fäden des sozialen Gefüges möglichst unberührt zu sehen, als daß nicht alles daran gesetzt würde, den gewaltsamen Eingriff erst zuzulassen, wenn jede berechtigte Aussicht auf eine normale Lösung des akut gewordenen Gegensatzes verschwunden ist. Erfolgt derselbe aber, so berührt er die ganze Nation. Dieselbe ist, wie sie sich selbst zum Staate gemacht hat, nunmehr auch in allen ihren Lebenskreisen und Lebensfasern erfaßt; sie ist in unerläßlicher Konsequenz gezwungen, aus der vollen Fülle ihrer Kraft heraus einzutreten für das Interesse, das beeinträchtigt galt und das des Schutzes oder der Verteidigung bedurfte, mag dieses nun ideeller, mag es realer Natur sein. Um so mächtiger wird der Impuls, welcher sich mit dem Übergange zum Kriege betätigt, um so mehr steigert sich das Plötzliche und Gewalttätige des Ausbruchs. Nur das schleunigste Aufgebot wirklich Erfolg sichernder Mittel entspricht der einschneidenden Verletzung, welche der normale Lebenszustand er-

fahren. Wie die Störung, die gleichsam als Krankheit an ihn herangetreten ist, eine heftige und erschütternde war, so muß auch entsprechend das Mittel, das ihre Beseitigung herbeizuführen bestimmt ist, als ein entschieden wirkendes ohne Zögern zur Anwendung gelangen.

Wie aber allen organischen Gebilden gegenüber, wird auch hier Vorsicht geboten sein, daß das Heilmittel nicht unheilvoller wirkt als das Leiden. Die richtige Ökonomie, nach deren Vorschriften der moderne Staat den Krieg zu führen hat, ist um so wichtiger, als er mit dem Lebensblut der Nation zu wirtschaften hat. Eine energische Verwendung ihrer Mittel und eine weise Schonung derselben miteinander zu verbinden, ist nirgends mehr Pflicht als gerade hier. Die erstere, an zutreffender Stelle verwirklicht, hat die letztere in unmittelbarem Gefolge. Eine versagte Ausbeutung verfügbarer Kraft kann einer Vergeudung gleichkommen. Wenn schon der Entschluß zum Kriege für den modernen Staat ein viel verhängnisvollerer geworden ist, weil der einfache Weg in den Krieg die zahlreichsten Lebensfäden der Nation unterbindet oder zerschneidet, so tritt ganz analog auch die Schätzung der Mittel, mit welchen er den Krieg führt, gegenüber den Zielen, die er erstrebt, in ganz anderer Weise in Abwägung, als dies in einer vorausgegangenen Zeit der Fall war. Was die Nation unmittelbar als Lebenselemente herleiht und gibt, das darf seine Verwendung nur ganz bestimmt gefaßten, sich als notwendig aufzwingenden und zugleich erreichbaren Zielen gegenüber Verwendung finden. Sie sind ihr zu wertvoll, um sie in nebensächlichen indifferenten Richtungen verbraucht zu sehen, sie fallen aber auch viel zu schwer ins Gewicht, als daß man sie nur aufbieten dürfte, ohne ihre energische Ausnutzung zu verwirklichen.

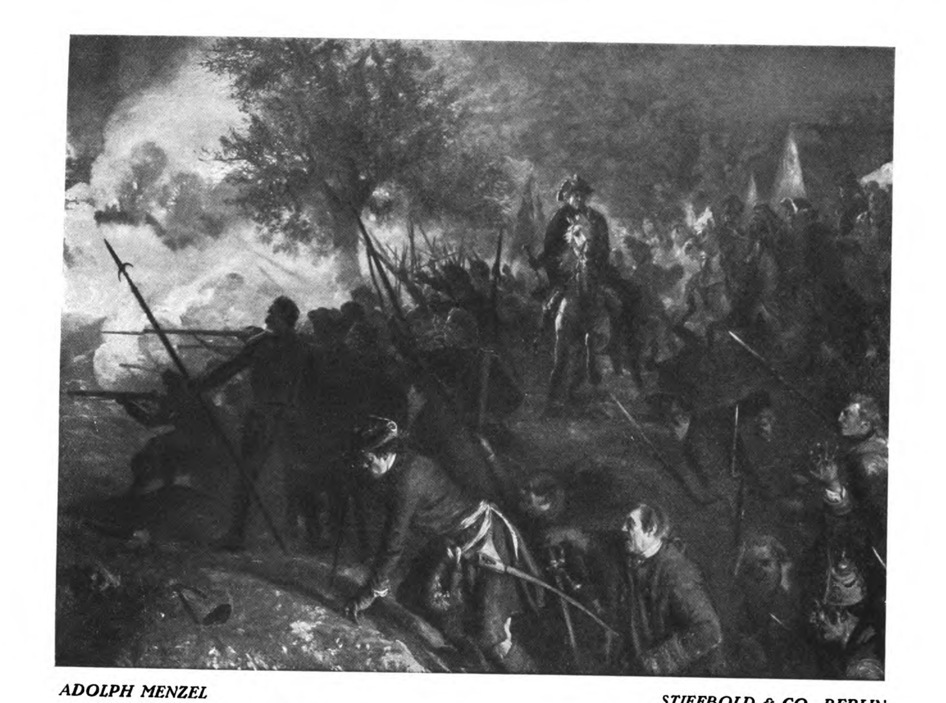
Das nationale Leben des modernen Staates an sich, die Mittel, welche dieser zur Kriegführung darbietet, beide verlangen eine scharfe Erfassung des Kriegsziels. Dasselbe wird ihnen entsprechend einer bestimmten nationalen Idee Ausdruck zu geben haben. Der Feind soll

dazu gezwungen werden, den nationalen Interessen, deren Geltendmachung er entgegentrat, oder mit welchen die seinigen kollidierten, Anerkennung und Entwicklung zuzugestehen. Der moderne Staat hat gewissermaßen in dem Kriegsziele, das er verfolgt, sich selbst wiederzufinden. Die Gewinnung desselben ist ihm Existenzbedürfnis. Hiernach sind die Begrenzungen des Ziels bezeichnet. Was dahinter zurückbleibt oder darüber hinausgeht, ist von fraglichem Werte. Nur für ein nationales Ziel, bestimmt erkannt und verfolgt, vermag der moderne Staat, der ja zugleich Nation ist, sich selbst einzusetzen.

Wenn die Wirklichkeit nun auch die Idee in mannigfachster Form und vielfältig bis zur Unkenntlichkeit modifiziert zur Anschauung bringt, so ist doch eine notwendige Folge des Dargelegten, daß die staatlichen Gestaltungen der neuesten Zeit alle Verhältnisse, welche im Kriege Austrag finden, viel schärfer, zugespitzter und energischer erfassen müssen, als dies zu einer Zeit der Fall war, in der die Regierungen, um mit Clausewitz zu reden, oder die souveräne Gewalt des Monarchen das Volk nur als ein nach göttlichem Rechte ihrer einseitig zur Geltung gebrachten Machtvollkommenheit untertäniges Mittel ansahen. Wenn selbst der gewissenhafte Wille des Regenten die Förderung des Volkswohles als die Aufgabe seines Strebens ansah, so erwuchs doch unmittelbar aus der eigensten Natur der gegenseitigen Beziehungen die Zurückschiebung der nationalen Initiative. Eine Kabinettspolitik führte Kabinettskriege; der Dualismus der Regierenden und Regierten fand seine Lösung in dem ausschließlich bestimmenden und vorwegnehmenden Willen der ersteren, während die neueste Zeit ihre Färbung dadurch gewonnen, daß sie den erwähnten, vermeintlich nur mit Unrecht bestehenden Gegensatz zugunsten der Regierten vollständig aufzuheben trachtet. Damit ist bei diesen letzteren eine große Fülle von Kraft neu erwachsen und gefördert, die nunmehr unmittelbar bei der Explosion eines Krieges geistig und materiell zum Ausdruck drängt. Der Ruf, der die nationale Kraft zu kriegerischer Betätigung weckt, ergeht unmittelbar an ihre Lebensquelle. Interesse und Vertretung desselben

sind auf das unmittelbarste miteinander verwachsen, gleichsam einheitlich personifiziert. Dies Verhältnis ist aber um so mehr von durchschlagender Bedeutung, als der Krieg im Leben der Völker überhaupt diejenige Aktion ist, welche die heftigste, leidenschaftlichste und gewaltigste Kräfteentfaltung zuläßt, bedingt und fordert.

Wohl bieten einzelne Kriege, denen Clausewitz seine Studien und Erfahrungen entnahm, als die Anfänge einer neuen Entwicklung Analogien zu den Erscheinungen, wie sie eben für diejenigen der neuesten Zeit in Anspruch genommen waren; so die Kriege der französischen Republik von dem Moment des allgemeinen Nationalaufgebots an bis zum Konsulat, der Krieg, welchen die Spanier führten von 1808—1814, Österreichs Feldzug 1809, Rußlands 1812 und Preußens 1813. Aber das Ergriffensein der Völker in den bezeichneten Momenten war etwas Außerordentliches und galt als solches. In Frankreich war dasselbe hervorgerufen durch den gewaltsamen Umsturz aller Zustände, die bis dahin bindend und einengend das Leben des Volkes geregelt hatten; er mußte mit seinen Folgen als ein isolierter anormaler Vorgang sich darstellen. In den anderen Staaten erschien die nationale Betätigung als eine Reaktion gegen den entwürdigendsten Anfall und Druck jenes nach der Weltherrschaft strebenden, jedes Recht mißachtenden Mannes, dessen Überlegenheit Frankreich von neuem zu fesseln gewußt hatte. Auch hier lag nichts vor, was nicht die Erscheinung als eine von den besonderen Umständen, die sie hervorgerufen, abhängige erkennen lassen sollte. Die eigentümliche Großartigkeit eines nationalen Impulses verwehte bald in den französischen Heeren; an ihre Stelle war die überwältigende Macht jenes kriegerischen Genius getreten, welche gegen jede nationale Besonderheit den Kampf aufnahm und lange Zeit siegreich durchführte; bei seinen Gegnern erstand von neuem, sobald ihr nur Spielraum gegönnt war, jene selbstsüchtige Leitung der Kabinette, welche zum Scheitern gekommen wäre, wenn nicht ihrem Gegner, bevor sie wieder das Heft vollständig in die Hand nehmen konnte, die reale Unterlage seiner geistigen Übermacht entzogen gewesen wäre.



ADOLPH MENZEL *STIEFBOLD & CO., BERLIN*

FRIEDRICH DER GROSSE UND DIE SEINEN IN DER SCHLACHT BEI HOCHKIRCH

So ist es denn namentlich der Typus des Krieges, wie er von Napoleon I. sein Gepräge erhalten, welcher Clausewitz den Anhalt für seine Theorie gegeben. Das nationale Element konnte er um so weniger in dem Grade, daß es die Normen beherrschte und ihnen dauernd den notwendig begründeten Charakter geben würde, anerkennen, als seine volle Entwicklung im Frieden einer andern Zeit angehört. Was ihm davon entgegentrat, reichte schon in den Beginn einer neuen Periode hinein; es war gleichsam das Anfangsstudium der neuen Entwicklung. Sie ist noch jetzt nicht überall zum Abschluß gelangt, die einzelnen Staaten der Gegenwart werden nicht gleichzeitig und in gleicher Weise von ihr erfaßt. Es kam aber darauf an, Wesen und Bedeutung des geschichtlichen Prozesses, welcher sich noch andauernd vollzieht, allgemein charakteristisch voranzustellen. Er ist dort weiter fortgeschritten, hier zurückgeblieben.

Dem Stadium der friedlichen Entwicklung entspricht die kriegerische Betätigung des nationalen Elements. Es würde aber irrig sein, wollte man diese Abhängigkeit als ausschließlich bestimmend und Färbung gebend annehmen. Lokale und geschichtlich erwachsene Momente machen mannigfache Einflüsse geltend und verschieben die Erscheinung. Die Individualität jedes Staates ist eigentümlich bedingt und unter dem Zusammenwirken zahlreicher Voraussetzungen zur Gestaltung gelangt. Die Totalität seiner Besonderheit wird auch in der Weise seiner kriegerischen Betätigung zum Ausdruck gelangen. Das weitgedehnte, wenig bevölkerte Rußland kann das nationale Element nicht so konzentriert und zugespitzt aufweisen, wie Frankreich; das von scharfen politischen Gegensätzen im Westen, wie im Osten eng begrenzte Deutschland war dahin geführt, seine Selbständigkeit und Unabhängigkeit akzentuierter durch eine Bereitstellung seiner nationalen Kraft zu sichern als das maritime England; in den nordamerikanischen Freistaaten hat die Geschichte von vornherein das Volk selbst zum Wächter seiner Interessen gemacht; dasselbe wird in anderer Weise bei Entfaltung seiner Macht maßgebend in Österreich, wo der

Absolutismus und das Ministerregiment jahrhundertelang die sicherste Begründung fanden; die naiven und erregbaren Spanier gelangen in ihrer isolierten Lage weniger dazu, den Gedanken der Gegenwart konkret und praktisch zu gestalten, als die stammverwandten Italiener, die in ihrem neu geformten Staatenkonglomerat nach zusammenschließenden nationalen Formen suchen müssen. Der Krieg, indem er zu lebhafterer Betonung der im Lebensprozeß der Völker arbeitenden Elemente treibt, wird jedesmal Zeugnis davon geben, auf welcher Stufe der Entwicklung sich der einzelne Staat in bezug auf seinen nationalen Charakter befindet.

Es wird auch nicht gesagt werden dürfen, daß der moderne Staat jedem Kriege in gleicher Weise gegenübersteht. Wie er verschieden von dem Widerstreit der Gegensätze, die eine Ausgleichung verlangen, berührt wird, so wird er hier seine Streitmacht anders bemessen müssen wie dort. Nicht jeder Gegensatz greift in seinen innersten Bestand über und dennoch ist eine andere Auflösung als eine gewaltsame untunlich geworden. Auch das Bedürfnis liegt nicht überall vor, zur Aufrechterhaltung der bedrohten oder gefährdeten Interessen die gesamte nationale Kraft aufzubieten und in die Schranken zu führen; die gegnerische Macht war eine nur untergeordnete, ihre Bezwingung forderte nur den Aufwand eines Teils der Gesamtkraft. Die Verzweigungen der internationalen Beziehungen sind so mannigfaltige geworden, daß einzelne derselben wie vollständig ablösbar von den Gesamtbeziehungen erscheinen. Dementsprechend stellt auch deren Vertretung wie isoliert und abgetrennt sich dar. Immerhin wird aber das nationale Leben bis in die Extremitäten hinein pulsieren und, wenn der Reflex von dort auf den Gesamthaushalt auch nicht so mächtig wirkt, so muß der notwendig werdende Ersatz von Kraft doch immer seinem Ursprung gemäß ein nationaler bleiben. Die Fähigkeit der Expansivität ist ein charakteristischer Vorzug der im modernen Staate zum Ausdruck gekommenen Gestaltung.

Wie aber die Nation selbst den Kampf aufgenommen hat, so be-

trachtet sie auch den Gegner ausschließlich als Nation. Er gilt ihr nur in dieser Totalität als die feindliche Potenz, mit der sie sich auseinander zu setzen hat. Sie führt nicht mit der gegnerischen Regierung, nicht mit dem gegnerischen Heere, einseitig gestellt, den Krieg, zu dem sie bestimmt wurde; sie hat die feindliche Nation an sich zur Unterwerfung oder doch zu Konzessionen zu zwingen. Regierung und Heer des Gegners sind allerdings Vertreter desselben, welche er als die vornehmsten Handhaben für eine Durchführung des Konflikts seinerseits einsetzte. Wie beide aber aus der Nation nur als Mandatare für einen besonderen Zweck hervorgegangen sind und als solche in ihr ihre stete Erneuerung finden, so kann die Besiegung derselben wohl als ein Mittel zum Zweck gelten; dieser selbst liegt aber viel tiefer und umfassender in der Bewältigung der Nation des Gegners selbst.

Gerade diese Auffassung, die eine notwendige Konsequenz der Entwicklung des modernen Staates nach den in ihm zum Austrag gebrachten politischen und sozialen Gedanken ist, wird von dem durchgreifendsten Einflusse für den Begriff des Krieges sowohl wie für die Kriegführung. Wenn bis in die neueste Zeit hinein Erklärungen und Erlasse sich dahin aussprachen, daß man nicht das Volk bekämpfe, mit dessen Heer die Waffen gekreuzt waren, sondern nur dessen Gouvernement, wenn Mahnungen laut wurden, daß „man nicht Krieg gegen die ‚friedlichen‘ Bewohner des Landes führe, daß das ‚Privateigentum‘ zu schützen sei“[1]), so klangen in den betreffenden Worten Reminiszenzen aus einer vollständig verschwundenen Zeit nach. So wohlwollend ihre Absicht sein mochte, die Tatsachen selbst lehrten nur zu bald, daß die Grundsätze, welche proklamiert wurden, vollständig über Bord geworfen werden mußten, und daß der Kampf, um zum Ziele zu gelangen, durchaus den Typus eines nationalen anzunehmen hatte. Die allgemeinen Kulturzustände können dahin führen, daß der Krieg seinen furchtbaren Ernst mildert; zugunsten des Bekriegenden selbst werden Strenge der Disziplin und Schonung des Landes, in dem das

[1]) Unter anderem: Armeebefehl vom 8. August 1870.

Heer leben soll, geboten sein, die Schärfe der Aktion wird mit der ganzen Gewalt außerordentlicher, an keine Gesetzesnormen gebundener Maßnahmen dahin zu kehren sein, wo sie am schleunigsten den nationalen Willen des Gegners zu brechen imstande ist.

Der Aktion entspricht eine Reaktion. Die Trägerin der ersteren, die Nation, muß der zweiten vollständig gewärtig sein. Inwieweit die eigene Aktion das handelnde Volk auch zu einem leidenden macht, ist bereits erwähnt worden. Die feindliche Aktion, die hier als Reaktion wirkend noch hinzutritt, steigert die Belastung. Der eigene Widerstand muß derselben, wie sie sich in zwiefacher Natur darstellt, in ihrem Gesamtgewicht gewachsen sein. Der aktiven Macht muß sich somit eine passive des Bestehens und Beharrens zugesellen. Ohne die Nachhaltigkeit der letzteren kann der Staat an seiner eigenen Aktion verbluten und damit zur Unterwerfung unter den feindlichen Willen gezwungen werden. Nicht allein der feindlichen Aktion an sich ist die Abwehr entgegenzustellen, auch gegen die eigene Erschöpfung und Erlahmung hat die nationale Fürsorge sich zu sichern. Der moderne Staat, wenn er reicher ausgestattet ist und über viel intensivere Impulse zu gebieten hat, steht er doch auch viel verletzbarer und empfindlicher da. Die Angriffspunkte, welche er neben dem Heere in den Lebensorganen der Nation darbietet, sind zahlreicher, das Adergeflecht, in welchem sein Blut zirkuliert, ist verwickelter, der ganze Haushalt künstlicher geworden, Störungen, welche eintreten, wirken weitgreifender und verhängnisvoller.

Je ausgedehnter die Dauer des Krieges war, desto gesteigerter ist die regierende Macht der kriegführenden Nation in Anspruch genommen. Der Druck, welchen die Behinderung des eigenen sozialen und staatlichen Lebens an sich ausübt, kann bereits genügen, um das Verlangen nach Beseitigung des vermeintlich unhaltbaren Zustandes zu einem derartig gewichtigen zu machen, daß unter seiner Einwirkung die Motive, welche zum Kriege führen, vollständig in den Hintergrund treten. Der nationale Impuls zugunsten der Aktion wird unter dem realen und moralischen Einfluß solchen Verhältnisses auf ein immer

niedrigeres Maß zurücksinken, bis sein Erlöschen eine vollständige Wehrlosigkeit zuwege bringt. Je leidenschaftlicher die erste Initiative erfaßt worden, mit desto größerer Gewißheit ist dem Eintritt eines Rückschlages entgegenzusehen. Wenn sich die erstere von der realen Grundlage, wie sie der Machtumfang des Staates zu bilden hat, loslöst, so gerät dieser in die Gefahr der Erschöpfung, noch bevor er imstande war, Resultate zu gewinnen. Nur ein Gleichgewicht von realer Macht und idealer Kraft verleiht eine sichere Bürgschaft für endliches Gelingen.

Wo die eigene Macht nicht ausreichend war, kann die von Bundesgenossen unterstützend in Anspruch genommen werden. Soll ein einheitliches Zusammenwirken mit ihnen erreicht werden, so wird eine vollständige Homogenität der Interessen für den betreffenden Kriegsfall vorausgesetzt. Die Individualisierung des modernen Staates und zugleich die Vielseitigkeit seines spezifischen Lebens macht das Vorhandensein jener Gleichartigkeit seltener. Dennoch ist die Gesamtbeteiligung aller Kulturstaaten an den großen politischen oder sozialen Fragen, die überhaupt nur noch mit ihrem inneren Widerstreit zu kriegerischen Kämpfen führen können, der Bildung von Koalitionen und Allianzen günstig. Kaum wird von dem einseitigen nationalen Impuls damit ein Zuwachs gegeben werden. Eine Bundesgenossenschaft, wenn sie auch einen realen Machtzuwachs gibt, zwingt der einheitlichen Initiative Vorbehalte, abflachende Rücksichten und Ziele auf, die jedem einzelnen Beteiligten im anderen Lichte erscheinen. Der staatliche Ausgang des Krieges kann unter solchen Verhältnissen derartig verschoben werden, daß er, von den Bedingungen des modernen Staates sich entfernend, wiederum denen der Kabinettspolitik entsprechend wird. Selbst wenn dies beim Ausbruch der Feindseligkeiten nicht der Fall ist, so wird die Wechselwirkung von Aktion und Reaktion, wie sie sich verschieden bei den Bundesgenossen geltend macht, ihre Stellung zum akut gewordenen Widerstreite der Interessen fortwährend verändern. Eine Ausgleichung unter ihnen stellt sich als stetig notwendig dar und damit mehr und mehr eine Lähmung der ursprünglich ideal erfassenden Bewegung.

Wilhelm von Scherff (1834—1911)

Von der Theorie und Praxis[1])
(Vom Wissen und Können)

Die Praxis des Krieges ist so alt, wie die Weltgeschichte; von der Theorie des Krieges spricht man erst seit wenigen Menschenaltern.

Von diesen ersten Versuchen aber an, den Krieg als einheitliche Gesamthandlung und nicht bloß im einzelnen seiner Erscheinungsformen zu betrachten, datiert auch die Streitfrage, ob sich aus solcher Theorie überhaupt etwas für die Kriegspraxis lehren und lernen lasse oder nicht.

2. In der äußersten Weise hingestellt, wie das früher wohl geschah und wie man heutzutage zuweilen noch glauben machen möchte, daß diese Frage liege: nämlich ob das Handeln im Kriege unter feste, unabänderliche Vorschriften gebracht werden könne oder nicht, ist jeder Streit jetzt überhaupt gegenstandslos (siehe Willisen).

Es mag vielleicht eine Zeit gegeben haben (und Clausewitz hat sie anscheinend noch nicht für überwunden gehalten!), wo einzelne ungebildete Elemente der Führerschaft sich auf den Standpunkt stellten: „Wenn mir die Theorie nicht in jedem Einzelfalle das unweigerlich richtige Verfahren ohne weiteres an die Hand gibt, so kann sie mir überhaupt nichts helfen!“ Heutzutage fußen aber glücklicherweise selbst unsere jüngsten Offiziere auf einem allgemein-wissenschaftlichen Boden,

---

[1]) Die Lehre vom Kriege auf der Grundlage seiner neuzeitlichen Erscheinungsformen. Ein Versuch von W. v. Scherff, General der Infanterie z. D. Berlin 1897, Mittler & Sohn. Viertes Buch. Kapitel XII. — In der Taktik war v. Scherff ein scharfer Gegner der Freiheit des Unterführers in der Gefechtsführung und empfahl ein gebundenes Verfahren (Scherffscher Normal- oder Einheitsangriff gegen das Auftragsverfahren des deutschen Infanterie-Exerzierreglements von 1888). Die Erfahrungen des Russisch-Japanischen Krieges von 1904/05 gaben ihm aber nicht recht; darum ließ das neue Reglement von 1906 dem Unterführer noch mehr Freiheit als früher.

welcher eine solche, man möchte sagen „kindliche“ Auffassung von irgendeiner Theorie von vornherein ausschließt.

3. Schon Clausewitz aber, den man wohl gar als Gegner aller Lehre ins Feld zu führen versucht hat, weil er die Schwierigkeiten einer Theorie vom Kriege so scharf beleuchtet, sagt am Schlusse seiner auf diese Frage gerichteten Untersuchungen:

„Bilden sich aus den Betrachtungen, welche die Theorie anstellt, von selbst (!) Grundsätze und Regeln (!), schießt die Wahrheit von selbst (!) in dieser Kristallform zusammen, so wird die Theorie dem Naturgesetze des Geistes nicht widersprechen (!)“; und fügt dann weiter hinzu, daß „dann diese Grundsätze und Regeln dem denkenden (!) Geiste nur mehr die Hauptlineamente seiner eingewohnten Bewegung bestimmen als ihm in der Ausführung den Weg gleich Meßstangen bezeichnen“ (oder auch „eine algebraische Formel für das Schlachtfeld geben“) sollen!

Nun, heutzutage verlangt wohl niemand mehr von der Theorie solche Meßstangen, algebraische Formeln oder „Rezepte und Schemas“, wie jetzt der Kunstausdruck lautet, und wer heutzutage solche Forderung bekämpft — kämpft gegen Windmühlen!

Wer aber daraus folgern wollte, daß deshalb gegenüber den wenig wechselnden Verhältnissen im Kriege sich für denselben überhaupt nichts nach festen Gesichtspunkten, Grundsätzen und Regeln bestimmen lasse, wer sich hinter den orakelhaften Ausspruch verschanzt, daß im Kriege „alles nur Ausnahme“ sei — der verrät damit nur genau einen ebenso unwissenschaftlichen Geist wie derjenige, der da nach Rezepten verlangt!

4. Alle Theorie einer Kunst stellt sich bekanntlich dar als Sonderung der ungleichartigen und Wiederzusammenfassung der gleichartigen Erscheinungen, um daraus Schlußfolgerungen für das in der Praxis dieser Kunst innehaltende Verfahren zu ziehen.

Auch die Theorie des Krieges als solchen (siehe 1.) bezweckt nur, solche Gruppen von Handlungen zu unterscheiden, welche zwar als ebensoviele Abstufungen der einen Gesamttätigkeit erscheinen, unter sich aber den gleichen Gesetzen von Ursache und Wirkung unterliegen.

Wer die Möglichkeit einer solchen „Theorie der Kriegskunst“ bestreitet, weil „im Kriege“ jede Einzelhandlung nur ihren eigenen Gesetzen folge, darf ihr auch nicht die Kriegserfahrung und praktische Übung als alleinberechtigte Lehrquelle gegenüberstellen.

Schon Clausewitz hat nachgewiesen, daß die auf diesen Wegen gesuchten Schlußfolgerungen nicht ohne Kritik, die Kritik aber nicht ohne Theorie bestehen könne, und Friedrich der Große hat die „Kriegserfahrung ohne Theorie“ sehr drastisch durch das Beispiel vom „Maulesel des Prinzen Eugen“ gegeißelt!

5. Im Gegensatze zu solchen Trugschlüssen hatte schon eine ältere Kriegswissenschaft im Geiste jener sondernden und wieder zusammenfassenden Theorie Strategie und Taktik als zwei in sich abgeschlossene Gruppen der einen Kriegshandlung unterschieden.

Es ist bekannt, daß Clausewitz, der diese Grundlage der Scheidung vorgefunden und angenommen hatte, in seinem Werk „Vom Krieg“ besonders hervorhebt, daß er sich darin „nur mit der Strategie“ beschäftigen und nur insoweit auf die Taktik eingehen werde — „als beide nicht zu trennen seien!“

Trotzdem er nun aber demgemäß den Krieg vor allem auch vom allgemeinsten Standpunkte aus als „Mittel der Politik“ betrachtet, gibt er doch im weiteren Verlaufe seiner Arbeit sehr oft bestimmte Lehren für die „Anwendung der Kriegsmittel in der Strategie“, und als in unseren Tagen Feldherrntaten geschehen sind, welche sich den größten aller Zeiten würdig an die Seite gestellt haben, hat man mit Vorliebe Clausewitz als den großen Lehrer jener großen Schüler bezeichnet!

Damit wird dann aber auch am schlagendsten anerkannt, daß sich selbst aus der Clausewitzschen Betrachtungsweise des Krieges etwas Praktisches für denselben hat lernen lassen!

6. Nun ist aber mit solchen Zugeständnissen keineswegs auch umgekehrt gesagt, daß im Clausewitz-Werk, wie er es hinterlassen, auch alles Wissen und alle Lehre vom Kriege für jede Stelle ein und für

allemal abgeschlossen oder auch nur, daß der Ausgangspunkt Clausewitzscher Betrachtungsweise der allein mögliche, allein zu einem guten Ende führende sein müsse!

Clausewitz selbst sagt: „Das Wissen habe sich nach der Stelle zu richten!“ Gerade seiner Auffassung entspricht es daher am wenigsten, zu glauben und zu predigen, daß, was er für den „Feldherrn“ lehrt, auch für den „Leutnant“ passen müsse!

Wenn auch die Art, wie er, als einer der Ersten, den Kriegsstoff wissenschaftlich behandelt hat, indem er überall auf den Urgrund der Dinge zurückzugehen strebt, maßgebend bleiben müsse für alle Zeiten, so bietet doch dieser Stoff selbst noch genügend viele, nach seinem eigenen Geständnisse von ihm „unbearbeitet (!)“ gelassene Seiten, deren wissenschaftliche Einfügung in die vollendeten Teile nicht ohne Rückwirkung auch auf deren Stellung zum Ganzen bleiben kann!

Und wenn er, wieder als einer der Ersten, auf die hohe Bedeutung der so oft verkannten und namentlich zu seiner Zeit oft schwer mißachteten, „von keinem stehenden Gesetze zu umfassenden“ Faktoren in der Kriegführung verwiesen hat, so hat er selbst damit sicherlich am wenigsten beabsichtigt, daß dem Menschengeist „gesetzlich Greifbare“ als überflüssig aus der Betrachtung des Krieges zu verbannen!

7. Was demnach verlangt werden muß, ist immer nur: der wissenschaftliche Geist im Clausewitzschen Sinne.

Wenn dann auch die Wege, auf denen dieser Geist zutage tritt, weit auseinander zu führen scheinen, in ihrem Endziel müssen sie sich doch immer wieder in der einen Grundwahrheit zusammenfinden!

8. Ein recht augenfälliges Beispiel, daß dem so ist, bildet der auf den ersten Blick so schroff erscheinende Gegensatz, in welchem Clausewitz mit seinem geistreichen Rivalen Jomini über die Frage steht: ob in Taktik oder Strategie die Theorie den größeren Schwierigkeiten begegne?

Clausewitz findet dieselben bekanntlich in der Strategie, Jomini in der Taktik!

Jede dieser Auffassungen kann man heute als berechtigt gelten lassen, es kommt nur auf den Standpunkt an, von welchem aus man diese beiden „Begriffsgruppen" (siehe 4) betrachten will.

Clausewitz sieht „unstreitig in der Theorie der Strategie die größeren Schwierigkeiten, weil die Taktik fast nur ein festgeschlossenes (!) Feld der Tätigkeit habe, indes die Strategie sich nach der Seite des unmittelbar zum Frieden führenden (!) Zwecke in ein unbestimmtes Feld von Möglichkeiten öffne!"

Jomini meint dagegen von der Taktik, sie sei „vielleicht der einzige Teil der Kriegskunst, welchen man unmöglich festen Regeln unterwerfen könne", die er umgekehrt in der Strategie, welche „unter Caesar und Napoleon dieselbe (!) gewesen sei", für sehr möglich hält!

Man sieht: beide Schriftsteller verstehen unter „Strategie" etwas ganz Verschiedenes, und damit verschiebt sich für sie sehr wesentlich nicht nur das Verhältnis zwischen ihr und der „Taktik", sondern auch der Wertbegriff ihrer „Theorie und Praxis".

Die Clausewitzsche Strategie als „Lehre von dem Gebrauch der Gefechte zum (wesentlich politischen!) Kriegszwecke" ist freilich, im Vergleich zur Taktik, als „Lehre von dem (ausschließlich militärischen!) Gebrauch der Streitkräfte im Gefecht" das vielseitigere, darum theoretisch und erst recht für eine praktische Lehre minder greifbare Objekt.

Gegenüber der Jominischen Strategie als der Kunst, „die Massen auf dem Kriegsschauplatze zu leiten", ist aber wieder eine höhere Taktik, deren Sache es ist, „die Schlacht zu gewinnen", und erst recht „die einzelne, wie die vereinte Verwendung der drei Waffen" (in seiner niederen Taktik) der vielseitigere, weil wechselvollere und damit der Lehre unzugänglichere Begriff!

Man erkennt daraus die Notwendigkeit, die Clausewitz betont, „sich über Namen und Begriffe zu verständigen", ehe man darüber streitet.

Dieses Geschäft ist auch jenen großen Lehrmeistern des Krieges gegenüber auszuüben, wird jedenfalls fruchtbringender für ein wahres

Wissen vom Kriege sein als das Bestreben, eine Autorität gegen die andere zu setzen und unter dem Scheine wissenschaftlicher Objektivität doch nur Schlagwort gegen Schlagwort auszuspielen!

Mit etwas gutem Willen wird man dann leicht finden, daß in der langen Reihe aller jener Männer, die es sich Mühe und Arbeit haben kosten lassen, über die Dinge im Kriege nachzudenken, jeder zu seiner Zeit und in seiner Weise etwas für das immer allgemeiner werdende Verständnis der „Theorie des Krieges" geleistet hat und noch heute leisten kann.

9. Wie in jedem menschlichen Tun, so sind auch im Kriege die Dinge, auf die es ankommt, nicht nur überhaupt aus der Natur der zur Verwendung kommenden Mittel heraus einer abstrakten Prüfung fähig, sondern zeitweilig einer solchen auch aus der Art ihrer historischen Entwicklung heraus geradezu bedürftig.

Es folgert sich daraus nicht nur das Recht, sondern schlechthin die Pflicht jeder und namentlich einer an neuen Erfahrungen reichen Zeit, sich selbständig ihr Wissen vom Krieg in neue, zeitgemäßere Formeln zu gießen und über „Namen und Begriffe" sich ihre eigene Rechenschaft abzulegen.

10. Bei solcher Betrachtungsweise werden dann aber immer die rein stofflich-körperlichen (physisch-materiellen bzw. numerischen) von den seelisch-geistigen (moralisch-intellektuellen) Faktoren getrennt werden müssen, obgleich doch keine Gruppe von gleichartigen Teilhandlungen im Kriege sich ohne das Ineinandergreifen beider denken läßt.

So hat auch das Wissen vom Kriege immer diese Doppelseite ins Auge zu fassen, von welcher aber nur die erstere „als reine Lehre" sich unmittelbar an den Verstand wendet, um dann erst mittelbar auf den Charakter einzuwirken.

11. Gesichtspunkte, Grundsätze, Regeln sind nur vom Verstande zu erfassen und umgekehrt können daher auch nur die feststehenden Faktoren des Krieges Gegenstand einer Urteilsbildung sein, neben welcher dann gleich berechtigt, ja angesichts der wechselnden Verhält-

nisse für die praktische Leistungsfähigkeit im Kriege oft noch bedeutungsvoller, die Charakterbildung als Entwicklung der Entschlußfähigkeiten auftritt.

Nur wo beide Eigenschaften in einem der jeweiligen Stelle entsprechenden Gleichgewichte stehen, gelangt das Wissen — zum Können! beim gemeinen Mann nicht minder wie beim Feldherrn.

12. Die Theorie soll den Verstand schärfen, den Willensentschluß erleichtern.

Der ersteren Aufgabe entspricht sie an und für sich als Denktätigkeit; um auch der zweiten Genüge zu tun, muß sie kritisch auftreten und die Resultate ihrer Abstraktion mit der historischen Erfahrung vergleichen, um den richtigen vom falschen Entschluß unterscheiden zu können.

Jede Kritik bedarf, wie schon Clausewitz nachweist, der festen Grundlage einer solchen abstrakten Theorie, deren Anwendung im Einzelfalle sie an den jeweiligen Umständen prüft.

Indem sie sich so vom Wissen zum Können wendet, wird es häufig auch ganz besonders ihres Amtes sein, zu untersuchen, ob und inwieweit jeweilig das Nichtkönnen auf einen Fehler des Verstandes (Wissens bzw. Urteils) oder des Charakters (Willens bzw. Entschlusses) zurückzuführen ist.

Das gilt von der Kritik historischer Ereignisse, wie von der Kritik praktischer Übungen, selbst des Exerzierplatzes!

13. Zwischen Wissen und Können liegt eine persönlich zu überspringende Kluft.

Dieser Sprung muß gewagt werden, und wenn es auch erfahrungsmäßig vorgekommen sein mag, daß der tolldreiste Sprung aus dem Nichtwissen im Kriege zuweilen durch glücklichen Zufall (!) im Können gelandet ist und andererseits feststeht, daß der zaghafte Sprung selbst aus dem Wissen meist mißglückt, so ist doch unbedingt richtig, was Willisen hervorhebt, daß zum wahren Können solcher Sprung „aus dem Wissen und nicht aus dem Nichtwissen heraus“ erfolgen muß.

So ist es wohl Pflicht desjenigen, der springen soll, und das ist im Kriege jeder an seiner Stelle, dafür zu sorgen, daß auch sein Absprung festen Boden unter den Füßen hat.

14. Dieser feste Boden hat sich seit Clausewitz-Jominischen Zeiten entschieden verändert!

Wenn Clausewitz so wenig von dem, was hier Gefechtstaktik, und gar nicht von dem, was hier Kampftaktik genannt ist, spricht und für seine Zwecke zu sprechen braucht, so liegt das vielleicht zum Teil auch mit daran, daß die Taktik als Lehre vom Schlagen durch die großen Kriege seiner Zeit eine so feste Form und Regel angenommen hatte, daß sie jedem seiner Leser in Fleisch und Blut sitzen mußte und er selbst auch nichts daran zu ändern gewußt hätte.

Heutzutage ist gerade auf diesem Felde so vieles neu geworden, daß es bekanntlich recht eigentlich den Tummelplatz der aufeinanderplatzenden Geister bildet.

Wenn andererseits Jomini seine Operationslehre von der Bewegung der Massen auf Caesar und Napoleon stützt, so kann schon der Umstand, daß heutzutage die Eisenbahnen ein bis dahin unbekanntes Element der Bewegungsfähigkeit von Massen in den Krieg eingeführt haben, welches den gegeneinander operierenden Armeen nicht immer unter gleichen Bedingungen zur Verfügung steht, auch seine Lehre nicht unberührt lassen.

In der Taktik, wie sie Clausewitz kannte, in der Strategie, wie sie Jomini auffaßte, sind manche Voraussetzungen von Grund aus geändert; damit verändern sich die Wirkungen und folglich auch muß die Zusammenfassung des Gleichgearteten und die Trennung des Ungleichartigen (siehe 4.), d. h. die Theorie sich neue Wege zu ebnen suchen, ohne doch darum die alten, wo sie noch gangbar sind, zu verwerfen.

15. Der Versuch, wie er hier gemacht ist, aus gleichgearteten Ursachen mit gleichgearteten Wirkungen die Gruppen der einen Kriegshandlung neu zu gliedern und zusammenzufassen, kann betrachtet werden als im großen Ganzen ausgehend:

im „Kampf" von den Eigenschaften der Front,
im „Gefecht" von den Eigenschaften der Flanken,
in der „Schlacht" von den Eigenschaften des Rückens (Basis) gegnerischer Streitkräfte und weiterhin dann von:
ihrer gleichzeitigen Verwendung im „Kampfe" in fester Form (Ordnung),
ihrer rechtzeitigen Verwendung im „Gefecht" am richtigen Ort, und
ihrer verschiedenzeitigen (einleitenden und ausnutzenden) Verwendung für die „Schlacht" im gegebenen Raum.

Es mag ausdrücklich erwähnt werden, daß dieser Versuch aus der Tatsache herausgereift ist, daß in dem Meinungsstreit der Gegenwart über die Gegenmittel, welche der durch die neueren Feuerwaffen so gewaltig gesteigerten Frontstärke einer Truppe gegenüber anzuwenden seien: als einziger Ausweg fast immer — der Flankenangriff hat herhalten müssen!

Aus der Notwendigkeit, sich dieser Begriffsverwirrung zu entwinden und zu dem Ende sich selbst zunächst erst wieder über Namen und Begriffe klar zu werden: ist die Scheidung in „Kampf und Gefecht" entsprungen, an welche die „Schlacht" mit ihrem greifbaren strategischen Inhalt sich dann naturgemäß angliederte.

In allen drei Richtungen ist dann aber auch den vielseitigen Einflüssen der seelischen Faktoren auf die eine Kriegshandlung jedesmal insoweit Rechnung getragen worden, als das in einer reinen Lehre überhaupt möglich ist (siehe 10.).

16. Gestattet einerseits diese neugeartete Formulierung des Wissens vom Kriege genauer als seither die Grenzen zu umschreiben, innerhalb deren die Theorie sich überhaupt zur praktischen Lehre herauswachsen kann, so erleichtert sie andererseits nicht minder den Beweis, daß diese Lehre selbst in die immer freier werdenden Formeln von „Regeln, Grundsätzen und Gesichtspunkten" übergehen muß, um je nach den maßgebenden Umständen daraus das zweckentsprechende Verfahren

doch überall nur als das ureigenste persönliche Produkt des Handelnden selbst hervorgehen zu lassen!

Schon der nur stoffliche Inhalt der drei Gruppen von Kampf, Gefecht und Schlacht führt darauf hin, daß zum einheitlichen Zusammenwirken der Kräfte, wie es das Kriegsziel verlangt:

für den obersten Heerführer und seiner nächsten Unterführer, auch auf verschiedenen Kriegsschauplätzen, es nur der Übereinstimmung in einigen wenigen großen Gesichtspunkten bedarf und ein Mehreres auch nicht möglich ist; daß aber

um dieses selbe Ziel auf dem einen Schlachtfelde zu erreichen, die höheren Truppenführer schon in einem viel bestimmteren Kreis von Grundsätzen sich bewegen müssen, um den Sieg zu gewährleisten, während endlich

die Regeln, nach denen die Anführer ihre Truppe im Kampfe zu führen haben, schlechthin einheitlicher Natur sein müssen, wenn nicht die volle Auflösung die unausbleibliche Folge ihrer selbständigen Versuche sein soll!

Umgekehrt ergeben sich aus solcher Sonderung dann aber auch ganz von selbst die berechtigten und deshalb pflichtmäßigen Momente, wann und wo die eigene Selbständigkeit an jeder Stelle sich den höheren Absichten durchaus unterzuordnen hat, und wann und wo sie zum vollen Einsatz gelangen muß, um durch „Initiative im Gehorsam", wie Hohenlohe schreibt, den vielseitigen Einheitsakt des Krieges zum erfolgreichen Abschluß zu bringen.

17. Erst auf dem Boden einer solchen — irgendwie! — gefesteten Theorie können dann endlich auch jene anderen Hilfsmittel friedenszeitlicher Vorübung auf den Krieg sich wirksam erweisen, welche ausschließlicher als die eigentlichen Truppenübungen der Führerausbildung zu dienen berufen sind, darum aber erst recht nicht ohne Kritik bestehen können.

18. Unter diesen Hilfsmitteln steht mit Recht die im Frieden einzig mögliche Erfahrungslehre der Kriegsgeschichte obenan: freilich in ihrem Werte sehr verschieden nach der Urteilsfähigkeit und Urteilsfreiheit ihrer Autorenschaft!

Jedenfalls ist sie es allein, die uns auch in die anderweit unfaßbaren Faktoren der Geistestätigkeit im Kriege einführen kann, wie sich dieselben in den handelnden Personen abspiegeln, um sich in ihrer Wirkung wieder lediglich an die Person dessen zu richten, der diese Geschichte studiert!

Wer auf diesem ergiebigsten Felde der Belehrung Früchte sucht, muß sich selbst in die geschilderten Verhältnisse hineindenken und hineinleben, denn nur so wirkt die Geschichte durch das Gemüt auf den Willen und nebenbei dann freilich auch durch die Kritik auf den Verstand!

In ihren Abstufungen bis hinab zur Beschreibung der einzelnen Kriegstat ist es denn auch die Kriegsgeschichte allein, aus welcher jene edele Begeisterung und jener berechtigte Ehrgeiz ihre Nahrung schöpfen, ohne deren lebendige Flamme der Krieger nicht zur historisch denkwürdigen Tat durchzudringen vermag!

19. Nur mit den greifbaren Faktoren des Krieges allein hat es dann weiterhin das strategische Kriegsspiel zu tun, das solchergestalt eines der wirksamsten Mittel bietet, sich ein Gesamtbild der technischen Reibungen im Kriege machen zu können, und darum als ein ebenso nützlicher Weg zur praktischen Generalstabsvorbildung, wie als eine gute Verstandesschule für selbständige Führer in der niederstrategischen Seite des Krieges gelten kann.

Ein ähnliches Ziel mit ähnlichen Mitteln, nur im engeren Felde der Taktik, strebt die Generalstabsreise (Übungsritte), weiterhin der sog. applikatorische Unterricht und endlich das taktische Kriegsspiel an, die sämtlich mit gutem Nutzen da einsetzen, wo die rein praktische Führerausbildung ihre natürliche Grenze erreicht hat.

Unzweifelhaft steht fest, daß die Früchte dieser ja noch mehr oder weniger „praktischen" Übungen mit der Autorität des Leitenden (Vortragenden) an Wert gewinnen; aber diese Autorität kann sich auf die Dauer nicht nur auf ihre persönliche Einsicht stützen, und man darf nicht glauben, daß solche Übungen an konkreten Fällen jemals die Grundlage des abstrakten Wissens entbehrlich zu machen vermöchten.

Tatsächlich beruht es auf Illusion, und auch Verdy hebt das her-

vor: wenn namentlich die applikatorische Methode dafür gilt, ohne Theorie bestehen zu können, dann bliebe sie, was sie zum Glück nicht ist, nur lediglich eine „individuelle Beispielssammlung" — das Schlechteste, woran sich halten zu wollen jemand versucht sein könnte!

20. Ohne ordnende Zusammenfassung des Gleichgearteten, d. h. eben kurz: ohne Abstraktion, ist kein menschlich-vernünftiges Tun denkbar.

Auch der Krieg als Vernunftakt bedarf deshalb einer gliedernden und ordnenden Theorie, die, ihre Folgerungen aus der Natur der Dinge im Kriege ziehend und sie an der Erfahrung der Geschichte prüfend, zu einer wirklichen Lehre vom Krieg sich herausarbeiten kann und muß.

Auf je wissenschaftlicherem Wege (siehe 6., Clausewitz!) die Theorie dabei vorgeht, desto höher wird in letzter Instanz ihr praktischer Wert sich gestalten, weil in demselben Maße sie „dem denkenden Geiste dann nur die Hauptlineamente seines Handelns bestimmen", dafür aber „die Meßstangen" niederreißen wird, welche der Mann der bloßen Routine so oft vergeblich bemüht ist, an ihre Stelle setzen oder doch in ihr suchen zu wollen.

21. Gegenüber solcher, aber freilich auch nur solcher, Theorie ist dann keineswegs „alles im Kriege nur Ausnahme!", wie der beliebte Zweifelspruch derer lautet, die sich darüber nicht klar sind, daß so gewiß die Kriegskunst nicht lediglich Wissenschaft ist, die sich an der Hand „berühmter Lehrer erstudieren" läßt, ebenso gewiß sie auch nicht lediglich Handwerk ist, in welchem allein „Übung den Meister machen" könnte!

Wie aber dann solche Theorie auch „das Genie nicht von der Regel ausschließt", was Clausewitz von der falschen Theorie (siehe 2.) sagt, so wird sie andererseits je mehr und mehr dazu mitwirken, daß jeder an seiner Stelle sich zweckentsprechend in ein Getriebe einzufügen lernt, dessen Gesamträderwerk ihm jetzt kein wüstes Chaos von zufälligen Einzelerscheinungen mehr zu sein braucht, denen man nur mit den bekannten „Wenn und aber" beikommen kann und deren einzige Kritik — im Erfolg beschlossen liegt!

Friedrich von Bernhardi (geb. 1849)

Clausewitz über Angriff und Verteidigung[1])

Versuch einer Widerlegung

Die modernen Waffen haben die frontale Defensive außerordentlich verstärkt; die Massen der neuzeitlichen Heere haben die operative Beweglichkeit der Armeen vermindert, und wenn dieser Nachteil auch teilweise durch die verbesserten Verkehrsmittel, Eisenbahnen und Kraftwagen, aufgewogen wird, so können diese Hilfsmittel doch nicht auf jedem Kriegsschauplatz zu voller Verwendung gelangen. Besonders die Kraftwagen, die berufen scheinen, den Verkehr der Truppen mit den Eisenbahnendpunkten zu vermitteln, sind durchaus an gute Straßen gebunden.

Unter diesen Umständen kann die Frage aufgeworfen werden, ob die Vorteile, die der Defensive aus den technischen Errungenschaften der Neuzeit erwachsen sind, nicht so groß sind, daß sie die vorzüglich auf Beweglichkeit und moralischen Faktoren beruhende Überlegenheit des Angriffs aufwiegen oder gar überbieten. Wenn das der Fall wäre, würde man in Zukunft einem verteidigungsweise geführten Krieg unbedingt den Vorzug geben müssen. Ich bin zu der Überzeugung gelangt, daß gerade im modernen Massenkriege die **Offensive** die weitaus überlegene Form des **kriegerischen Verfahrens** ist. Als endgültig entschieden kann diese Streitfrage jedoch nur dann gelten, wenn es gelingt, die größte militärische Autorität zu widerlegen, die sich im entgegengesetzten Sinne ausgesprochen hat und noch heute —

---

1) Beihefte zum Militär-Wochenblatt 1911. Herausgegeben von v. Frobel, Generalmajor a. D. Zwölftes Heft, S. 399—412. Berlin 1911, E. S. Mittler & Sohn. Da Nachdruck verboten, nur im Auszuge gegeben. Der Verfasser ist der berühmte General der Kavallerie z. D., dessen Schriften — vor allem: „Deutschland und der nächste Krieg" — und aggressive Weltanschauung vom feindlichen Auslande mit Unrecht als typisch für gemeindeutsche Denkweise hingestellt zu werden pflegen.

sehr mit Recht — die geistige Führerschaft in der deutschen Armee behauptet.

Clausewitz hat die Verteidigung für die an sich stärkere Form des Kriegführens erklärt und sogar ziemlich scharf die gegenteilige Meinung abgesprochen, die er als eine Begriffsverwirrung oberflächlicher Schriftsteller brandmarkt. Ich habe den Eindruck gewonnen, daß er sich dadurch zu einem Trugschluß hat verleiten lassen, daß die Grundanschauung, von der er ausgeht, nicht ganz einwandfrei gefaßt ist.

Clausewitz legt seiner Beweisführung die Anschauung zugrunde, daß bloße Abwehr überhaupt kein Krieg sei; damit Krieg zustande komme, müsse der in der Abwehr befindliche Verteidiger die Stöße zurückgeben, die er empfängt; die Offensivstöße, deren man sich in der Verteidigung bediene, gehörten mit zum Wesen des Verteidigungskrieges, der ohne sie überhaupt kein Krieg sein würde; als Verteidigungskrieg charakterisiere er sich lediglich dadurch, daß man den Angriff des Gegners abwarte, bevor man wieder stoße, und daß man die Gunst des Geländes ausnutze; dieselbe Anschauung sei auch für das Gefecht maßgebend. Selbst die Kugel, die man dem Angreifer entgegensendet, betrachtet Clausewitz als ein offensives Element. Clausewitz verzichtet also vollkommen darauf, die Vorteile von Angriff und Verteidigung als Kampfform gegeneinander abzuwägen. Er beschränkt sich darauf, offensives und defensives „Kriegführen" miteinander zu vergleichen, was offenbar etwas ganz anderes ist. Aber auch in dieser Beschränkung halte ich die Behauptung von Clausewitz als allgemein gültigen Grundsatz nicht für richtig.

Zunächst kann ich die zugrunde gelegte Voraussetzung nicht gelten lassen, daß der Gegenstoß zum Wesen des Verteidigungskampfes gehöre. Es liegt vielmehr die Vorstellung von einem solchen, der von seiten des Verteidigers rein abwehrend geführt wird, durchaus im Bereich der Möglichkeit. Man kann sich ein Gefecht auch unter modernen Verhältnissen sehr gut vorstellen, bei dem die reine Abwehr in die Erscheinung tritt, bei dem der Verteidiger in rein abwehrender Haltung

seine Waffen lediglich gebraucht, um den Angriff des Gegners abzuweisen, in der Hoffnung, daß jener sich durch die erlittenen Verluste von weiteren Angriffen werde abhalten lassen. In der Feuerabgabe des Verteidigers aber ein Moment der Offensive zu erblicken, widerspricht der Natur der Dinge, denn dem Schießen des Verteidigers liegt keinerlei offensive Absicht zugrunde, sondern lediglich und ausschließlich der Gedanke der Abwehr. Erst durch die Absicht, den Angriff durch das Schießen vorzubereiten, wird die Kugel zu einem Element der Offensive. Sie an und für sich als solches zu betrachten, ist meines Erachtens unzulässig.

Man kann sich auch einen Krieg denken, der von der einen Seite ohne jedes Element der Offensive geführt wird. Clausewitz behauptet zwar, daß eine solche Vorstellung widersinnig sei, den Beweis dafür aber ist er schuldig geblieben. Auch die kriegsgeschichtliche Erfahrung bestätigt meine Auffassung. Es hat häufig Kriege gegeben, die von der einen Seite rein defensiv geführt wurden, so beispielsweise der Feldzug von Torres vedras und in neuerer Zeit der Krieg gegen Dänemark 1864. Die Buren führten wenigstens im ersten Teil des Krieges nach ihrem Einbruch in Natal und Kapland taktisch die reine Abwehr grundsätzlich durch, und auch im ersten Teil des Deutsch-Französischen Krieges verfuhren die Franzosen grundsätzlich defensiv, im Vertrauen auf die überlegene Wirkung des Chassepotfeuers. Ihre späteren Offensivversuche aber können keineswegs als an sich notwendige, im Wesen des Verteidigungskrieges begründete bezeichnet werden. Auch der Festungskrieg beruht ursprünglich auf dem Begriff der reinen Abwehr, des Schutzes gegen feindlichen Angriff, und war doch zu allen Zeiten ein wirklicher Kampf.

Meines Erachtens ist daher der Gegenstoß keineswegs eine logisch notwendige Forderung des Verteidigungskrieges, und alle Schlüsse, die auf solcher Voraussetzung beruhen, müssen als unhaltbar zurückgewiesen werden.

Ebenso angreifbar wie seine Anschauungen vom Wesen des Ver-

teidigungskrieges sind meines Erachtens die Gründe, die Clausewitz beibringt, um die Überlegenheit des so bestimmten defensiven Kriegführens zu beweisen. Er sagt: Zweck der Verteidigung sei Erhalten. Erhalten sei leichter als Gewinnen, schon deswegen sei, gleiche Mittel vorausgesetzt, die Verteidigung leichter als der Angriff. Der Vorteil bestehe darin, daß alle Zeit, die der Angreifer ungenutzt verstreichen lasse, in die Wagschale des Verteidigers falle. Diesem Umstande habe der Preußische Staat im Siebenjährigen Kriege mehr als einmal die Rettung vom Untergange zu verdanken. Hier liegt nun meiner Ansicht nach eine ganze Reihe anfechtbarer Voraussetzungen und Schlüsse vor.

Zunächst muß es wohl schon als nicht ganz streng logisch bezeichnet werden, wenn der Philosoph, während er bisher von der Form des Kriegführens gehandelt hat, hier plötzlich auf die allgemeine Anschauung von Angriff und Verteidigung zurückgreift, innerhalb deren das Kriegführen eine besondere Spezialisierung darstellt, scheinbar um den Begriff des Erhaltens mit der Verteidigung identifizieren zu können. Aber auch an und für sich und nicht bloß beim Kriegführen, ist der Zweck der Verteidigung keineswegs Erhalten. „Erhalten" ist vielmehr ein sekundärer Zweck, bei dem ein Besitz notwendig vorausgesetzt werden muß. Betrachtet man aber die Verteidigung ganz an und für sich, so ist Abwehr ihr ursprünglich einziger Zweck, und die Erfüllung dieses Zweckes kann natürlich nicht eintreten, solange gar kein Angriff stattfindet. Es ist demnach ganz unzulässig, Umstände, die dem Erhalten zugute kommen, der Verteidigung als in ihr begründete Vorteile zuzuschreiben. Noch weniger statthaft aber ist es, wie mir scheinen will, Unterlassungen des Angreifers der Verteidigung als an sich bestehende Vorteile beizumessen. Nicht der Umstand, daß die defensive Kriegführung die stärkere Form der Kriegführung an sich ist, hat in den Fällen, die Clausewitz im Auge hat, den Preußischen Staat gerettet, sondern vielmehr der, daß die Gegner Friedrichs die Vorteile ihrer ungeheuren Überlegenheit und der ihnen zustehenden

Offensive nicht auszunutzen verstanden, obgleich Friedrich der Große sich auf die reine Abwehr beschränkte. Wollte man schließen wie Clausewitz, so könnte man ebensogut sagen, daß alle Fehler, die die Verteidigung möglicherweise mache, an sich bestehende Vorzüge des Angriffs seien, was offenbar unzulässig ist.

Von der allgemeinen Betrachtung über das Wesen der Verteidigung wendet sich Clausewitz nun wieder dem Kriegführen zu und sucht die Vorteile nachzuweisen, die sowohl auf dem Gebiet der Taktik als auch auf dem der Strategie der Verteidigung zufallen.

Bei Annahme im übrigen gleicher Verhältnisse scheinen ihm im Bereiche der Taktik nur noch drei Sachen von entscheidendem Vorteil zu sein: „die Überraschung, der Vorteil der Gegend und der Anfall von mehreren Seiten," und er meint, daß in allen drei Beziehungen die Verteidigung günstiger gestellt sei als der Angriff. Der Angreifer könne zwar mit seiner ganzen Streitmacht überraschend auftreten, der Verteidiger aber könne während des Kampfes selbst immer von neuem überraschen, da er sich verdeckt aufstellen könne, der Angreifer aber bei seinem Anmarsch gesehen werde; ebenso habe zwar der Angreifende eine größere Leichtigkeit einzuschließen und abzuschneiden, als der Verteidiger, weil dieser schon steht, doch beziehe sich dieses Umfassen auch wieder nur auf das Ganze; im Laufe des Gefechts dagegen sei das Umfassen einzelner Teile dem Verteidiger leichter, eben weil er besser überraschen könne. Klar sei endlich, daß der Vorzug des Geländes vorzugsweise dem Verteidiger zugute komme.

Diese Beweisführung rechnet meines Erachtens mit mehr oder weniger willkürlichen Annahmen. Daß der Vorteil des Geländes dem Verteidiger zugute komme, mag unbestritten bleiben, denn der Angreifer muß allemal den Raum, der ihn von seinem Gegner scheidet, als Scheibe überschreiten. In vollem Maße aber kann der Verteidiger diesen Vorteil nur dann ausnutzen, wenn er in der von ihm ausgesuchten Stellung und Front angegriffen wird. Das zu tun aber kann der Angreifer in vielen Fällen vermeiden, wenn er nur die nötige Kühnheit

besitzt, sich gegen Flanke und Rücken des Verteidigers zu wenden, und es bleibt dann diesem letzteren nichts übrig, als das ausgesuchte Kampffeld aufzugeben und sich in dem meistens weniger günstigen Gelände zu schlagen, in dem der Angriff erfolgt. Es kann sogar Fälle geben, bei denen das Gelände den Angreifer in ausgesprochenster Weise begünstigt und dem Verteidiger nachteilig ist. Bei Morgarten machte gerade das Gelände die Verteidigung unmöglich, und ähnliche Fälle kann man sich auch unter modernen Verhältnissen denken.

Daß ferner des Angreifers Anmarsch und Entwicklung stets gesehen werde, ist auf alle Fälle eine willkürliche Annahme. Zahlreiche Beispiele aus der Kriegsgeschichte lassen sich dagegen anführen. Es ist jedenfalls kein an sich gegebener Vorzug der Verteidigung.

Endlich möchte ich doch glauben, daß der Vorteil einer taktischen Überraschung und Umfassung im großen schwerer ins Gewicht fällt als die Umfassungen und Überraschungen einzelner Armeeteile während eines Gefechts, deren überwiegende Möglichkeit Clausewitz dem Verteidiger zuspricht. Es ist jedenfalls sehr viel schwerer, Nachteile auszugleichen, in die die ganze Armee verwickelt ist, als solche, die nur einzelne ihrer Teile episodenhaft berühren.

Im übrigen scheint mir die von Clausewitz in dieser Hinsicht der Verteidigung zugesprochene Überlegenheit an und für sich sehr zweifelhafter Natur zu sein. Der Angreifer greift, wenn er richtig handelt, in der schlechthin entscheidenden Richtung an und erwartet von vornherein hier auch die feindlichen Reserven sachgemäß auftreten zu sehen. Ihr Erscheinen wird ihn also nicht überraschen. Bricht aber der Verteidiger an anderer Stelle selbst überraschend mit seinen Reserven vor, so wird er vielleicht Teilerfolge in sekundärer Richtung und für den Augenblick erzielen; aber auf dem entscheidenden Kampffelde fehlen seine Reserven, und die Gesamtentscheidung fällt dann trotz aller theoretisch gedachten Vorteile gegen ihn. Im Kriege bleiben eben immer die großen Verhältnisse die maßgebenden, und selten wird es gelingen,

durch kleine Mittel den großen Zug der Ereignisse aufzuhalten oder zu wenden. Ebenso verhält es sich mit der Umfassung.

Auf strategischem Gebiet liegen die Verhältnisse etwas anders. Hier kann man meines Erachtens überhaupt Angriff und Verteidigung nicht in der Weise miteinander vergleichen, wie Clausewitz das tut, dem Angriff mit Invasion, Verteidigung mit der des eignen Landes gleichbedeutend ist. Hier können die Bedingungen, unter denen die kriegerische Aktion vor sich geht, so verschieden sein, daß ein einheitlicher Vergleichspunkt fehlt.

Die Verteidigung ist nämlich durchaus nicht immer an das eigene Land gebunden, der Angriff nicht mit Invasion identisch. Es kann auch die Verteidigung in Feindesland, der Angriff im eigenen Lande stattfinden, und während dieser Umstand auf taktischem Gebiete so gut wie gar keine Bedeutung hat, ist er auf strategischem von weitestgehendem Einfluß.

Im ersten Falle kommen alle Vorteile, die der Besitz der Festungen, die Hilfsmittel des eigenen Landes, die Kräfte des Volkskrieges gewähren, dem Verteidiger zugute, während sich der Angreifer im Vorgehen durch die notwendige Besetzung des feindlichen Landes und die Einschließung oder Beobachtung der feindlichen Festungen schwächt. Dagegen verliert hierbei der Verteidiger mit dem aufgegebenen Gebiete einen Teil seiner Hilfsmittel, die nun in gewissem Umfange dem Angreifer zugute kommen. Findet aber der Angriff im eigenen Lande statt, so fallen alle Vorteile, die das eigene Land, eigene noch behauptete Festungen und Volksbewaffnung gewähren, in die Wagschale des Angreifers; außerdem aber verstärkt er sich im Vorgehen, da er keine Besatzungen zurückzulassen braucht und diejenigen der befreiten Festungen an sich heranziehen kann. Der Verteidiger dagegen muß in diesem Falle mit allen den Mächten, die ihm im eigenen Lande hilfreich waren, als mit ebenso vielen Nachteilen rechnen, und er hat dafür nur den einen Vorteil, daß er sich im Zurückgehen durch die Besatzungen des vorher eroberten Gebiets verstärkt. Es liegt auf der Hand, daß in beiden Fällen

angriffsweises und verteidigendes Kriegführen durchaus verschieden beurteilt werden müssen und nicht vom gleichen Gesichtspunkte aus betrachtet werden dürfen. Gemeinsam ist beiden nur der Einfluß des Geländes und der rein formalen operativen Verhältnisse.

Den überwiegenden Vorteil der Gegend spricht Clausewitz auch strategisch unbedingt dem Verteidiger zu, und es soll das auch zugegeben werden, da diesem offenbar die Wahl der strategischen Verteidigungslinie zufällt. Die Möglichkeit des strategischen Überfalls, durch den unter Umständen der ganze Krieg mit einem Schlage beendet werden könne, und die größere Leichtigkeit der operativen Umfassung werden dagegen dem Angreifer als Vorteile zugesprochen. Doch schätzt Clausewitz diese Vorteile merkwürdigerweise nicht sehr hoch ein. Der strategische Überfall, sagt er, setze große Fehler des Verteidigers voraus und sei daher selten möglich, die Umfassung aber biete strategisch keine wesentlichen Vorteile. Wenn nämlich der Angreifer seine Kräfte teile, sei der Verteidiger, der die seinen zusammenhalte, offenbar in der günstigen Lage, mit vereinter Macht über Teilkräfte des Angreifers herzufallen. Zu einer Teilung der Kräfte aber sei er selbst im allgemeinen nicht gezwungen. Was Clausewitz vorträgt, entsprach den Kriegserfahrungen seiner Zeit, kann aber keine Allgemeingültigkeit beanspruchen, da es nicht aus den Wesensbedingungen des Krieges rein abgeleitet ist, sondern schon eine ganze Reihe gegebener äußerer Verhältnisse voraussetzt, und es nicht angeht, aus vorübergehenden Erscheinungen allgemein gültige Gesetze abzuleiten. Die Bedeutung der Verbindungen ist zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden gewesen, und muß das auch der Natur der Dinge nach sein. Anderseits kommt auch der Verteidigung keineswegs an und für sich die Möglichkeit zu, im Gegensatz zum Angriff ihre Kräfte zusammenzuhalten. Schon die Größe dieser Kräfte selbst kann zur Teilung oder wenigstens zur Verteilung auf große Räume zwingen. Wenn aber der Angriff auf verschiedene Linien zu erwarten und die Richtung des Haupt-

angriffs nicht bekannt ist, muß der Verteidiger von vornherein seine Kräfte teilen.

Die Möglichkeit, mit vereinter Kraft über Teilkräfte des Gegners herzufallen, muß daher für den Verteidiger als eine höchst zweifelhafte betrachtet werden, ganz abgesehen davon, daß die Ausnutzung der inneren Linie überhaupt nur bei einem gewissen Verhältnis von Raum und Masse möglich ist.

Dem gegenüber muß, wie mir scheinen will, gerade dem Angriff die größere Möglichkeit zugesprochen werden, seine Hauptkräfte zu einheitlichem Stoß zusammenzuhalten und überraschend mit Überlegenheit aufzutreten. Er kann die Angriffsrichtung wählen und in ihr seine Hauptkräfte versammeln, ohne daß der Gegner die geplante Operation rechtzeitig zu erkunden und seine eigenen Kräfte dementsprechend zu gruppieren vermag. Er muß vielmehr auf verschiedene Hauptangriffsrichtungen gefaßt sein und dementsprechend seine Kräfte teilen. Erfährt er aber schließlich die wirkliche Richtung der feindlichen Versammlung, so verbleibt dem Angreifer doch immer der Vorsprung in Raum und Zeit, den ihm die Initiative gewährte.

So ist das logische Gebäude, das Clausewitz zum Beweise seiner These errichtet hat, meines Erachtens nicht aufrecht zu erhalten.

Immerhin müssen noch zwei Beweismomente widerlegt werden, durch die er seine Ansicht von der Überlegenheit der defensiven Kriegführung endgültig als die richtige erweisen zu können glaubt. Er meint nämlich, die Schwächung, die der Angriff im Vorgehen erfahre, erschöpfe dessen Kräfte derart, daß stets ein Moment eintreten müsse, wo das ursprüngliche Mißverhältnis zwischen den Kräften des Angreifers und des Verteidigers ausgeglichen sei, ja wo der Verteidiger das Übergewicht gewinne, so daß der Angreifer nun seinerseits zur Verteidigung gezwungen sei. Hierin, meint er, läge der Hauptnachteil alles Angriffs, so zwar, daß man bei jedem strategischen Angriffsentwurfe auf diesen Punkt, also auf die Verteidigung, die dem Angriff

notwendig folge, von Hause aus sein Hauptaugenmerk richten müsse. Es ergäbe sich demnach der Schluß, daß, wenn man zur Verteidigung übergeht, sobald man sich als der Schwächere fühlt, diese doch wohl die stärkere Form des Kriegführens sein müsse.

Nun liegt zunächst klar zutage, daß das, was Clausewitz hier vom Angriffe im allgemeinen aussagt, nur für den Invasionskrieg zutrifft, keineswegs aber vom Angriffskriege im eigenen Lande gilt; und zweitens kann man auch beim Invasionskriege dem Satze keine Allgemeingültigkeit zusprechen. Es kann, wenn man wirkliche Kriege ins Auge faßt, Fälle geben, bei denen der Zweck des ganzen Krieges erreicht ist, bevor der von Clausewitz angenommene Augenblick der Schwäche eintritt, oder die anfängliche Überlegenheit kann so groß sein, daß sie überhaupt nicht auszugleichen ist. Logisch und sachlich ist es ferner keineswegs ausgeschlossen, daß — selbst ursprünglich gleiche Kräfte vorausgesetzt — der Verteidiger sich im Zurückgehen in höherem Grade schwächt, nämlich durch Verlust von Truppen, Gebiet, Hilfsmitteln und moralischen Kräften, als der Angreifer im Vorgehen, durch Besatzungen und Marschverluste, welch letztere Clausewitz zu Unrecht beim zurückweichenden Verteidiger gar nicht in Anschlag bringt. Geschlagene Heere schrumpfen im Rückmarsch im allgemeinen sehr viel schneller numerisch zusammen als siegreich vordringende. Endlich kann auch das Kraftaufgebot bei Beginn eines Krieges so groß sein, daß alle Reserven bereits in dieser ersten Kraftanstrengung verbraucht sind, und keine Kräfte mehr im Lande zurückbleiben, um die Verluste einer ersten unglücklichen Hauptentscheidung überhaupt wieder vollwertig auszugleichen.

Aber selbst abgesehen von allen besonderen Verhältnissen hat auch für den Invasionskrieg, den Clausewitz bei seiner Betrachtung im Auge hat, seine Annahme nur dann einen bedingten Wert, wenn man die Verteidigung so auffaßt, wie er das tut, nämlich, indem man das Abwarten des ersten Angriffs als das einzige Merkmal der Verteidigung ansieht und jede Gegenoffensive ihr als integrierenden Teil zurechnet.

Daß man sich die Kriegführung des Verteidigers sehr wohl ohne alle offensiven Elemente denken kann, habe ich schon hervorgehoben, und insofern beruht die Auffassung des Clausewitz überhaupt auf falscher Voraussetzung. Sie ist aber außerdem auch in sich wohl nicht ganz logisch gedacht. Nimmt man nämlich mit Clausewitz an, daß die Verteidigung ohne offensive Elemente nicht denkbar sei, so wird man ganz gewiß zugeben müssen, daß auch der Angriff ohne defensive Elemente unmöglich ist. Er muß die als an sich notwendig angesehenen Gegenstöße des Verteidigers parieren, sie abwehren, und es ist nicht abzusehen, wie er das ohne die Mittel der Verteidigung tun könnte. Es wird sich also dann einem Angriffe mit negativem Zwecke, wie ihn Clausewitz als der Verteidigung eigentümlich ansieht, eine Verteidigung mit positivem Zwecke als an sich notwendiger Bestandteil des Angriffs gegenüberstellen, und es ist nicht abzusehen, warum diese dem Angriff eigentümliche Defensive sich nicht aller Vorteile bedienen sollte, die der Verteidigung an sich zukommen, also auch des Abwartens, bis der günstige Moment zum Gegenangriff gekommen ist. Hiermit aber wird der Clausewitzsche Hauptnachteil der Offensive aufgehoben, daß nämlich der Angreifer fortwährend im Vorgehen bleiben müsse, bis er seine Kräfte so weit erschöpft habe, daß er nunmehr zur Verteidigung gezwungen sei. Er kann, ohne seiner eigensten Natur untreu zu werden, im Vordringen aufhalten, um erst dann wieder zum Stoß vorzugehen, wenn der Gegner ihm dazu die günstige Gelegenheit bietet.

Endlich will ich noch den letzten Einwand zu entkräften versuchen, durch den Clausewitz seine Anschauung zu erhärten sucht. „Wäre", sagt er, „die angreifende Form die stärkere, so gäbe es keinen Grund mehr, die verteidigende je zu gebrauchen, da diese ohnehin den bloß negativen Zweck hat; jedermann müßte also angreifen wollen, und die Verteidigung wäre ein Unding. Umgekehrt aber ist es sehr natürlich, daß man den höheren Zweck mit größeren Opfern erkauft. Wer stark genug zu sein glaubt, sich der schwächeren Form zu bedienen, der

darf den größeren Zweck wählen, wer sich den geringeren Zweck setzt, kann es nur tun, um den Vorteil der stärkeren Form zu genießen." Ich meine, daß sich diese Behauptungen Satz für Satz widerlegen lassen. Daß nämlich vielfach die verteidigende Form des Kriegführens gewählt wird, braucht keineswegs an den Vorteilen zu liegen, die dieser Form an und für sich zukommen, sondern es ergibt sich, ganz abgesehen von aller An-Sich-Bedeutung der Dinge, aus der Verflechtung der menschlichen Verhältnisse überhaupt....

Ich glaube hiermit den für Clausewitz grundlegenden Satz, daß die Verteidigung die stärkere Form des Kriegführens sei, endgültig widerlegt zu haben. Ich gehe sogar noch weiter. Der Umstand, daß Clausewitz sich eine Verteidigung ohne defensive Gegenstöße überhaupt nicht denken kann, daß eine solche Verteidigung für ihn gar nicht unter den Begriff des Krieges fällt, weil Kampf ohne Gegenwirkung von beiden Seiten unmöglich sei, scheint mir gerade das Gegenteil von dem zu beweisen, was Clausewitz beweisen will: nämlich, daß das offensive Verfahren im Kriege dem defensiven überlegen sei. Wenn die Verteidigung ihren Zweck in reiner Abwehr überhaupt nicht erreichen kann, wenn sie, um überhaupt Erfolg zu haben, zu offensiven Mitteln greifen muß, so beweist das in meinen Augen, daß eben nur die Offensive wirkliche Erfolge verspricht, d. h. also die stärkere Form des kriegerischen Handelns ist. Jede reine Abwehr muß mit der Zeit erliegen, und während es in der Theorie eine Verteidigung ohne offensive Elemente sehr wohl geben kann, wird sie in der Wirklichkeit stets mit Unfruchtbarkeit geschlagen sein, eben weil sie sich abwartend verhalten muß und niemals in der Lage ist, die Gunst der Lage durch rasche Kühnheit auszunutzen.

Wenn aber wirklich im Sinne von Clausewitz die Defensive die stärkere Form des Kriegführens wäre, so hätte Friedrich der Große sehr Unrecht gehabt, als er 1757 über Österreich herfiel; dann hätte er vielmehr den ersten Angriffsstoß des Gegners abwarten und die Vorteile des Geländes ausnutzen müssen, bevor er zum Gegenstoß

ausholte. Aber wie alle großen Feldherren war auch er der Ansicht, daß die Offensive der Verteidigung stets überlegen und daher gerade für den numerisch Schwächeren geboten sei. Diese Ansicht muß **auch für uns maßgebend** sein; sie allein geziemt einem Staat, der wie Deutschland rings von Feinden umgeben ist und zugrunde gehen müßte, wenn er die Verteidigung als die stärkere Form des Kriegführens ansehen wollte.

Max Schwarte (geb. 1860)

Zweck und Wesen des Krieges. — Mobilmachung[1])

Zweck des Krieges. Unzählig sind die Definitionen über den Begriff des Krieges und seinen Zweck innerhalb der allgemeinen Weltordnung; philosophische, psychologische, politische, intellektuelle Erörterungen sind zu den verschiedensten Lösungen gelangt, je nach dem Standpunkt, den das Zeitalter und der einzelne Mensch zu ihm einnahmen. In der „Technik des Kriegswesens" kann der Begriff nur unter einem einseitigen, materiell-technischen Gesichtspunkt gefaßt werden als eine Erscheinung des menschlichen Verkehrs in gewalttätigster Form, als ein Streben nach Geltendmachung des eigenen oder nach Abwehr eines fremden Volkswillens unter Einsatz aller eigenen Machtmittel zur Vernichtung der feindlichen. Nicht mehr kann es sich heute, wie wirklich oder vielleicht nur scheinbar früher, um die Befriedigung egoistischer oder dynastischer Interessen eines Herrschers handeln unter Verwendung so starker oder so geringer Kampfmittel, wie er für den erstrebten Zweck aufbringen konnte oder einsetzen mochte. Kriege werden heute nur geführt, um tief innerliche Lebensinteressen ganzer Völker zu erzwingen oder abzuweisen.

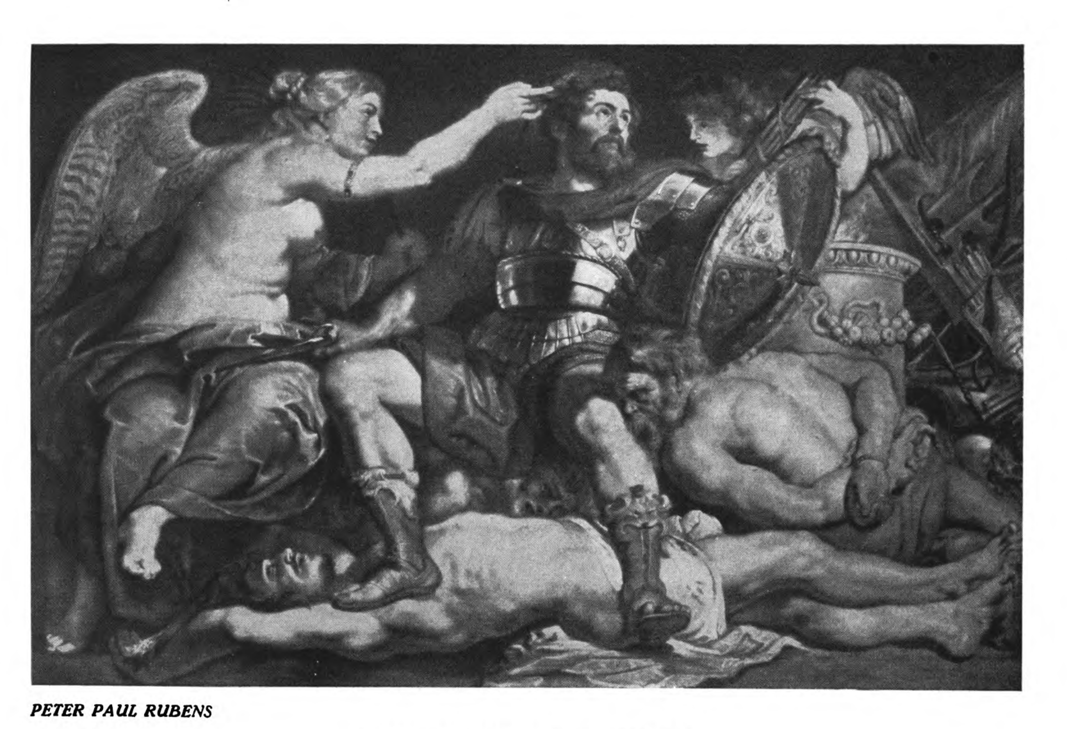
Krieg und Völkerrecht. Um diesen Zweck zu erreichen, bedarf es von beiden einander bekämpfenden Parteien der Gewalt, des Einsatzes und rücksichtslosen Gebrauchs aller Kampfmittel, die ihnen zu Gebote stehen, und der unerbittlichen Vernichtung aller wie auch immer gearteten Kampfmittel des Gegners. Allerdings hat der Zwang der fortschreitenden Kultur bestimmte Schranken für die Art der Kriegs-

---

[1]) Technik des Kriegswesens. Unter Redaktion von M. Schwarte. Bearbeitet von M. Schwarte, O. Poppenberg u. a. (Die Kultur der Gegenwart, herausgeg. von Paul Hinneberg. Vierter Teil: Die technischen Wissenschaften, unter Leitung von W. v. Dyck und O. Kammerer. Zwölfter Band.) 1. Kriegsvorbereitung, Kriegsführung; achter Abschnitt und erster Teil des neunten. Leipzig und Berlin 1913, B. G. Teubner. Mit freundlicher Erlaubnis von Verfasser und Verlag.

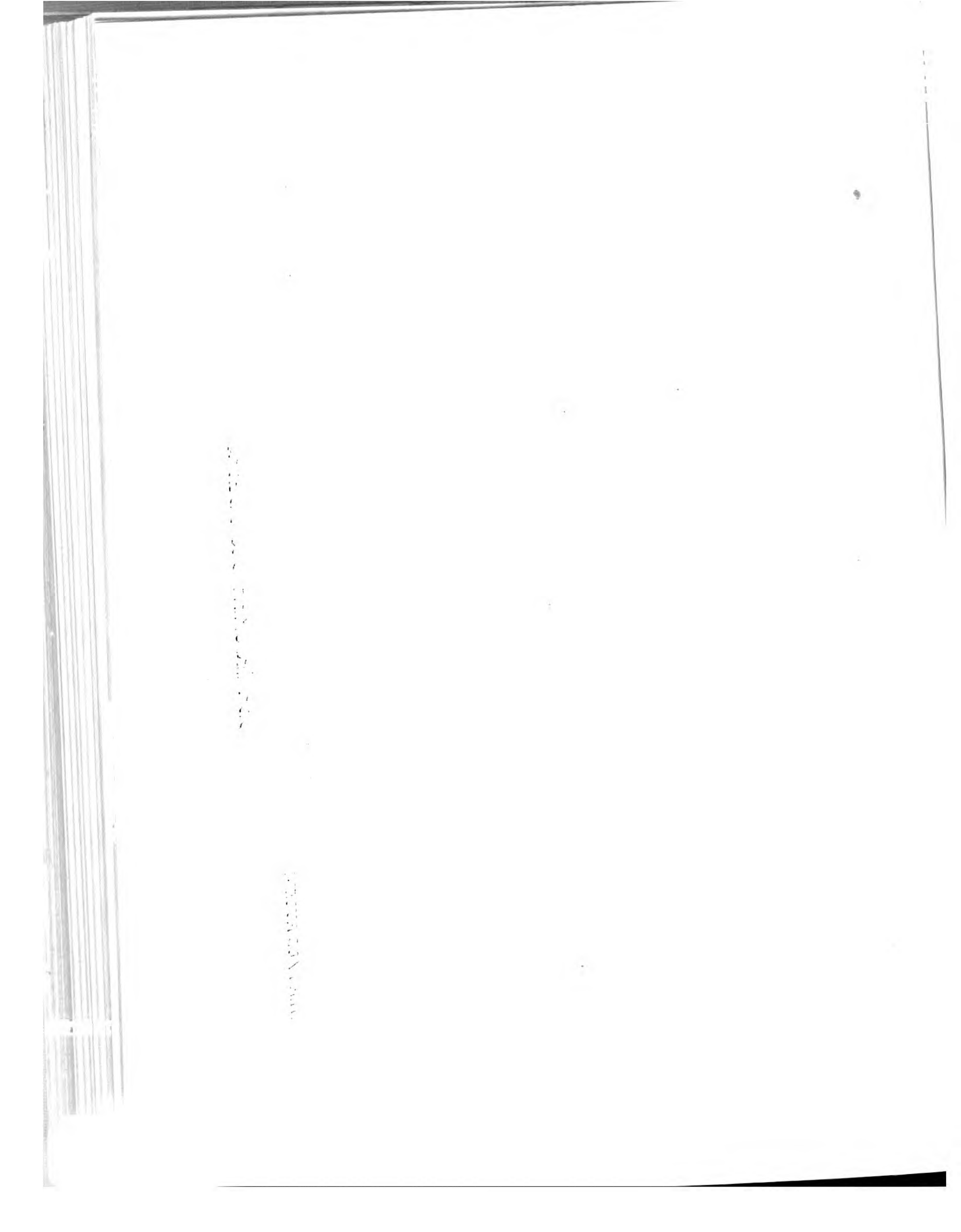
handlungen gesetzt, die — in völkerrechtlichem Übereinkommen aufgestellt — durch gegenseitige Verpflichtung von den Regierungen als bindend anerkannt worden sind. Ihr Inhalt bezweckt vor allem die Beschränkung aller Äußerungen kriegerischer Gewalt auf die Streitkräfte und Kampfmittel des Gegners und das Verbot aller Handlungen, die über den Zweck der Vernichtung der feindlichen Macht hinausgehen, ganz besonders eine Schädigung des Besitzes von Privatpersonen, sofern diese vermeidbar sind; die Mißhandlung oder Tötung verwundeter oder gefangener, also nicht mehr für den Kampf verwendbarer Truppen; Tätlichkeiten gegen die nicht dem feindlichen Heere angehörenden und nicht an den Kämpfen teilnehmenden Teile der Bevölkerung; dafür aber auch das Verbot des Eingreifens der letzteren — ohne Uniform — in die Kampfhandlungen; Unantastbarkeit des Privateigentums der feindlichen Bevölkerung, soweit nicht dessen Heranziehung zur Ernährung des eigenen Heeres notwendig ist; mutwillige Zerstörung der Gebäude, Kunstgegenstände usw., auch wenn diese staatliches Eigentum sind.

Derartige völkerrechtliche, dem Kriegszweck vielfach entgegenstehende Abmachungen haben nur zwischen Staaten hoher Kultur aufgestellt werden können und werden nur bei diesen mit leidlicher Sicherheit innegehalten; auf ihre Beachtung durch halbzivilisierte oder barbarische Völker ist nicht zu rechnen. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß die brutale Not des Krieges, daß oft schon der Zwang, dem Gegner einen entscheidenden Vorteil nicht preiszugeben, eine Verletzung dieser feierlich anerkannten Verpflichtungen auch bei Kulturvölkern herbeiführen wird. Besonders wird der Groll und die Wut des unterliegenden Volkes sich vielfach in Handlungen äußern, die mit ihnen nicht im Einklang stehen, ohne daß dem ein direkt verwerflicher Beweggrund beigemessen werden dürfte. Selbst der Gedanke, daß eine andere, nicht an dem Kriege, wohl aber an jenen völkerrechtlichen Abmachungen beteiligte Macht sich entschließen könnte, zu deren Aufrechterhaltung das Schwert zu ziehen, wird nicht immer daran hindern, sich über die-



PETER PAUL RUBENS

DER TRIUMPH DES SIEGERS



jenigen Leitsätze hinwegzusetzen, die das Gewinnen eines entscheidenden Erfolges zu hindern scheinen. Dem Protest und der Drohung eines bisher am Kriege nicht beteiligten Staates folgt keineswegs immer dessen Eintritt in den Kampf — oder doch nur dann, wenn er durch die Einmischung materielle Vorteile für sich selbst erwartet. Der mit einem Kriege verbundene Einsatz an Gefahr ist zu groß, der Ausgang zu ungewiß, als daß ein Volk sich um rein theoretischer Probleme willen den Fährnissen eines solchen aussetzen sollte. Meist wird die im Ringen überlegene Macht imstande sein, die Beobachtung jener völkerrechtlichen Grundsätze zu erzwingen, da sie zu empfindlichen Repressalien schreiten kann. Allerdings verpflichtet diese Überlegenheit sie selbst zu deren strengster Beobachtung.

Nach allgemein völkerrechtlichen Anschauungen soll der Kriegshandlung eine formelle Kriegserklärung vorangehen. Daß sich Japan 1904 darauf beschränkte, in Petersburg den Abbruch der diplomatischen Beziehungen anzuzeigen und den Kriegsbeginn durch einen kraftvollen Überfall auf die russische Flotte (Kriegsflotte) und den Erfolg einer nur so zu erreichenden, die Wahl des Kriegsschauplatzes allein ermöglichenden Grundlage ankündigte, hat ihm die allseitige Achtung und Anerkennung seiner Energie, aber keinen Protest oder gar einen kriegerischen Einspruch seitens einer dritten Macht wegen der Nichtbeachtung jenes allgemeinen Völkerrechtssatzes eingetragen. — Auch der völkerrechtswidrige Überfall Italiens auf die Türkei gleichzeitig mit Überreichung eines die Abtretung von Tripolis fordernden Ultimatums hat der Türkei keine militärische Unterstützung gebracht.

Die bisher als völkerrechtliche Rücksicht angesehene Gepflogenheit, Festungskommandanten zur Übergabe der Festung mit der Androhung der Beschießung und Belagerung aufzufordern, wird in Zukunft kaum[1]) wiederkehren. In der formellen Ankündigung des Kampfbeginns würde der Verzicht auf das im Festungskampf besonders entscheidende

[1]) Durch Erfahrungen des Weltkrieges 1914/15 widerlegt (Antwerpen hier, Feste Boyen dort, u. a. m.).

Moment der Überraschung liegen und auf die durch sie zu erreichenden moralischen Wirkungen — Vorteile, auf die zu verzichten eine Versündigung gegen das eigene Heer und Volk sein würde.

Diese Beispiele, deren Vermehrung leicht wäre, zeigen, wie die Abmachungen und Anschauungen des Völkerrechts lediglich als der Ausfluß hoher Kulturideale, aufgebaut auf der Voraussetzung der Gegenseitigkeit, einzuschätzen sind, die aber vielfach vor der brutalen Tatsache des Erfolges zusammenbrechen werden. Ehrensache des Überlegenen muß es sein, durch Beachtung jener Grundsätze dem Kriege — soweit das überhaupt möglich ist — einen humanen Charakter zu erhalten.

Krieg und Humanität. Wesen des Krieges. „Soweit das überhaupt möglich" — denn die Begriffe „Krieg" und „Humanität" sind einander direkt entgegengesetzt; die rücksichtsloseste Vernichtung aller feindlichen Streitkräfte und Kampfmittel ist aber, so seltsam das klingt, gleichzeitig die humanste. — Je größer und weiter der Begriff der „Humanität" gefaßt wird, desto schwächlicher muß sich die durch zahllose Rücksichten auf sie eingeengte Kriegsführung gestalten; je schwächlicher die Kriegsführung, desto länger das Ringen, desto schwerer lasten die vom Kriege untrennbaren Folgeerscheinungen auf dem gesamten Leben der kriegführenden Staaten. Nur der rücksichtslose Gebrauch aller Machtmittel[1]) führt zu einer schnellen, entscheidenden Niederwerfung des Gegners und verhindert die Aufstellung neuer Streitkräfte. Ist das erreicht, so muß der Unterliegende den Willen des Gegners anerkennen, seine eigenen Forderungen und damit die Ursachen des Krieges preisgeben. Je schneller ihm diese Erkenntnis aufgezwungen wird, desto geringer werden die beiderseitigen Verluste an Blut und Gut sein, desto kleiner das Maß der bei einem langwährenden Ringen sich dauernd steigernden gegenseitigen Verbitterung, desto früher die Wiederkehr des normalen Zustandes friedlichen Verkehrs und friedlichen Gedeihens.

1) Vgl. die 1915er Verwendung der Zeppeline und namentlich die politisch-militärischen Differenzen über die richtige Führung des Unterseebootskrieges.

Nur wenn sich das Gefühl der Nutzlosigkeit weiteren Widerstandes bei dem unterliegenden Volke zur Überzeugung durchringt, wird es auf die Weiterführung des Kampfes verzichten. Je schneller die entscheidenden Schläge erfolgen, je vernichtender sie sind, desto schwerer wird sich ihr Eindruck geltend machen. Ein langsames Niederringen aber läßt immer noch Hoffnung auf einen Umschwung.

Nur in diesem letzteren Falle kommt es dazu, daß der Sieger erst durch die Besetzung des ganzen feindlichen Landes die Überlegenheit seines Willens geltend macht. Aber ein Krieg bis zum letzten liegt auch selten im Interesse des Siegers. Abgesehen davon, daß auch er dazu seine Kräfte bis zum äußersten anspannen und seine Erfolge unter Umständen dem Einspruch eines Dritten gegenüber preisgeben muß, werden auch für ihn, je länger, je mehr, die Folgen des Krieges sich in tiefstgehender Weise geltend machen und das Verlangen nach der Wiederkehr friedlicher Zustände aufs höchste steigern.

Theoretisch schließt die völlige Unterwerfung des gegnerischen Volkes den Endzweck des Krieges am schärfsten in sich. Auf das Wesen des Krieges, die Erzwingung dieses Endzwecks durch rücksichtslose Anwendung aller Kampf- und Machtmittel, haben die fortschreitende Kultur und jene in ihrem Ergebnis oft zweifelhaften Forderungen der „Humanität" abschwächend gewirkt.

Als letzter Zweck des Krieges ist die Vernichtung aller feindlichen Kampf- und Machtmittel gekennzeichnet. Diese Kampfmittel beschränken sich nicht auf die bei Kriegsausbruch aufgestellten Streitkräfte zu Lande und zu Wasser, wenn sie auch das zunächst wichtigste Kampfobjekt darstellen, dessen Zertrümmerung erste Aufgabe und Vorbedingung für alle anderen ist.

In der nicht ins Heer eingestellten Bevölkerung besitzt fast jedes Land eine Fülle von Menschen, die es, sobald sie ausgerüstet und ausgebildet sind, zur Ergänzung und Vermehrung der ursprünglichen Massen einsetzen kann. Diesen weiteren Widerstand zu verhindern, vermag nur die schnell und ausgedehnte Besetzung des feindlichen

Landes. Wird man auch nicht die Männer in ihren Wohnstätten festhalten können, sobald sie sich ihrem Vaterlande zur Verfügung stellen wollen, so wird man doch dem Gegner alles entziehen, was jene zur Fortführung des Kampfes befähigt: die Zeit und die Mittel zur Aufstellung, Ausbildung, Verpflegung, Bekleidung und Ausstattung mit Waffen und Munition. Dazu gehören auch jene Formationen, die dem Feldheere die Lebens- und Kampfmöglichkeit geben: die Trains und Kolonnen, die ihm Verpflegung, Munition, Ersatz an Waffen, Pferden und Geräte zuführen, die Eisenbahnen, Chausseen und Wasserstraßen, die den Nachschub aus dem Landesinnern dem Kriegsschauplatze nahebringen, die Telegraphen- und Telephonlinien, die den Nachschub anfordern und regeln. Vermag der Angreifer sich in den Besitz der großen staatlichen und privaten Fabriken und Werkstätten zu setzen, auf deren Betrieb — denn improvisieren lassen sich im Ernstfalle solche Anlagen nicht — die Herstellung von Waffen, Munition, Ausrüstung und sanitären Gebrauchsmitteln, also die ganze Kampffähigkeit des Heeres, beruht; vermag er den Verkehr mit dem Auslande zu unterbinden, so daß auch von dort kein Ersatz der fehlenden Kampfmittel zugeführt werden kann; vermag er die öffentlichen Kassen mit Beschlag zu belegen, der Erhebung von Steuern entgegenzutreten und damit auch die Bereitstellung barer Geldmittel zu verhindern; vermag er endlich im Anschluß daran den Kredit des Gegners im Auslande so zu schwächen, daß ihm von dort Geldmittel überhaupt nicht oder doch nur unter unerträglichen Bedingungen gewährt werden — so muß der Widerstand selbst dann zusammenbrechen, wenn ihm auch Menschenkräfte in ausreichendem Maße zur Verfügung stehen.

Diese Vernichtung aller personellen und materiellen Kampfmittel führt gleichzeitig zur Erschütterung der moralischen und seelischen Kräfte in Heer und Volk. Je schwerer, vernichtender die Schläge erfolgen, je größer und überraschender die Niederlage, je rücksichtsloser und schneller die Ausbeutung des Erfolges, desto gewaltiger ist der Eindruck auf die Volksseele, desto schneller erlischt die Hoffnung auf die Möglichkeit

weiteren Widerstandes. Oft geht in solchen Fällen der materiellen Niederlage, d. h. der Vernichtung jener Kampfmittel, die moralische, psychische Niederlage voraus und führt die Unterwerfung unter des Siegers Willen herbei, noch bevor die Widerstandskraft völlig erschöpft ist.

So kennzeichnet sich der Zweck des Krieges im technischen Sinne als das Streben nach der Vernichtung aller Streitkräfte und Streitmittel des Gegners unter Einsatz der gesamten eigenen Kampfmittel; das Wesen des Krieges als ein Erstreben dieses Ziels unter Ausschaltung aller Rücksichten, die sein schnelles Gewinnen verzögern könnten, und unter Aufbietung rücksichtslosester Energie in der Niederwerfung der Streitkräfte, der Vernichtung der Streitmittel und der Zerrüttung aller moralischen Kräfte.

* * *

Politische Spannung der Vorläufer der Mobilmachung. Jahrzehnte des Friedens folgten einander; Differenzen der Völker entstanden und wurden durch Schiedsgerichte, Verträge oder diplomatisches Geschick geschlichtet — sie ließen die großen Lebensinteressen der Völker unberührt —, bis über Nacht ein neuer Streitfall tiefgehenden Einfluß auf die Entwicklungsmöglichkeiten eines Landes zu gewinnen scheint. Noch läuft die einen Ausweg suchende Arbeit der Diplomaten; aber die politische Spannung nicht nur der Staatslenker, sondern auch der Völker wächst; jeder Augenblick kann zu feindseligen Handlungen führen. Gerüchte über Kriegsvorbereitungen durchlaufen die Welt und steigern die Unsicherheit bis zur Unerträglichkeit. Da fürchtet die Regierung des einen Staates, vielleicht unvorbereitet den Kampf mit dem besser vorbereiteten Gegner aufnehmen zu müssen — sie beginnt, sich gegen die drohenden Ereignisse zu sichern. Sofort löst dieser Schritt die gleichen Maßnahmen in erhöhtem Umfange beim Gegner aus. Und nun erscheinen jene ersten unbedeutenden Schritte wieder als ungenügend: die volle Vorbereitung, die Mobilmachung wird befohlen.

Mobilmachungsbefehl. Der Mobilmachungsbefehl fliegt hinaus: ein erschütternder Schlag zuckt durch das ganze Volk, der alle Lebensregungen verwirrt. Die normale Tätigkeit hört auf; nicht vorübergehende seelische Erregungen, sondern das Gefühl eines bevorstehenden Ungeheuerlichen zwingen das Volksleben, momentan stillzustehen; auch rein technische, militärische Notwendigkeiten fordern einen solchen Umschwung.

Für jeden, der die Waffen ins Feld tragen soll, ist die Mobilmachung der vorläufige, vielleicht der endgültige Abschluß seines bisherigen Schaffens und Wirkens. Diesen Abschluß in kürzester Frist — auch für den Fall der Nichtwiederkehr — für die Zurückbleibenden, für Weib und Kind, erträglich zu gestalten: für diese rein menschliche Sorge werden nur Stunden, oft nur Minuten übrig bleiben.

Nur kurze Frist gehört der Mann noch sich selbst und seiner Familie; eine Minute stockt das gewohnte Leben, um in anderer Form und in überwältigendem Tempo wieder einzusetzen. Aus der Familie tritt der Mann ins Heer, oft ein geringes, oft ein unentbehrliches Glied in dem gewaltigen Organismus, der langsam sich zu regen beginnt, bis er schneller und schneller in eine das ganze Volk beanspruchende, alles mit sich reißende Bewegung gerät. Nicht Zehntausende, Hunderttausende, sondern Millionen geraten in Erregung, ungeregelt erst dem Anschein nach sich kreuzend, hier sich sammelnd, dort wieder auseinanderziehend und doch schon jetzt ohne gegenseitige Störungen sich ausweichend, allmählich auch dem Laienauge erkennbar in klaren, scharf gerichteten Bahnen zusammenströmend und dann in gewaltigen, unabsehbaren Transporten der Grenze zuflutend: ein riesengroßer, in unwiderstehlicher Gewalt über alles übrige Leben hinweg sich vorschiebender Heerbann.

* * *

Theodor Fontane hat uns in seinem Buch über den Krieg gegen Frankreich ein Zeugnis vom Jahre 1870 erhalten; die überwältigende

Wirkung, die von dem gesamten, waffengerüstet aufstehenden Volk auf die Zeitgenossen ausgeübt worden ist, kommt da zum Ausdruck. Das Zeugnis entstammt einer vielgelesenen österreichischen Zeitung. Märchenhaft müsse, heißt es da, anderen die Erscheinung vorkommen, jedem Deutschen aber ein Gefühl von Stolz und Staunen geben. Ein Befehl des einzigen Mannes, der solche Zaubermacht über Millionen habe, und im Nu werde ihm gehorsamt. „Man schlägt die Bücher auf, setzt die Namen auf die Briefe und schickt sie an ihre Adressen. Ein Tag, dann stellt der Bauer den Pflug beiseite, der Kaufmann schließt seinen Laden, der Handwerker verabschiedet sich von seinem Meister, der Beamte macht seine Bücher zu. Wer Weib und Kind hat, gibt ihnen den Scheidekuß. Noch einen Tag, dann ist der Bauer, der Kaufmann, der Handwerker, der Beamte Soldat, fix und fertig neu equipiert, einer gleich dem anderen, ein Atom in dieser furchtbaren Heeresmacht, die auf ein Wort den Arm hebt, auf ein anderes ihn niederfahren läßt. Und nirgends Murren, Widerstand oder Trauer. Es muß eine sittliche Macht in diesem Aufgebot liegen, daß sie die Massen also zu bändigen, mit einem Geist zu erfüllen vermag, der sie mit Hurra und mit Gesang in den Tod der Schlacht treibt. Nirgends in der Welt, wohl darf man es sagen, gibt es etwas Ähnliches an Großartigkeit der äußeren Erscheinung wie des inneren Gehaltes."

Albert Zorn (geb. 1876)

Verbotene Geschosse[1])

Die dritte Deklaration geht von dem Gedanken aus, daß alles zu verwerfen sei, was in überflüssiger und durch den Kriegszweck nicht gerechtfertigter Weise die Schmerzen vergrößere; sie stellt sich somit als eine mit dem Grundgedanken der Petersburger Konvention harmonierende, den Zeitverhältnissen entsprechende Umgestaltung derselben dar, um so mehr, als sie sich auch auf Infanteriegewehre bezieht.

Gegenstand derselben sind speziell Infanteriegeschosse (balles), „qui s'épanouissent ou s'aplatissent dans le corps humain", wie es in der Deklaration heißt, d. h. Geschosse aus weichem Metall oder aus Hartmetall, aber von einem sie nicht vollständig bedeckenden Mantel dieser Art umgeben.

Auf die damals noch allgemein üblichen Geschosse ohne Mantel wurde schon in Brüssel 1874 die Aufmerksamkeit der Konferenz durch den damaligen schwedischen Delegierten Oberstleutnant Staaff gelenkt, der bei der Beratung des § 13 litt. E. des russischen Projektes im Auftrag seiner Regierung die Anfrage stellte, ob es nicht zweckmäßig sei, die Weichbleigeschosse (balles de plomb mou) unter die Kampfmittel zu rechnen, die unnötige Schmerzen verursachten. Von dem deutschen Delegierten, General v. Voigts-Rhetz, wurde darauf entgegnet, daß man sich in Deutschland bereits mit dieser Frage beschäftige, daß aber die bis jetzt angestellten Versuche noch nicht genügend seien, um ein end-

---

[1]) Kriegsmittel und Kriegführung im Landkriege nach den Bestimmungen der Haager Konferenz 1899. Inaugural-Dissertation von Albert Zorn. Regierungs-Referendar, Königsberg i. Pr., 1902. Ostpreußische Druckerei und Verlagsanstalt. Für eingehendere Studien zu empfehlen das umfassendere Werk des Verfassers, derzeit Regierungsrates und Hauptmanns: „Das Kriegsrecht zu Lande" (Berlin, Heymann, 1905). Die Dissertation, der wir mit freundlicher Erlaubnis Dr. Zorns die obenstehenden Abschnitte entnommen haben, bildet nur einen (gekürzten) Teil des Buches.

gültiges Urteil zu fällen. Weitere Verhandlungen fanden dann hierüber nicht mehr statt.

Inzwischen ist dann von allen Kulturstaaten, um die Triebkraft der neuen Pulversorten voll auszunützen, das Geschoß mit festem, unveränderlichem Metallmantel eingeführt worden, der demselben eine größere Durchschlagskraft verlieh und zugleich, wie schon erwähnt, den weitestgehenden Forderungen der Humanität entsprach.

Da tauchte plötzlich die Kunde von einem neuen furchtbaren Geschoß auf, das in England erfunden worden sei und unter dem Namen Dum-Dum von diesem Staate in seinen Kriegen mit den wilden Völkerstämmen in Indien und im Sudan angewandt werde. Die Wirkungen desselben sollten geradezu grauenerregend sein und die Verletzungen infolge des Zerreißens der Muskelpartien an der getroffenen Stelle derartig schwer, daß in den meisten Fällen an eine Heilung nicht zu denken sei. Wenn auch anfänglich vielleicht die in die Welt dringenden Gerüchte hierüber übertrieben waren, so erkannte man doch, aufgeklärt durch die in dieser Beziehung äußerst wertvollen Experimente, die Professor v. Bruns in Tübingen[1]) mit derartigen Geschossen an Menschen- und Tierleichen anstellte, daß man es hier mit einer Erfindung zu tun hatte, die bezüglich der Schwere der durch sie verursachten Verwundungen alles andere weit übertraf.

Interessant ist die Entstehungsgeschichte dieses Geschosses. In den Kämpfen mit den indischen Eingeborenen hatten die englischen Soldaten mehrfach die Erfahrung gemacht, daß die von dem kleinkalibrigen Geschoß ihrer Gewehre getroffenen Feinde nicht kampfunfähig wurden, sondern ruhig weiter stürmten[2]). Sie kamen deshalb auf den Gedanken, die Spitze des harten Mantels bis auf den Bleikern abzufeilen, um auf

---

[1]) Über die Wirkung der Bleispitzengeschosse („Dumdumgeschosse") in den Beiträgen zur klinischen Chirurgie, Band XXI, Heft III, S. 825f.

[2]) Nach den Angaben des englischen Delegierten im Haag, Generals Ardagh, soll ein von fünf Schüssen durchbohrter Inder noch imstande gewesen sein, zu Fuß ein beträchtlich vom Kampfplatz entferntes Hospital zu erreichen!

diese Weise eine wirksamere Waffe zu erhalten, was ihnen auch vollständig gelang. Dieses Verfahren wurde von der englischen Regierung akzeptiert und es wurden zuerst in einem Arsenal in der Nähe von Kalkutta, das den Namen Dum-Dum führt, später auch in Woolwich in großem Maßstabe derartige Geschosse hergestellt.

Bei der Beratung über diese Deklaration hatte General Ardagh mit vielem Eifer und großer Beredsamkeit die verhaßten Geschosse verteidigt. Er hatte ausgeführt, daß die Dumdumgeschosse durchaus nichts besonders Grausames seien. Seiner Ansicht nach müsse ein Gewehrschuß, der einen Mann trifft, denselben außer Gefecht setzen; da dieses aber nach mehrfachen Wahrnehmungen bei dem jetzigen englischen Armeegewehr nicht der Fall sei, so habe man zu diesem Mittel gegriffen, um einen „choc plus prononcé" hervorzubringen, der die erforderliche Wirkung habe. Bei dem Geschoß bleibe nur ein ganz kleines Stück des Bleikerns unbedeckt, und das genüge, um eine geringfügige Zerteilung der Spitze herbeizuführen[1]); keineswegs sei es aber darauf berechnet, überflüssige Schmerzen zu erzeugen.

Der ganze Haß gegen dieses Geschoß stamme von dem deutschen Dum-Dum her, das von Professor v. Bruns zu seinen Experimenten verwendet worden sei; dieses aber sei nach Konstruktion und Wirkung von dem englischen gänzlich verschieden, und nur diese „balle de Tübingen" erzeuge so grauenerregende Wunden, hinsichtlich des englischen Dum-Dum sei hierfür nicht der geringste Beweis erbracht.

Gegen diese letzte Äußerung erhob jedoch v. Schwarzhoff sofort Einspruch, um, wie er ausdrücklich erklärte, jeder „Legendenbildung" bezüglich einer „balle de Tübingen" vorzubeugen, von der schon allenthalben die Rede sei. In Tübingen bestehe weder eine Gewehrfabrik,

---

[1]) Über das Unwahre dieser Behauptung vgl. die bei v. Bruns angeführten Bemerkungen der englischen Chirurgen Hamilton und Davis, von denen speziell der letztere sich über die Wirkung dieser Geschosse dahin äußerte, daß beim Eindringen in den menschlichen Körper „sich der Bleikern pilzförmig staucht oder zerspritzt und wahrhaft grausame Wunden erzeugt, so daß die Geschosse in einem europäischen Kriege höchstwahrscheinlich verboten würden".

noch habe dort jemals eine solche bestanden. Die Versuche von v. Bruns seien rein privater Natur. Was für Geschosse v. Bruns verwendet habe, wisse er (v. Schwarzhoff) nicht, jedenfalls sei dies nicht das deutsche Armeegeschoß; man habe bis jetzt auch nicht im entferntesten daran gedacht, in der deutschen Armee ein Geschoß einzuführen, dessen Kern nicht ganz von dem Mantel bedeckt sei.

Nach längeren Beratungen, in denen namentlich der russische Delegierte, Oberst Gilinsky, unter eingehender sachgemäßer Begründung für das Verbot der Dumdumgeschosse eintrat, hatte die Kommission die von Rußland vorgeschlagene Fassung mit einigen geringfügigen Änderungen angenommen und der Konferenz vorgelegt. In derselben wurde dann noch von Amerika die Erklärung abgegeben, daß es nicht in der Lage sei, die Deklaration anzunehmen. Ganz abgesehen davon, daß es stets mißlich sei, ein Prinzip durch Auflösung in einzelne Details festzulegen, sei für die angebliche Grausamkeit der in Rede stehenden Geschosse nur der Beweis durch die Versuche v. Bruns' erbracht, deren Unzuverlässigkeit in einer für die amerikanische Regierung genügenden Weise schon der englische Gesandte dargetan habe. Im übrigen stehe eben doch die Tatsache fest, daß unter Umständen das jetzt übliche Vollmantelgeschoß seinem Zweck nicht genüge.

Gegen die Stimme Englands und Amerikas wurde dann folgender Text angenommen:

Die vertragschließenden Mächte unterwerfen sich gegenseitig dem Verbote, Geschosse zu verwenden, die sich leicht im menschlichen Körper ausdehnen oder platt drücken, wie die Geschosse mit hartem Mantel, der den Kern nicht ganz bedeckt oder mit Einschnitten versehen ist.

Crozier machte dann noch auf einige Möglichkeiten aufmerksam, mit denen man die Bestimmung der Deklaration werde umgehen können: einmal 1. dadurch, daß man den harten Mantel so dünn mache, daß er keine Wirkung mehr habe; dann aber auch 2. durch Herstellung eines Geschosses, dessen Spitze sich bei ihrem Eintritt in den Körper leicht in irgendeiner Art und Weise dreht, dergestalt, daß sie eine ganz

kurze Rotationsbewegung um die Geschoßachse hervorruft und 3. durch Herstellung eines Geschosses von derart originaler Form, daß es gräßliche Wunden erzeugt, ohne seine Form zu verändern.

Was zunächst die zweite dieser Möglichkeiten anlangt, so kann ich hierin etwas besonders Gefährliches überhaupt nicht finden — um so weniger, als Crozier hier selbst hinzufügt: „c'est un fait très connu qu'il est facile de donner ce mouvement à une balle d'arme rayée"; die Verwirklichung der dritten Möglichkeit kann zunächst ruhig abgewartet werden.

Wichtiger dagegen ist der erste Punkt, die Möglichkeit, den Geschoßmantel derartig dünn zu machen, daß er keine Wirkung mehr äußern kann, was Crozier mit der Deklaration für vereinbar hält. Demgegenüber ist mit allem Nachdruck zu konstatieren, daß ein derartiges Verfahren nach derselben ebenfalls verboten ist; es ist ohne Einschränkung die Verwendung von Geschossen untersagt, die sich im menschlichen Körper leicht ausdehnen oder abplatten; das aber würde bei einem nicht genügend starken Mantel beim Auftreffen der Fall sein.

Inzwischen hat die englische Regierung die Dumdumgeschosse, zu deren endgültiger Einführung es nach den Mitteilungen von v. Bruns überhaupt nicht gekommen zu sein scheint, weil die ballistischen Leistungen derselben sich als nicht genügend erwiesen, wieder abgeschafft und statt derselben im Jahre 1898 ein neues Geschoß, offiziell „mark IV. ballet" genannt, dem v. Bruns die Bezeichnung „Hohlspitzengeschoß" gegeben hat[1]). Die Versuche sind diesmal mit dem Originalgewehr und mit Originalpatronen unternommen, so daß nach dieser Richtung hin die Resultate völlig einwandfrei sind.

Nach den Angaben von v. Bruns besteht das Geschoß aus einem Bleikern mit Nickelmantel und enthält an seinem konischen Ende einen durch Einstanzen hergestellten zylindrischen Hohlraum von 2 mm Weite

[1]) Genaueres über Konstruktion und Wirkung dieser Geschosse in dessen sehr ausführlichem und genauem Aufsatze „Über die Wirkung der neuesten englischen Armeegeschosse M. IV (Hohlspitzengeschosse)", Tübingen 1899.

und 9 mm Länge. Beabsichtigt ist mit dieser Einrichtung, das Geschoß beim Auftreffen zum Platzen zu bringen, so daß es sich nach hinten zerteilt und stecken bleibt. Die ballistischen Leistungen im Vergleich zum Vollmantelgeschoß sind dieselben.

Was das Verhalten dieser Geschosse beim Auftreffen, bzw. Eindringen in den menschlichen Körper betrifft, so kommt v. Bruns zu dem Resultate, daß das Hohlspitzengeschoß sich bei Nahschüssen außerordentlich leicht deformiert, und daß speziell bei Schüssen in flüssige und feuchte Körper das ganze Geschoß, Mantel und Kern, in kleine und kleinste Fragmente zertrümmert ist. Gegen die Bleispitzengeschosse besteht der Unterschied darin, daß die Hohlspitzengeschosse in festen Stoffen eine geringere, dagegen in Flüssigkeiten eine ungleich stärkere Deformierung erleiden als die Bleispitzengeschosse. Diese Erscheinung erklärt sich daraus, daß bei den Hohlspitzengeschossen im ersten Falle die Versteifung der Spitze durch den umgebordelten Mantel zur Geltung kommt, während im zweiten Falle im Momente des Auftreffens die in der Höhlung abgesperrte Luftsäule und die eindringende Flüssigkeit einem so hohen Drucke ausgesetzt werden, daß das Geschoß explodiert.

Diesen Erscheinungen entspricht eine den Verwendungen der Bleispitzengeschosse ähnliche Wirkung. Zunächst ist infolge der Deformierung die Durchschlagskraft wesentlich geringer — etwa ein Drittel der Leistung des Vollmantelgeschosses, sodann aber sind auch die Wunden auf die nächsten Entfernungen (25—50 m) bei Weichteil- und Knochenschüssen fast so schwer wie bei den Bleispitzengeschossen; „in den mit Flüssigkeit gefüllten Hohlorganen ist aber die Wirkung eine so enorm starke, wie sie bisher kaum beobachtet ist". Auch auf Entfernungen von 200—400 m sind die Verwundungen durch Hohlspitzengeschosse schwerer als durch Vollmantelgeschosse, und erst auf 600 m Entfernung und darüber beginnen sich die Wirkungen auszugleichen. Innerhalb dieser Grenzen aber stellt sich die Wirkung auch dieser Geschosse im menschlichen Körper als eine ganz ausgesprochene Spreng- oder, wie v. Bruns sie direkt nennt, Explosivwirkung dar.

Aus diesen Beobachtungen ergibt sich, daß auch die Hohlspitzengeschosse in fast genau der gleichen Weise wirken, wie die Dumdumgeschosse, nämlich dadurch, daß sie sich infolge ihrer Konstruktion im Körper deformieren und Wunden verursachen, deren Schwere über jeden Kriegszweck hinausgeht.

Die Dumdumgeschosse sind nach der Deklaration direkt verboten; das gleiche muß für die Hohlspitzengeschosse gelten, denn ganz abgesehen davon, daß dieselben ihrer Konstruktion nach ohne weiteres als Geschosse angesehen werden können, „dont l'enveloppe ne couvrirait pas entièrement le noyau ou serait pourvue d'incisions", ist für sie jedenfalls durch absolut einwandfreie Beobachtungen festgestellt, daß auch diese Geschosse zu denjenigen gehören, „qui s'épanouissent ou s'aplatissent facilement dans le corps humain". Damit ist aber zugleich festgestellt, daß sie dem Verbote der Deklaration ebenfalls unterliegen. Denn aus dem Wortlaute derselben ergibt sich einmal, daß unter die Deklaration nur die Geschosse fallen, bei denen die erwähnte Formveränderung das Reguläre ist (qui s'épanouissent ou s'aplatissent facilement), die also ihrer Konstruktion nach darauf berechnet sind, eine Formveränderung zu erleiden.

Des weiteren ist festzustellen, daß die Erwähnung der beiden, von der Deklaration noch besonders genannten Geschoßarten lediglich exemplifikativer Natur sein kann und keineswegs den Zweck hat, nur diese beiden Arten von Geschossen zu untersagen. Dies folgt einmal aus dem französischen Texte der Deklaration, in welchem diese beiden Arten mit der Wendung „telles que ..." der eigentlichen Bestimmung angefügt werden und somit nur als Beispiele aufzufassen sind, sodann aber auch daraus, daß der Vordersatz, „qui s'épanouissent ou s'aplatissent" überhaupt unnötig gewesen wäre, wenn es sich nur darum gehandelt hätte, diese beiden Arten von Geschossen zu untersagen; dazu hätte der Nachsatz allein genügt. Der Zusatz erklärt sich vielmehr daraus, daß die Konferenz die ganz bewußte und bestimmte Absicht hatte, mit dieser Deklaration speziell die Dumdumgeschosse

zu treffen, und deshalb, um ganz sicher zu gehen, noch diese Konstruktionsart ausdrücklich erwähnte: eine Beschränkung des Verbots der Deklaration auf diese beiden Arten von Geschossen kann hierin nicht gefunden werden.

Es ist mithin in dieser Deklaration das ganz bestimmte Verbot ausgesprochen, irgendwelche Geschosse zu verwenden, die derartig konstruiert sind, daß sie bei ihrem Eintritt in den menschlichen Körper einer Formveränderung unterliegen müssen; danach ist auch das von Crozier als möglich bezeichnete Verfahren einer so weit gehenden Verdünnung des harten Mantels, daß derselbe wirkungslos wird, ebenso wie die Verwendung der erwähnten englischen Armeegeschosse M. IV als unzulässig zu betrachten.

Mit dieser Deklaration ist, wie schon erwähnt, eine wichtige und bedeutsame Erweiterung des Gedankens der Petersburger Konvention und zugleich des Verbotes derselben durchgeführt worden. Beide Vorschriften beziehen sich auf denselben Gegenstand, auf Geschosse für das Infanteriegewehr, beide verfolgen den gleichen Zweck, ein Hervorrufen von Sprengwirkungen im menschlichen Körper zu untersagen.

Daß auch die Wirkungen der durch die Deklaration verbotenen Geschosse sich als solche Sprengwirkungen darstellen, dafür bietet die Tatsache, daß die durch das Chassepotgewehr im Kriege 1870/71 hervorgerufenen Verwundungen von deutschen Ärzten direkt als Verwundungen von Explosivgeschossen bezeichnet wurden und die Franzosen in den Verruf einer völkerrechtswidrigen Anwendung dieses verpönten Kriegsmittels brachten, einen interessanten Beleg. Tatsächlich sind dieselben, wie v. Bruns ausführt, darauf zurückzuführen, daß das französische Gewehr schon damals mit verhältnismäßig sehr hoher Anfangsgeschwindigkeit und trotzdem nur einem Weichbleigeschosse arbeitete, dessen durch die Gewalt des Auftreffens erzeugte Deformierung diese merkwürdige Wirkung hervorrief. Ausschlaggebend sind in dieser Beziehung jedenfalls die für unsere Kenntnis von der Wirkung der modernen Feuerwaffen so ungeheuer wichtigen und wertvollen Versuche von

v. Bruns, der geradezu von „Explosivwirkung" oder „Sprengwirkung" und deren Folgen bei der Verwendung der nunmehr durch die Deklaration verbotenen Geschosse redet.

Die Erkenntnis der damaligen Zeit, daß ein derartiges Verfahren eine unnütze Grausamkeit enthalte, gilt heute noch genau in demselben Maße, und es dürfen demgemäß Vorrichtungen, die Sprengwirkungen hervorzurufen bestimmt sind, nur insoweit in Anwendung gebracht werden, als sich der Explosionsprozeß außerhalb des menschlichen Körpers vollzieht.



PETER PAUL RUBENS

DIE SCHRECKEN DES KRIEGES

Dritter Teil

Schilderungen kriegerischer Vorgänge

Johann Wolfgang Goethe (1749—1832)

Campagne in Frankreich 1792[1])

„In der Mitte des Sommers ward ich abermals [das erstemal: 1790 nach Breslau] ins Feld berufen, diesmal zu ernsteren Szenen. Ich eilte über Frankfurt, Mainz, Trier und Luxemburg nach Longwy, welches ich den 28. August schon eingenommen fand; von da zog ich mit bis Valmy, sowie auch zurück bis Trier; sodann, um die unendliche Verwirrung der Heerstraße zu vermeiden, die Mosel herab nach Koblenz. Mancherlei Naturerfahrungen schlangen sich für den Aufmerksamen durch die bewegten Kriegsereignisse."
Annalen. 1792.

Den 23. August 1792.

Gleich nach meiner Ankunft in Mainz besuchte ich Herrn von Stein den Älteren, königlich preußischen Kammerherrn und Oberforstmeister, der eine Art Residentenstelle daselbst versah und sich im Haß gegen alles Revolutionäre gewaltsam auszeichnete. Er schilderte mir mit flüchtigen Zügen die bisherigen Fortschritte der verbündeten Heere und versah mich mit einem Auszug des topographischen Atlas von Deutschland, welchen Jäger zu Frankfurt unter dem Titel „Kriegstheater" veranstaltet.

In Trier angelangt, fanden wir die Stadt von Truppen überlegt, von allerlei Fuhrwerk überfahren, nirgends ein Unterkommen; die Wagen hielten auf den Plätzen, die Menschen irrten auf den Straßen, das Quartieramt, von allen Seiten bestürmt, wußte kaum Rat zu schaffen. Ein solches Gewirre jedoch ist wie eine Art Lotterie, der Glückliche zieht irgendeinen Gewinn, und so begegnete mir Leutnant von Fritsch von des Herzogs Regiment und brachte mich, nach freundlichstem Begrüßen, zu einem Kanonikus, dessen großes Haus und weitläuftiges Gehöfte mich und meine kompendiöse Equipage freundlich

[1]) Tempel-Klassiker. Goethes Sämtliche Werke. Vierzehnter Band. Herausgeber: Dr. Franz Deibel.

und bequemlich aufnahm, wo ich denn sogleich einer genugsamen Erholung pflegte.

Auf dem Wege von Trier nach Luxemburg erfreute mich bald das Monument in der Nähe von Igel.

In Grevenmachern war mir das modernste Schauspiel bereitet. Hier fand ich das Korps Emigrierte, das aus lauter Edelleuten, meist Ludwigsrittern, bestand. Sie hatten weder Diener noch Reitknechte, sondern besorgten sich selbst und ihr Pferd. Gar manchen hab' ich zur Tränke führen, vor der Schmiede halten sehen. Was aber den sonderbarsten Kontrast mit diesem demütigen Beginnen hervorrief, war ein großer, mit Kutschen und Reisewagen aller Art überladener Wiesenraum. Sie waren mit Frau und Liebchen, Kindern und Verwandten zu gleicher Zeit eingerückt, als wenn sie den innern Widerspruch ihres gegenwärtigen Zustandes recht wollten zur Schau tragen.

Da ich einige Stunden hier unter freiem Himmel auf Postpferde warten mußte, konnt' ich noch eine andere Bemerkung machen. Ich saß vor dem Fenster des Posthauses, unfern von der Stelle, wo das Kästchen stand, in dessen Einschnitt man die unfrankierten Briefe zu werfen pflegt. Einen ähnlichen Zudrang hab' ich nie gesehn; zu Hunderten wurden sie in die Ritze gesenkt. Das grenzenlose Bestreben, wie man mit Leib, Seel' und Geist in sein Vaterland durch die Lücke des durchbrochenen Dammes wieder einzuströmen begehre, war nicht lebhafter und aufdringlicher vorzubilden.

Longwy, dessen Eroberung mir schon unterwegs triumphierend verkündigt war, ließ ich auf meiner Fahrt rechts in einiger Ferne und gelangte den 27. August nachmittags gegen das Lager von Praucourt. Auf einer Fläche geschlagen war es zu übersehen, aber dort anzulangen nicht ohne Schwierigkeit. Ein feuchter, aufgewühlter Boden war Pferden und Wagen hinderlich; daneben fiel es auf, daß man weder Wachen noch Posten noch irgend jemand antraf, der sich nach den Pässen erkundigt und bei dem man dagegen wieder einige Erkundigung hätte einziehen können. Wir fuhren durch eine Zeltwüste, denn alles hatte sich

verkrochen, um vor dem schrecklichen Wetter kümmerlichen Schutz zu finden. Nur mit Mühe erforschten wir von einigen die Gegend, wo wir das herzoglich weimarische Regiment finden könnten, erreichten endlich die Stelle, sahen bekannte Gesichter und wurden von Leidensgenossen gar freundlich aufgenommen.

Mir sollte gleichfalls ein Zelt eingeräumt werden, ich zog aber vor, mich des Tags über bei Freunden und Bekannten aufzuhalten und nachts in dem großen Schlafwagen der Ruhe zu pflegen, dessen Bequemlichkeit von früheren Zeiten her mir schon bekannt war. Seltsam mußte man es jedoch finden, wie er, obgleich nur etwa dreißig Schritte von den Zelten entfernt, doch dergestalt unzugänglich blieb, daß ich mich abends mußte hinein- und morgens wieder heraustragen lassen.

*

Am 28. August.

So wunderlich tagte mir diesmal mein Geburtsfest. Wir setzten uns zu Pferde und ritten in die eroberte Festung.

Im Lager fand ich abends in dem großen Zelte die beste Gesellschaft; sie war dort beisammen geblieben, weil man keinen Fuß heraussetzen konnte; alles war gutes Muts und voller Zuversicht. Die schnelle Übergabe von Longwy bestätigte die Zusage der Emigrierten, man werde überall mit offenen Armen aufgenommen sein, und es schien sich dem großen Vorhaben nichts als die Witterung entgegenzusetzen. Haß und Verachtung des revolutionären Frankreichs, durch die Manifeste des Herzogs von Braunschweig ausgesprochen, zeigten sich ohne Ausnahme bei Preußen, Österreichern und Emigrierten.

Am 29. August geschah der Aufbruch aus diesen halberstarrten Erd- und Wasserwogen, langsam und nicht ohne Beschwerde: denn wie sollte man Zelte und Gepäck, Monturen und sonstiges nur einigermaßen reinlich halten, da sich keine trockene Stelle fand, wo man irgend etwas hätte zurechtlegen und ausbreiten können.

Der Marsch verließ die Hauptstraße, wir kamen über Arrancy,

worauf uns denn Chatillon l'Abbaye, als erstes Kennzeichen der Revolution, ein verkauftes Kirchengut, in halb abgebrochenen und zerstörten Mauern zur Seite liegen blieb.

Nun aber sahen wir über Hügel und Tal des Königs Majestät sich eilig zu Pferde bewegend, wie den Kern eines Kometen von einem langen, schweifartigen Gefolge begleitet. Kaum war jedoch dieses Phänomen mit Blitzesschnelle vor uns vorbei geschwunden, als ein zweites von einer andern Seite den Hügel krönte oder das Tal erfüllte. Es war der Herzog von Braunschweig, der Elemente gleicher Art an und nach sich zog. Wir nun, obgleich mehr zum Beobachten als zum Beurteilen geneigt, konnten doch der Betrachtung nicht ausweichen, welche von beiden Gewalten denn eigentlich die obere sei? welche wohl im zweifelhaften Falle zu entscheiden habe? Unbeantwortete Fragen, die uns nur Zweifel und Bedenklichkeiten zurückließen.

Was nun aber hierbei noch ernsteren Stoff zum Nachdenken gab, war, daß man beide Heerführer so ganz frank und frei in ein Land hineinreiten sah, wo nicht unwahrscheinlich in jedem Gebüsch ein aufgeregter Todfeind lauern konnte. Doch mußten wir gestehen, daß gerade das kühne persönliche Hingeben von jeher den Sieg errang und die Herrschaft behauptete.

Man hörte die Kanonade bei Thionville und wünschte jener Seite guten Erfolg.

Abends erquickten wir uns im Lager bei Pillon.

Also kamen nun Preußen und Österreicher und ein Teil von Frankreich, auf französischem Boden ihr Kriegshandwerk zu treiben. In wessen Macht und Gewalt taten sie das? Sie konnten es in eignem Namen tun, der Krieg war ihnen zum Teil erklärt, ihr Bund war kein Geheimnis; aber nun ward noch ein Vorwand erfunden. Sie traten auf im Namen Ludwigs XVI., sie requirierten nicht, aber sie borgten gewaltsam. Man hatte Bons drucken lassen, die der Kommandierende unterzeichnete, derjenige aber, der sie in Händen hatte, nach Befund beliebig ausfüllte: Ludwig XVI. sollte bezahlen. Vielleicht hat nach

dem Manifest nichts so sehr das Volk gegen das Königstum aufgehetzt als diese Behandlungsart.

Den 30. August.

Vom heutigen Tag, der uns gegen Verdun bringen sollte, versprachen wir uns Abenteuer, und sie blieben nicht aus. Der auf- und abwärts gehende Weg war schon besser getrocknet, das Fuhrwerk zog ungehinderter dahin, die Reiter bewegten sich leichter und vergnüglich.

Es gibt Pausen mitten in den Kriegszügen, wo man durch augenblickliche Mannszucht sich Kredit zu verschaffen sucht und eine Art von gesetzlichem Frieden mitten in der Verwirrung beordert. Diese Momente sind köstlich für Bürger und Bauern und für jeden, dem das dauernde Kriegsunheil noch nicht allen Glauben an Menschlichkeit geraubt hat.

Ein Lager diesseits Verdun wird aufgeschlagen, und man zählt auf einige Tage Rast.

Als nun die Festung, wie natürlich, auf die erste Forderung, sich zu ergeben, abgeschlagen, mußte man mit Anstalten zum Bombardement vorschreiten. Der Tag ging hin, indessen besorgt' ich noch ein kleines Geschäft, dessen gute Folgen sich mir bis auf den heutigen Tag erstrecken. In Mainz hatte mich Herr von Stein mit dem Jägerischen Atlas versorgt, welcher den gegenwärtigen, hoffentlich auch den nächstkünftigen Kriegsschauplatz in mehreren Blättern darstellte. Ich nahm das eine hervor, das achtundvierzigste, in dessen Bezirk ich bei Longwy hereingetreten war, und da unter des Herzogs Leuten sich gerade ein Boßler befand, so ward es zerschnitten und aufgezogen und dient mir noch zur Wiedererinnerung jener für die Welt und mich so bedeutenden Tage.

Um Mitternacht fing das Bombardement an, sowohl von der Batterie auf unserm rechten Ufer als von einer andern auf dem linken, welche, näher gelegen und mit Brandraketen spielend, die stärkste Wirkung hervorbrachte. Diese geschwänzten Feuermeteore mußte man denn ganz gelassen durch die Luft fahren und bald darauf ein Stadtquartier in Flammen sehen. Unsere Ferngläser, dorthin gerichtet, gestatteten uns auch, dieses Unheil im einzelnen zu betrachten; wir konnten die Menschen

erkennen, die sich oben auf den Mauern dem Brande Einhalt zu tun eifrig bemühten, wir konnten die freistehenden, zusammenstürzenden Gesparre bemerken und unterscheiden. Dieses alles geschah in Gesellschaft von Bekannten und Unbekannten, wobei es unsägliche, oft widersprechende Bemerkungen gab und gar verschiedene Gesinnungen geäußert wurden. Ich war in eine Batterie getreten, die eben gewaltsam arbeitete, allein der fürchterlich dröhnende Klang abgefeuerter Haubitzen fiel meinem friedlichen Ohr unerträglich, ich mußte mich bald entfernen.

Es war den 1. September früh um acht Uhr, als das Bombardement aufhörte, ob man gleich noch immerfort Kugeln hinüber und herüber wechselte. Besonders hatten die Belagerten einen Vierundzwanzigpfünder gegen uns gekehrt, dessen sparsame Schüsse sie mehr zum Scherz als Ernst verwenden.

Auf der freien Höhe zur Seite der Weinberge, gerade im Angesichte dieses gröbsten Geschützes, waren zwei Husaren zu Pferd aufgestellt, um Stadt und Zwischenraum aufmerksam zu beobachten. Diese blieben die Zeit ihrer Postierung über unangefochten. Weil aber bei der Ablösung sich nicht allein die Zahl der Mannschaft vermehrte, sondern auch manche Zuschauer gerade in diesem Augenblick herbeiliefen und ein tüchtiger Klumpen Menschen zusammenkam, so hielten jene ihre Ladung bereit. Ich stand in diesem Augenblick mit dem Rücken dem ungefähr hundert Schritt entfernten Husaren- und Volkstrupp zugekehrt, mich mit einem Freund besprechend, als auf einmal der grimmige, pfeifend-schmetternde Ton hinter mir hersauste, so daß ich mich auf dem Absatz herumdrehte, ohne sagen zu können, ob der Ton, die bewegte Luft, eine innere psychische, sittliche Anregung dieses Umkehren hervorgebracht. Ich sah die Kugel, weit hinter der auseinandergestobenen Menge, noch durch einige Zäune rikoschetieren.

Gegen Mittag wurde die Stadt zum zweitenmal aufgefordert und erbat sich vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit.

Am andern Morgen ergab sich die Stadt und ward in Besitz genommen; sogleich aber sollte uns ein republikanischer Charakterzug be-

gegnen. Der Kommandant Beaurepaire, bedrängt von der bedrängten Bürgerschaft, die bei fortdauerndem Bombardement ihre ganze Stadt verbrannt und zerstört sah, konnte die Übergabe nicht länger verweigern; als er aber auf dem Rathaus in voller Sitzung seine Zustimmung gegeben hatte, zog er ein Pistol hervor und erschoß sich, um abermals ein Beispiel höchster patriotischer Aufopferung darzustellen.

Nach dieser so schnellen Eroberung von Verdun zweifelte niemand mehr, daß wir bald darüber hinausgelangen und in Chalons und Epernay uns von den bisherigen Leiden an gutem Weine bestens erholen sollten. Ich ließ daher ungesäumt die Jägerischen Karten, welche den Weg nach Paris bezeichneten, zerschneiden und sorgfältig aufziehen, und auf die Rückseite weißes Papier kleben, wie ich es schon bei der ersten getan, um kurze Tagesbemerkungen flüchtig aufzuzeichnen.

*

Den 3. September.

Früh hatte sich eine Gesellschaft zusammengefunden, nach der Stadt zu reiten, an die ich mich anschloß. Wir fanden gleich beim Eintritt große frühere Anstalten, die auf einen längeren Widerstand hindeuteten, das Straßenpflaster war in der Mitte durchaus aufgehoben und gegen die Häuser angehäuft; das feuchte Wetter machte daher das Umherwandeln nicht erfreulich. Wir besuchten aber sogleich die namentlich gerühmten Läden, wo der beste Likör aller Art zu haben war. Wir probierten ihn durch und versorgten uns mit mancherlei Sorten. Unter andern war einer namens Baume humain, welcher weniger süß, aber stärker, ganz besonders erquickte. Auch die Drageen, überzuckerte kleine Gewürzkörner in sauberen zylindrischen Deuten, wurden nicht abgewiesen. Bei so vielem Guten gedachte man nun der lieben Zurückgelassenen, denen dergleichen am friedlichen Ufer der Ilm gar wohl behagen möchte. Kistchen wurden gepackt; gefällige, wohlwollende Kuriere, das bisherige Kriegsglück in Deutschland zu melden beauftragt, waren geneigt, sich mit einigem Gepäck dieser Art zu belasten, wodurch sich denn die Freundinnen zu Hause in höchster Beruhigung überzeugen mochten, daß wir

in einem Lande wallfahrteten, wo Geist und Süßigkeit niemals ausgehen dürfen.

Aber auch für solidere Genüsse war gesorgt: denn, wie man gehofft und vermutet hatte, fanden sich die besten und reichsten Vorräte in der Festung, und man eilte, vielleicht nur zu sehr, sich daran zu erholen. Ich konnte gar wohl bemerken, daß man mit geräuchertem Speck und Fleisch, mit Reis und Linsen und andern guten und notwendigen Dingen nicht haushältisch genug verfahre, welches in unserer Lage bedenklich schien. Lustig dagegen war die Art, wie ein Zeughaus oder Waffensammlung aller Art ganz gelassen geplündert ward.

So zwischen Ordnung und Anordnung, zwischen Erhalten und Verderben, zwischen Rauben und Bezahlen lebte man immer hin, und dies mag es wohl sein, was den Krieg für das Gemüt eigentlich verderblich macht. Man spielt den Kühnen, Zerstörenden, dann wieder den Sanften, Belebenden; man gewöhnt sich an Phrasen, mitten in dem verzweifeltsten Zustand Hoffnung zu erregen und zu beleben; hierdurch entsteht nun eine Art von Heuchelei, die einen besondern Charakter hat und sich von der pfäffischen, höfischen, oder wie sie sonst heißen mögen, ganz eigen unterscheidet.

*

Am 4. September.

Die viele Gesellschaft, die ab- und zuging, belebte unsere Zelte den ganzen Tag; man hörte vieles erzählen, vieles bereden und beurteilen, die Lage der Dinge tat sich deutlicher auf als bisher. Alle waren einig, daß man so schnell als möglich nach Paris vordringen müsse. Die Festungen Montmedy und Sedan hatte man unerobert sich zur Seite gelassen und schien von der in dortiger Gegend stehenden Armee wenig zu befürchten.

Der waldbewachsene Gebirgsriegel, welcher die Aire von Süden nach Norden an ihm herzufließen nötigt, Forêt d'Argonne genannt, lag unmittelbar vor uns und hielt unsere Bewegung auf.

*

Den 6. September.

In diesem Sinne ward nunmehr das Lager verändert und kam hinter Verdun zu stehen; das Hauptquartier des Königs, Glorieux, des Herzogs von Braunschweig, Regret genannt, gab zu wunderlichen Betrachtungen Anlaß.

*

Unmittelbar vor dem Aufbruche vom Lager bei Verdun schrieb Goethe am 10. September 1792 zu Jardin fontaine, wo das Regiment des Herzogs von Weimar stand, an den Weimarer Geheimrat Chr. Friedr. Schnauß u. a. folgendes: „Morgen wird man Verdun im Rücken lassen und den Widerspenstigen näher auf den Leib rücken; um uns sehen wir unzählige weiße Kokarden, und viele wenigstens werden mit gutem Willen und mit Freude des Herzens getragen.

Die unsinnigen Auftritte vom 3. September in Paris werden Sie nun auch schon wissen; es wird immer toller und toller, daß zuletzt beide Parteien die Mächte segnen werden, die ihnen Ruh', es sei um welchen Preis, verschaffen werden.

Was das Reichs-Kontingent betrifft, so möchten Sie, sagt unser Fürst, nur vorerst ruhig sein. Die Pindarischen Oden des Grafen Görz möchten wohl unser kaltes und bedächtiges Deutsches Reich nicht gleich in Flammen setzen. Es liegen in der Form noch Hindernisse genug, die man diesem Andringen entgegensetzen kann.

Es wird Nacht, es regnet, und es ist eine unfreundliche Zeit für alles, sogar fürs Schreiben an Freunde."

*

Den 11. September.

Wir wurden also, nach einigen Tagen gütlicher Pflege, wieder in das schrecklichste Wetter hinausgestoßen; unser Weg ging auf dem Gebirgsrücken hin, der, die Gewässer der Maas und Aire scheidend, beide nach Norden zu fließen nötigt. Unter großen Leiden gelangten wir nach Malancourt, wo wir leere Keller und Küchen wirtlos fanden und schon zufrieden

waren, unter Dach auf trockener Bank eine spärliche mitgebrachte Nahrung zu genießen.

Der Krieg, als ein Vortod, macht alle Menschen gleich, hebt allen Besitz auf und bedroht selbst die höchste Persönlichkeit mit Pein und Gefahr. [Etwas später notiert Goethe:] Die Kriegsläufte sind mächtiger als die Könige.

Den 12. September.

...Ich schwang mich, mit einigen guten Gesellen, zu Pferde, und so begaben wir uns auf den Marsch nach Landres.

Vom 13. bis zum 17. September.

Endlich gab es eine Art von erschütternder Bewegung und zugleich von Hoffnung, man hörte auf unserm rechten Flügel stark kanonieren und sagte sich: General Clerfayt sei aus den Niederlanden angekommen und habe die Franzosen auf ihrer linken Flanke angegriffen. Alles war äußerst gespannt, den Erfolg zu vernehmen.

Die schreckliche Lage, in der man sich zwischen Erde und Himmel befand, war einigermaßen erleichtert, als man die Armee zurücken und eine Abteilung der Avantgarde nach der andern vorwärts ziehen sah. Endlich kam die Reihe auch an uns, wir gelangten über Hügel, durch Täler, Weinberge vorbei, an denen man sich auch wohl erquickte. Man kam sodann zu aufgehellter Stunde in eine freiere Gegend und sah in einem freundlichen Tal der Aire das Schloß von Grandpré auf einer Höhe sehr wohl gelegen.

Auf diesem Zuge gelangte ich zufällig in das Gefolge des Königs, dann des Herzogs von Braunschweig; ich unterhielt mich mit Fürst Reuß und andern diplomatisch-militärischen Bekannten. Diese Reitermassen machten zu der angenehmen Landschaft eine reiche Staffage, man hätte einen van der Meulen gewünscht, um solchen Zug zu verewigen: alles war heiter, munter, voller Zuversicht und heldenhaft. Einige Dörfer brannten zwar vor uns auf, allein der Rauch tut in einem Kriegsbilde auch nicht übel. Man hatte, so hieß es, aus den Häusern auf den Vortrab

geschossen und dieser, nach Kriegsrecht, sogleich die Selbstrache geübt. Es ward getadelt, war aber nicht zu ändern; dagegen nahm man die Weinberge in Schutz, von denen sich die Besitzer doch keine große Lese versprechen durften, und so ging es zwischen freund- und feindseligem Betragen immer vorwärts.

Am 18. September.

Dumouriez, als er den Paß von Grandpré nicht länger halten konnte, hatte sich die Aisne hinaufgezogen, und da ihm der Rücken durch die Isletten gesichert war, sich auf die Höhen von Sainte Menehould, die Fronte gegen Frankreich gestellt. Wir waren durch den engen Paß hereingedrungen, hatten uneroberte Festen, Sedan, Montmedy, Stenay, im Rücken und an der Seite, die uns jede Zufuhr nach Belieben erschweren konnten. Wir betraten beim schlimmsten Wetter ein seltsames Land, dessen undankbarer Kalkboden nur kümmerlich ausgestreute Ortschaften ernähren konnte.

*

Den 19. September.

Manches Bedenken gab es daher, als wir den 19. beordert wurden, auf Massiges unsern Zug zu richten, die Aisne aufwärts zu verfolgen und dieses Wasser sowohl als das Waldgebirg, näher oder ferner, linker Hand zu behalten.

Den 19. September nachts.

So gelangten wir bis Somme Tourbe, wo man halt machte; der König war in einem Gasthofe abgetreten, vor dessen Tür der Herzog von Braunschweig in einer Art Laube Hauptquartier und Kanzlei errichtete.

Nun ging es, mitunter im scharfen Trab, über Felder und Hügel ohne Busch und Baum; nur in der Entfernung links sah man die Argonner Waldgegend; der Sprühregen schlug uns heftiger ins Gesicht; bald aber erblickten wir eine Pappelallee, die, sehr schön gewachsen und wohl unterhalten, unsere Richtung quer durchschnitt. Es war

die Chaussee von Chalons auf Sainte Menehould, der Weg von Paris nach Deutschland; man führte uns drüber weg und ins Graue hinein.

Schon früher hatten wir den Feind vor der waldigten Gegend gelagert und aufmarschiert gesehen, nicht weniger ließ sich bemerken, daß neue Truppen ankamen; es war Kellermann, der sich soeben mit Dumouriez vereinigte, um dessen linken Flügel zu bilden. Die Unsrigen brannten vor Begierde, auf die Franzosen loszugehen, Offiziere wie Gemeine hegten den glühenden Wunsch, der Feldherr möge in diesem Augenblicke angreifen; auch unser heftiges Vordringen schien darauf hinzudeuten. Aber Kellermann hatte sich zu vorteilhaft gestellt, und nun begann die Kanonade, von der man viel erzählt, deren augenblickliche Gewaltsamkeit jedoch man nicht beschreiben, nicht einmal in der Einbildungskraft zurückrufen kann.

Von jeder Seite wurden an diesem Tage zehntausend Schüsse verschwendet, wobei auf unserer Seite nur zwölfhundert Mann und auch diese ganz unnütz fielen. Von der ungeheuren Erschütterung klärte sich der Himmel auf: denn man schoß mit Kanonen völlig als wär' es Pelotonfeuer, zwar ungleich, bald abnehmend, bald zunehmend. Nachmittags ein Uhr, nach einiger Pause, war es am gewaltsamsten, die Erde bebte im ganz eigentlichsten Sinne, und doch sah man in den Stellungen nicht die mindeste Veränderung. Niemand wußte, was daraus werden sollte.

Ich hatte so viel vom Kanonenfieber gehört und wünschte zu wissen, wie es eigentlich damit beschaffen sei. Langeweile und ein Geist, den jede Gefahr zur Kühnheit, ja zur Verwegenheit aufruft, verleitete mich, ganz gelassen nach dem Vorwerk La Lune hinaufzureiten. Dieses war wieder von den Unsrigen besetzt, gewährte jedoch einen gar wilden Anblick: die zerschossenen Dächer, die herumgestreuten Weizenbündel, die darauf hie und da ausgestreckten tödlich Verwundeten, und dazwischen noch manchmal eine Kanonenkugel, die, sich herüberverirrend, in den Überresten der Ziegeldächer klapperte.

Ganz allein, mir selbst gelassen, ritt ich links auf den Höhen weg

und konnte deutlich die glückliche Stellung der Franzosen überschauen; sie standen amphitheatralisch in größter Ruh und Sicherheit, Kellermann jedoch auf dem linken Flügel eher zu erreichen.

Mir begegnete gute Gesellschaft: es waren bekannte Offiziere vom Generalstabe und vom Regimente, höchst verwundert, mich hier zu finden. Sie wollten mich wieder mit sich zurücknehmen, ich sprach ihnen aber von besondern Absichten, und sie überließen mich ohne weiteres meinem bekannten, wunderlichen Eigensinn[1].

Ich war nun vollkommen in die Region gelangt, wo die Kugeln herüberspielten; der Ton ist wundersam genug, als wär' er zusammengesetzt aus dem Brummen des Kreisels, dem Butteln des Wassers und dem Pfeifen eines Vogels. Sie waren weniger gefährlich wegen des feuchten Erdbodens; wo eine hinschlug, blieb sie stecken, und so ward mein törichter Versuchsritt wenigstens vor der Gefahr des Rikoschetierens gesichert.

Unter diesen Umständen konnt' ich jedoch bald bemerken, daß etwas Ungewöhnliches in mir vorgehe; ich achtete genau darauf, und doch würde sich die Empfindung nur gleichnisweise mitteilen lassen. Es schien, als wäre man an einem sehr heißen Orte und zugleich von derselben Hitze völlig durchdrungen, so daß man sich mit demselben Element, in welchem man sich befindet, vollkommen gleich fühlt. Die Augen verlieren nichts an ihrer Stärke noch Deutlichkeit; aber es ist doch, als wenn die Welt einen gewissen braunrötlichen Ton hätte, der den Zustand sowie die Gegenstände noch apprehensiver macht. Von Bewegung des Blutes habe ich nichts bemerken können, sondern mir schien vielmehr alles in jener Glut verschlungen zu sein. Hieraus erhellet nun, in welchem Sinne man diesen Zustand ein Fieber nennen könne. Bemerkenswert bleibt es indessen, daß jenes gräßlich Bängliche nur durch die Ohren zu uns gebracht wird; denn der Kanonendonner, das Heulen, Pfeifen, Schmettern

---

[1]) Im Rahmen seiner Schilderung des Pempelforter Aufenthalts im November läßt Goethe Herrn v. Grimm erzählen, von dem wunderlichen Ritt ins Kanonenfeuer sei an des Königs Tafel die Rede gewesen.

der Kugeln durch die Luft ist doch eigentlich Ursache an diesen Empfindungen.

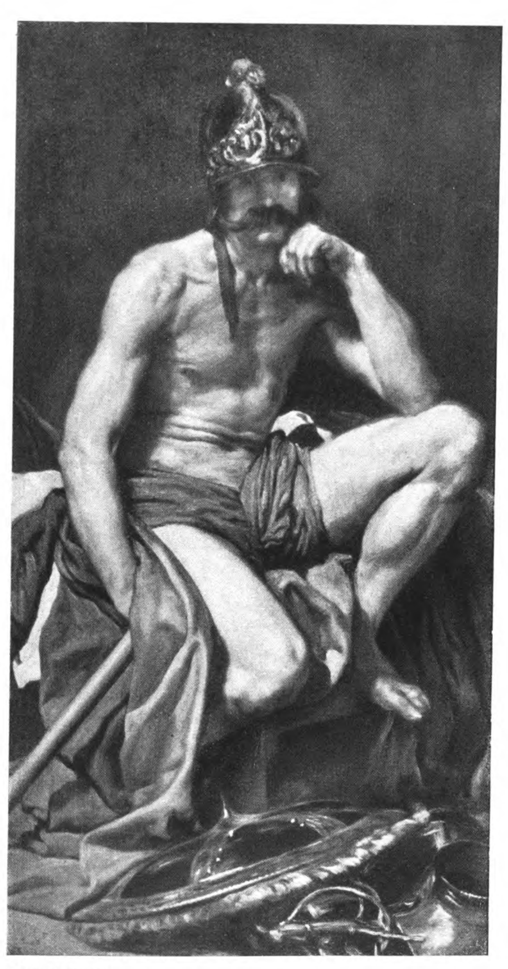
Als ich zurückgeritten und völlig in Sicherheit war, fand ich bemerkenswert, daß alle jene Glut sogleich erloschen und nicht das mindeste von einer fieberhaften Bewegung übriggeblieben sei. Es gehört übrigens dieser Zustand unter die am wenigsten wünschenswerten; wie ich denn auch unter meinen lieben und edlen Kriegskameraden kaum einen gefunden habe, der einen eigentlich leidenschaftlichen Trieb hiernach geäußert hätte.

So war der Tag hingegangen; unbeweglich standen die Franzosen, Kellermann hatte auch einen bequemern Platz genommen; unsere Leute zog man aus dem Feuer zurück, und es war eben, als wenn nichts gewesen wäre. Die größte Bestürzung verbreitete sich über die Armee. Noch am Morgen hatte man nicht anders gedacht, als die sämtlichen Franzosen anzuspießen und aufzuspeisen, ja mich selbst hatte das unbedingte Vertrauen auf ein solches Heer, auf den Herzog von Braunschweig zur Teilnahme an dieser gefährlichen Expedition gelockt; nun aber ging jeder vor sich hin, man sah sich nicht an, oder wenn es geschah, so war es, um zu fluchen oder zu verwünschen. Wir hatten, eben als es Nacht werden wollte, zufällig einen Kreis geschlossen, in dessen Mitte nicht einmal wie gewöhnlich ein Feuer konnte angezündet werden; die meisten schwiegen, einige sprachen, und es fehlte doch eigentlich einem jeden Besinnung und Urteil. Endlich rief man mich auf, was ich dazu denke, denn ich hatte die Schar gewöhnlich mit kurzen Sprüchen erheitert und erquickt; diesmal sagte ich: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen."

Den 21. September

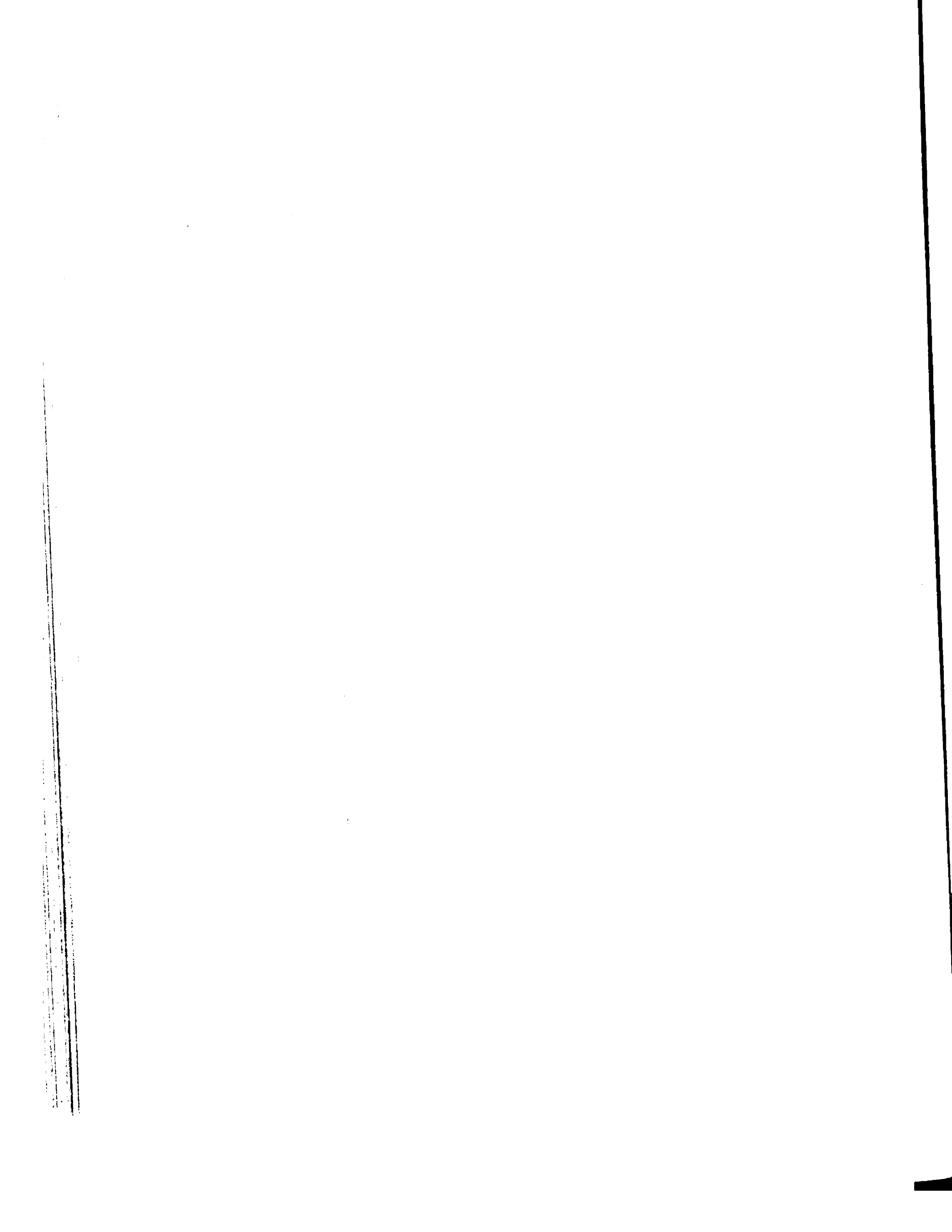
waren die wechselseitigen Grüße der Erwachenden keineswegs heiter und froh, denn man ward sich in einer beschämenden, hoffnungslosen Lage gewahr.

So schlaglustig und fertig man gestern auch gewesen, gestand man doch, daß ein Waffenstillstand wünschenswert sei, da selbst der Mutigste, Leidenschaftlichste nach weniger Überlegung sagen mußte: ein Angriff



VELASQUEZ

MARS



würde das verwegenste Unternehmen von der Welt sein. Noch schwankten die Meinungen den Tag über, wo man ehrenthalben dieselbe Stellung behauptete, wie beim Augenblick der Kanonade; gegen Abend jedoch veränderte man sie einigermaßen, zuletzt war das Hauptquartier nach Hans gelegt und die Bagage herbeigekommen.

*

Den 24. September.

Erheitert einigermaßen wurde das schlimmste Wetter von der Welt durch die Nachricht, daß ein Stillstand geschlossen sei und daß man also wenigstens die Aussicht habe, mit einiger Gemütsruhe leiden und darben zu können; aber auch dieses gedieh nur zum halben Trost, da man bald vernahm, es sei eigentlich nur eine Übereinkunft, daß die Vorposten Friede halten sollten, wobei nicht unbenommen bleibe, die Kriegsoperationen außer dieser Berührung nach Gutdünken fortzusetzen.

*

An dieser Stelle verdient, zur Kontrastierung, ein kleines Stück aus den Kriegsberichten W. Scheuermanns eingeschaltet zu werden; er schrieb aus dem Großen Hauptquartier im Westen unterm 1. April 1915 folgendes:

„Wenige Schlachten dieses Feldzuges dürften so reich an Heldentaten einzelner sein, wie die in der Champagne. Und es muß immer wiederholt werden, daß jeder einzelne, der hier mitgefochten hat, ein Held ist. Freilich am Ende, als der Kampf vorläufig entschieden war, hat sich mancher tapfere harte Mann gern ein paar Stunden Ruhe gegönnt, denn er war mit seinen Nerven fertig, und auch die Offiziere brauchten nach dem übermenschlichen Maße geleisteter Verantwortung etwas Ausspannung. Aber schon nach 24 bis 48 Stunden waren alle wieder schützengrabenfähig. Vor dieser Schlacht hat man es wohl nicht für möglich gehalten, daß Menschennerven eine solch unerhörte Kraftprobe aushalten. Das Menschengeschlecht hat zugelernt seit Valmy, wo der Lärm einer Kanonade, der heute wohl kaum als

hinreichender Abendsegen gewürdigt werden würde, durch seinen moralischen Eindruck einen Feldzug entschieden hat. Und — wir haben andre Heerführer heute.

An Valmy wurde ich auf der Wanderung durch ein seltsames Andenken erinnert. In einer Divisionsgefechtsstellung, wo nur ein mit Telegraphendrähten bespanntes Balkengestell, das einer Riesenharfe gleich im einsamen Walde stand, den unterirdischen Sitz des Stabsquartiers anzeigte, lag vor dem Eingange dieses Tuskulums ein Haufe glitzernder Mineralien. Exzellenz Dr. honoris causa B., der feinsinnige Kenner der antiken Münzwelt, erzählte mir, daß unsre Soldaten, wenn sie diese kugeligen Knollen beim Bau von Schützengräben und Unterständen im Kreideboden fanden, sie zuerst für verrostete Kanonenkugeln hielten, bis sie sie zerschlugen und im Innern die metallischen Kristalle fanden. Ich konnte daran erinnern, daß es dem Kriegsberichterstatter Goethe, der 1792 in diesen Gegenden geweilt hat, ganz ebenso gegangen ist wie unsern Soldaten, bis er bei der zufälligen Zerstörung der seltsamen Kugel erkannte, daß sie aus Markasit, kristallisiertem Schwefeleisenkies bestand. Die Erscheinung war ihm wertvoll genug, um darüber, als glühender Naturforscher, der er war, noch unter dem Eindrucke der Kanonade von Valmy ein ganzes Tagebuchkapitel zu schreiben."

Diese Aufzeichnung Goethes, die uns in den unterbrochenen Fluß seiner Erzählung wieder hineingleiten läßt, lautet so:

Den 26. September.

Da man mich als auf mancherlei aufmerksam kannte, so brachte man alles, was irgend sonderbar scheinen mochte, herbei; unter andern legte man mir eine Kanonenkugel vor, ungefähr vierpfündig zu achten, doch war das Wunderliche daran, sie auf ihrer ganzen Oberfläche in kristallisierten Pyramiden endigen zu sehen. Kugeln waren jenes Tags genug verschossen worden, daß sich eine gar wohl hierüber konnte verloren haben. Ich erdachte mir allerlei Hypothesen, wie das Metall

beim Gusse oder nachher sich zu dieser Gestalt bestimmt hätte; durch einen Zufall ward ich darüber aufgeklärt. Nach einer kurzen Abwesenheit wieder in mein Zelt zurückkehrend, fragte ich nach der Kugel; sie wollte sich nicht finden. Als ich darauf bestand, beichtete man: sie sei, nachdem man allerlei an ihr probiert, zersprungen. Ich forderte die Stücke und fand zu meiner großen Verwunderung eine Kristallisation, die, von der Mitte ausgehend, sich strahlig gegen die Oberfläche erweiterte. Es war Schwefelkies, der sich in einer freien Lage ringsum mußte gebildet haben. Diese Entdeckung führte weiter, dergleichen Schwefelkiese fanden sich mehr, obschon kleiner, in Kugel- und Nierenform, auch in andern weniger regelmäßigen Gestalten, durchaus aber darin gleich, daß sie nirgends angesessen hatten und daß ihre Kristallisation sich immer auf eine gewisse Mitte bezog; auch waren sie nicht abgerundet, sondern völlig frisch und deutlich kristallinisch abgeschlossen.

*

Den 27. September.

Sowohl im Hauptquartier selbst, wohin man zuweilen gelangte, als bei allen denen, die von dort herkamen, erkundigte man sich nach der Lage der Dinge: sie konnte nicht bedenklicher sein. Von dem Unheil, das in Paris vorgegangen, verlautete immer mehr und mehr, und was man anfangs für Fabeln gehalten, erschien zuletzt als Wahrheit überschwenglich furchtbar. König und Familie waren gefangen, die Absetzung dessen schon zur Sprache gekommen; der Haß des Königtums überhaupt gewann immer mehr Breite, ja schon konnte man erwarten, daß gegen den unglücklichen Monarchen ein Prozeß würde eingeleitet werden. Unsere unmittelbaren kriegerischen Gegner hatten sich eine Kommunikation mit Chalons wieder eröffnet; dort befand sich Luckner, der die von Paris anströmenden Freiwilligen zu Kriegshaufen bilden sollte; aber diese, in den gräßlichen ersten Septembertagen, durch die reißend fließenden Blutströme aus der Hauptstadt ausgewandert, brachten Lust zum Morden und Rauben mehr als zu einem rechtlichen Kriege mit. Nach dem Beispiel des Pariser Greuelvolks ersahen sie sich

willkürliche Schlachtopfer, um ihnen, wie sich's fände, Autorität, Besitz oder wohl gar das Leben zu rauben. Man durfte sie nur undisziplinierte loslassen, so machten sie uns den Garaus[1]).

Wenn man des Todes Bitterkeit vertreiben will, muß man es mit den Mitteln so genau nicht nehmen.

*

Den 29. September.

Gegen Abend setzte sich, der erteilten Order gemäß, die Equipage in Bewegung; unter Geleit Regiments Herzog von Braunschweig sollte sie vorangehen, um Mitternacht die Armee folgen. Alles regte sich, aber mißmutig und langsam; denn selbst der beste Wille gleitete auf dem durchweichten Boden und versank, eh' er sich's versah. Auch diese Stunden gingen vorüber: Zeit und Stunde rennt durch den rauhsten Tag!

*

Den 1. Oktober.

Der Herzog von Weimar führte die Avantgarde und deckte zugleich den Rückzug der Bagage.

Und so will ich denn hier auch noch anführen, daß ich in diesem Elend das neckische Gelübde getan: man solle, wenn ich uns erlöst und mich wieder zu Hause sähe, von mir niemals wieder einen Klagelaut vernehmen über den meine freiere Zimmeraussicht beschränkenden Nachbargiebel, den ich vielmehr jetzt recht sehnlich zu erblicken wünsche[2]); ferner wollt' ich mich über Mißbehagen und Langeweile im deutschen Theater nie wieder beklagen, wo man doch immer Gott danken könne, unter Dach zu sein, was auch auf der Bühne vorgehe. Und so gelobt' ich noch ein Drittes, das mir aber entfallen ist.

*

[1]) Goethe an demselben Tage an Joh. Heinr. Meyer (aus dem Lager bei Hans): „... Genießen Sie der Ruhe, indes ich leider mitten in der Unruhe stecke, und wünschen Sie mit mir, daß es bald vorübergehen möge! Wir stehen nicht weit von Chalons, das wir vielleicht nie sehen werden."

[2]) Goethe ließ gerade damals sein Haus auf dem Frauenplan ausbaun.

Den 2. Oktober.

Wenn man sich auch mit einigem Essen und Trinken gestärkt und den Geist durch sittliche Trostgründe beschwichtigt hatte, so wechselten doch immer Hoffnung und Sorge, Verdruß und Scham in der schwankenden Seele; man freute sich, noch am Leben zu sein; unter solchen Bedingungen zu leben verwünschte man.

Die Equipage war schon herüber; aber bald eröffnete sich ein so prächtiger als trauriger Anblick. Die Armee zog über die Brücken, Fußvolk und Artillerie, die Reiterei durch eine Furt, alle Gesichter düster, jeder Mund verschlossen, eine gräßliche Empfindung mitteilend. Kamen Regimenter heran, unter denen man Bekannte, Befreundete wußte, so eilte man hin, man umarmte, man besprach sich, aber unter welchen Fragen, welchem Jammer, welcher Beschämung, nicht ohne Tränen!

Den 7. Oktober.

Als wir eben auf dem linken Ufer der Maas aufwärts zogen, um an die Stelle zu gelangen, wo wir übersetzen und die gebahnte Hauptstraße jenseits erreichen sollten, gerade auf dem sumpfigsten Wiesenfleck, hieß es, der Herzog von Braunschweig komme hinter uns her. Wir hielten an und begrüßten ihn ehrerbietig; er hielt auch ganz nahe vor uns stille und sagte zu mir: „Es tut mir zwar leid, daß ich Sie in dieser unangenehmen Lage sehe, jedoch darf es mir in dem Sinne erwünscht sein, daß ich einen einsichtigen, glaubwürdigen Mann mehr weiß, der bezeugen kann, daß wir nicht vom Feinde, sondern von den Elementen überwunden worden."

Den 7. und 8. Oktober.

Wir hatten über die Maas gesetzt und den Weg eingeschlagen, der aus den Niederlanden nach Verdun führt; das Wetter war furchtbarer als je, wir lagerten bei Consenvoye. Die Unbequemlichkeit, ja das Unheil stiegen aufs höchste: die Zelte durchnäßt, sonst kein Schirm, kein Obdach.

Der Mensch, wenn er sich getreu bleibt, findet zu jedem Zustande eine hilfreiche Maxime; mir stellte sich, sobald die Gefahr groß ward, der blindeste Fatalismus zur Hand, und ich habe bemerkt, daß Menschen, die ein durchaus gefährlich Metier treiben, sich durch denselben Glauben gestählt und gestärkt fühlen. Die Mahomedanische Religion gibt hiervon den besten Beweis.

Den 10. Oktober.

Kaum hatten wir den Kessel übers Feuer gehängt, mit herkömmlichen Ingredienzien und Zeremonien, als eine Ordonnanz hereintrat und im Namen des Kommandanten, Herrn von Courbière, freundlich andeutete, wir möchten uns einrichten, morgen früh um acht Uhr aus Verdun zu fahren.

Uns überfiel Schrecken und Entsetzen, denn bisher zweifelte niemand, daß von seiten der Alliierten man Verdun und Longwy erhalten, wo nicht gar noch einige Festungen erobern und sichere Winterquartiere bereiten müsse. Was es aber auch im ganzen für einen Ausgang nähme, mußten wir uns diesmal in unser Schicksal ergeben und speisten geruhig den einfachen Topf in verschiedenen Absätzen und Trachten, als eine andere Ordonnanz abermals hereintrat und uns beschied, wir möchten ja ohne Zaudern und Aufenthalt morgen früh um drei Uhr aus Verdun zu kommen suchen[1]).

Den 14. Oktober.

Sehr angenehm überrascht fuhren wir von Arlon nach Luxemburg auf der besten Kunststraße und wurden in diese sonst so wichtige und wohlverwahrte Festung eingelassen wie in jedes Dorf, in jeden Flecken.

Hier konnt' ich nun zum erstenmal den Koffer wieder aufschließen und mich meiner Reisehabseligkeiten, des Geldes, der Manuskripte wieder versichern. Das Konvolut zur Farbenlehre bracht' ich zuerst in Ordnung, immer meine frühste Maxime vor Augen: die Erfahrung zu

[1]) Goethe beginnt an demselben Tage einen Brief an J. H. Meyer mit den bezeichnenden Worten: „Umgeben von allen Übeln des Krieges."

erweitern und die Methode zu reinigen. Ein Kriegs- und Reisetagebuch mocht' ich gar nicht anrühren. Der unglückliche Verlauf der Unternehmung, der noch Schlimmeres befürchten ließ, gab immer neuen Anlaß zum Wiederkäuen des Verdrusses und zu neuem Aufregen der Sorge. Meine stille, von jedem Geräusch abgeschlossene Wohnung gewährte mir wie eine Klosterzelle vollkommenen Raum zu den ruhigsten Betrachtungen, dagegen ich mich, sobald ich nur den Fuß vor die Haustüre hinaussetzte, in dem lebendigsten Kriegsgetümmel befand und nach Lust das wunderlichste Lokal durchwandeln konnte, das vielleicht in der Welt zu finden ist.

Den 15. Oktober.

Wer Luxemburg nicht gesehen hat, wird sich keine Vorstellung von diesem an- und übereinander gefügten Kriegsgebäude machen.

Nun besaßen die Eltern unseres lockeren Führers in dem Pfaffental einen artigen, abhängigen Garten, dessen Genuß sie mir gern und freundlich überließen.

Jetzt nun aber aus der Stadt, wo das unselige Kriegsnachspiel mit Lazaretten, abgerissenen Soldaten, zerstückten Waffen, herzustellenden Achsen, Rädern und Lafetten, zugleich mit sonstigen Trümmern aller Art aufgeführt wurde, in eine solche Stille zu flüchten, war höchst wohltätig; aus den Straßen zu entweichen, wo Wagner, Schmiede und andere Gewerke ihr Wesen öffentlich unermüdet und geräuschvoll trieben, und sich in das Gärtchen im geistlichen Tale zu verbergen, war höchst behaglich. Hier fand ein Ruhe- und Sammlungsbedürftiger das willkommenste Asyl[1]).

Den 22. Oktober.

Auf dem Wege nach Trier fand sich bei Grevenmachern nichts mehr von jener galanten Wagenburg; öde, wüst und zerfahren lagen die Anger, und die weit und breiten Spuren deuteten auf jenes vorübergegangene flüchtige Dasein. Am Posthaus fuhr ich diesmal mit requi-

[1]) Goethe an J. H. Meyer vom selben Tag: „Ich bin in Luxemburg, sehr zufrieden, daß ich wenigstens dem Vaterlande so viel näher gerückt bin."

rierten Pferden ganz im stillen vorbei, das Briefkästchen stand noch auf seinem Platze, kein Gedränge war umher, man konnte sich der wunderlichsten Gedanken nicht erwehren.

Doch ein herrlicher Sonnenblick belebte soeben die Gegend, als mir das Monument von Igel, wie der Leuchtturm einem nächtlich Schiffenden, entgegenglänzte.

Trier, den 28. Oktober.

Die Wirtstafel, an der man übrigens ganz wohl versorgt war, gab auch ein sinneverwirrendes Schauspiel; Militärs und Angestellte, aller Art Uniform, Farben und Trachten, im stillen mißmutig, auch wohl in Äußerungen heftig, aber alle wie in einer gemeinsamen Hölle zusammengefaßt.

Übrigens mochte man kaum hier und da hinhorchen, der Verdruß war grenzenlos. Und wie es schon eine verdrießliche Empfindung erregt, wenn glückliche Menschen nicht ablassen, uns ihr Behagen vorzurechnen, so ist es noch viel unausstehlicher, wenn uns ein Unheil, das wir selbst aus dem Sinne schlagen möchten, immer wiederkäuend vorgetragen wird. Von den Franzosen, die man haßte, aus dem Lande gedrängt zu sein, genötigt, mit ihnen zu unterhandeln, mit den Männern des 10. Augusts sich zu befreunden, das alles war für Geist und Gemüt so hart, als bisher die körperliche Duldung gewesen. Man schonte der obersten Leitung nicht, und das Vertrauen, das man dem berühmten Feldherrn so lange Jahre gegönnt hatte, schien für immer verloren.

*

Wie hat Clausewitz darüber geurteilt?[1])

Auf die Vorstellung der französischen Ausgewanderten, daß alles dem Feldherrn der Verbündeten zufallen würde, wagte man es 1792

[1]) Hinterlassene Werke des Generals Carl von Clausewitz: Über Krieg und Kriegführung. Zehnter Band: Strategische Beleuchtung mehrerer Feldzüge von Sobiesky, Münich, Friedrich dem Großen usw. (Berlin 1837, Dümmler); Der Feldzug des Herzogs Carl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig 1787. Dritter Abschnitt: Betrachtungen über den Feldzug.

mit einer ganz unzulänglichen Macht von 70 000 Mann in Frankreich einzudringen. Man mußte sich mit großem Verlust zurückziehen, ohne auch nur ein Gefecht annehmen zu können. Es war ein politischer Versuch, der mißglückte; die Demütigung Preußens dabei war sehr groß.

Auf die wahrscheinlichen Fehler seines Gegners zu rechnen und seine Entwürfe zu bauen, ist im Kriege nicht allein erlaubt, sondern in den meisten Fällen [sogar] notwendig, aber doch nur wenn von einem Unternehmen gewöhnlicher Art die Rede ist, wo das Kriegsglück die Beschämung eines Nichterfolges deckt; ein Unternehmen aber, wo man, wenn der Gegner das Seinige tat, gar nicht zu einem Versuch der Waffen kommen konnte, führte gewissermaßen zu einem Geistesbankerott, zu einer moralischen Niederlage, die durch nichts gemildert oder verschleiert wurde.

Hans von Beseler (geb. 1850)

1814[1])

Blüchers stürmischer Mut und Gneisenaus Geistesgröße sind, trotz mancher Fehlgriffe und Mißerfolge, wie 1813, auch 1814 die führenden Kräfte gewesen. Nach Paris, über die Trümmer des geschlagenen feindlichen Heeres hinweg! ist ihre Losung. Mag aus Frankreich werden, was da wolle: jetzt gilt es nur, den verhaßten Peiniger zu vernichten. So eilt Blücher nach Brienne, um hier den überraschenden ersten Streich seines großen Feindes zu empfangen, dessen kecker Vorstoß über St. Dizier mit einer vernichtenden Niederlage bei La Rothière hätte bestraft werden müssen. Doch der Kaiser entkommt nach Troyes, und nun ereignet sich das Wunderbare: sein siegreicher Gegner teilt sich, anstatt mit vereinten Kräften über den schon Geschlagenen herzufallen.

Blüchers Marsch an die Marne erklärt sich nur aus den eigentümlichen Verhältnissen dieses Koalitionskrieges. Die Tage von Brienne und La Rothière hatten ihm gezeigt, wessen er sich von der Heeresleitung der Verbündeten zu versehen hatte, die er nicht zur entscheidenden Tat hatte bewegen können. Nun wollte er frei sein, ohne die lähmende Nähe einer zaudernden und unentschlossenen Oberleitung, und diese war froh, den stürmischen Dränger los zu sein, der gegen die Regel jeder vernünftigen Kriegskunst nur immer siegen wollte, wie einst der Große Friedrich. Die Teilung der Verbündeten war ohne Zweifel ein Fehler, wenn auch die Stärkeverhältnisse Blücher eine besondere Aufgabe zu stellen erlaubten, ohne der Hauptarmee die Aussicht auf

---

[1]) Beihefte zum Militär-Wochenblatt 1914, Heft 5. Herausgeg. von v. Scriba, Oberst a. D. Berlin 1914, E. S. Mittler & Sohn. — 1814. Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am Wilhelmstage 1914 von H. v. Beseler, General der Infanterie; S. 193—196.

Wer das, was unmittelbar vor ‚1814' liegt, in ähnlicher Gedrängtheit genießen möchte, der greife zu „1813. Blücher und Bonaparte". Von Feldmarschall Frhrn. v. d. Goltz (Stuttgart 1913).

entscheidende Erfolge zu nehmen. Sie trifft aber keine Anstalten dazu, und der Kaiser kennt seine Gegner! Die Gefahr droht ihm von Blücher; gegen ihn wendet er sich, zunächst mit der Absicht, sich ihm zum Schutz von Paris vorzulegen. Da erfährt er den Marsch der Schlesischen Armee in getrennten Gruppen; schnell erfaßt er die Gunst der Lage: ein glänzender Erfolg winkt ihm, und Blücher erkennt erst die Gefahr, als Napoleon bei Champaubert mitten in die Flanke des Schlesischen Heeres hineingestoßen hat. Der Kaiser wirft Sacken und Yorck bei Montmirail nach Norden, Blücher bei Vauchamps und Etoges nach Osten zurück, wird nun aber doch durch das Vorgehen der Hauptarmee um Paris besorgt und eilt im Fluge seinen von der Seine hinter den Yerres ausgewichenen Marschällen zu Hilfe. In verlustreichen Kämpfen gehen den Verbündeten die kaum gewonnenen Seine-Übergänge von Pont sur Seine bis Montereau wieder verloren, langsam wendet sich ihr Heer rückwärts, und noch einmal spukt das verhängnisvolle Plateau von Langres in dem strategischen Gedankenkreise des Hauptquartiers: da führt wieder die Schlesische Armee eine Wendung herbei. Kaum eine Woche nach dem Unglückstage von Etoges reicht Blücher, den Napoleon für lange Zeit los zu sein glaubte, bei Méry dem rechten Flügel der Hauptarmee die Hand. Aber hier stehen bleiben heißt zugrunde gehen. Die Hoffnung, die Hauptarmee vorgehen zu sehen, erweist sich als trügerisch; noch einmal, und diesmal mit gutem Grunde, greift Blücher auf Grolmans Rat zu dem Mittel der Trennung von ihr, um die Operationen wieder in Fluß zu bringen. Die Lage war anders geworden: nach La Rothière ein geschlagener, jetzt ein nach großen Erfolgen selbstbewußt und siegesgewiß wieder vorgehender Feind: vielleicht glückte es, den Gefürchteten wiederum von der Hauptarmee abzuziehen, sich mit Bülow und Wintzingerode zu vereinigen und ihn dann auf eigene Faust zu schlagen!

Der erste Teil des Planes gelingt. Der Kaiser folgt Blücher, der jetzt weislich ausweicht, seine Kräfte erst hinter der Aisne versammelt und den Feind nach sich zieht, um ihn im Übergang über den Fluß an-

zufallen. Napoleons rasche Flankenbewegung über Fismes und Berry au Bac, die Ungunst des Geländes zwischen Lette und Aisne, das Fehlschlagen der Umgehungsbewegung Wintzingerodes bei Craonne schieben die Entscheidung hinaus, die erst bei Laon fallen zu sollen scheint. Aber auch hier bleibt sie trotz Blüchers Übermacht und des glänzenden Erfolges von Athies aus; doch läßt der Kaiser von der Schlesischen Armee ab, bei der nun ein unbegreiflicher Stillstand in den Operationen eintritt, den man aus Blüchers Erkrankung, inneren Verhältnissen der Armee und einer unrichtigen Einschätzung der Kräfte des Kaisers, ja aus politischen Beweggründen zu erklären gesucht hat, ohne doch zu einer recht bündigen Beweisführung gelangt zu sein.

Aber der Abmarsch der Schlesischen Armee von Méry hat trotz alledem dem Kriege die entscheidende Wendung gegeben. Dank dem klaren Blick und der Entschlossenheit König Friedrich Wilhelms schritt jetzt endlich auch die Hauptarmee zum Angriff. Der Sieg bei Bar sur Aube wird aber leider nicht ausgenutzt, da man nun erst Blüchers Erfolge abwarten will. Sie bleiben aus, — ja, der Kaiser, voll von Plänen, will nach Laon zunächst der im Marsch auf Paris angenommenen Hauptarmee durch einen Stoß auf ihren Flügel Halt gebieten. Aber seine Kräfte reichen nicht mehr aus; er sieht sich bei Arcis einer Übermacht gegenüber, der er sich kämpfend entzieht, um sich in den Rücken der Hauptarmee zu werfen und sie von Paris abzuziehen. Vergebens. Nach kurzem Schwanken trägt endlich bei den Verbündeten der Gedanke an die Einnahme von Paris den Sieg davon. Ihr Vormarsch ruft auch den Kaiser dorthin zurück, — aber zu spät; der entscheidende Schlag fällt, und Thron und Reich sind für ihn verloren.

Bei mehr Klarheit über ihre politischen Absichten und größerer Entschlossenheit würden die Verbündeten ihr Ziel viel eher erreicht haben. Ohne den langen Stillstand am Rhein, die Versäumnisse bei und nach La Rothière, das Zurückweichen bis zur Schlacht von Bar sur Aube und danach das zögernde Stehenbleiben der Hauptarmee waren Napoleons kühne Züge undenkbar. Das eigentümliche Miß-

geschick des Schlesischen Heeres half ihm weiter aus seiner verzweifelten Lage heraus. Es ist wohlfeil, Blüchers Marsch marneabwärts zu tadeln; die Sorglosigkeit seiner Anordnungen zugegeben, mußte doch noch eine ganze Anzahl für Blücher mißlicher Umstände zusammenkommen, um dem Kaiser die Erfolge von Champaubert bis Etoges zu bringen. Oft genug, meint Clausewitz, sind Heere über so bedenkliche Lagen glücklich und ungestraft hinweggeglitten, — hier traf der Keulenschlag des Feindes Blüchers Heer gerade in einem solchen Augenblick der Schwäche. Aber der Kaiser, der „den alten Teufelskerl" los zu sein glaubte, hatte sich verrechnet: Blüchers Marsch von Châlons nach Méry und sein zweiter Abmarsch nach Norden zeigten bald genug, daß ihm Mut und Tatkraft ungebrochen waren, und trotz des nur halben Erfolges von Laon führten doch sie schließlich zur Entscheidung.

Denn ohne Blüchers zähes Festhalten an seinem Ziel hätten die Verbündeten den Kaiser trotz ihrer Überlegenheit kaum überwältigt; es fehlte ihnen das Beste jeder Heerführung: der Wille zum Siege. Unter dem Druck politischer Rücksichten und Unklarheiten vermag der kriegerische Genius nicht, seine Schwingen zu entfalten. Sobald und solange die ultima ratio ihre eindringliche Sprache spricht, darf die Heerführung nur noch ein Gedanke beseelen: der entscheidende, den Feind vernichtende Sieg. Das verkannten die Verbündeten und ließen ihn mehr als einmal ihren Händen entgleiten, bis endlich ein mannhafter Entschluß alles zum guten Ende führte.

Graf Helmuth von Moltke

Die Schlacht von Solferino[1])

Nachdem 1857 der Generalmajor v. Moltke zum Chef des Generalstabes der preußischen Armee ernannt worden war, setzte bei letzterem bald eine Steigerung seiner militärisch-literarischen Tätigkeit ein. Wie namentlich aus dem zweiten Teile des 12. Beihefts zum Militär-Wochenblatt 1913 hervorgeht, gab Moltke nicht nur den Anstoß dazu, sondern nahm auch persönlich den lebhaftesten Anteil an den Arbeiten der kriegsgeschichtlichen Abteilung. Von den Werken, die der Große Generalstab in der Zeit, da Moltke an seiner Spitze stand, veröffentlicht hat, erschien am frühesten — schon 1862 — „Der Italienische Feldzug des Jahres 1859, redigiert von der Historischen Abteilung des Generalstabes der Preußischen Armee". „Moltke ist", wie der Große Generalstab 1904 in der mit zahlreichen Erläuterungen versehenen neuen Ausgabe ausdrücklich bezeugt, „nicht allein der geistige Urheber des Werkes, sondern auch sein eigentlicher Verfasser, wenn auch andere an ihm mitgearbeitet haben. Stil und Gedanken, vor allem aber der im Kriegsarchive noch vorhandene Entwurf des zweiten Abschnitts, erweisen die eigenhändige und eingehende Bearbeitung des Italienischen Feldzuges durch den Chef des Generalstabes der Armee."

Geniale Feldherren haben sich niemals einseitig an theoretische Grundsätze gebunden, sondern ihr Handeln jederzeit frei den Verhältnissen des einzelnen Falles angepaßt. So auch Moltke. Der große Stratege hat uns eine reiche Fülle von Kriegslehren, aber keine logisch entwickelte Zusammenstellung davon hinterlassen. Auch diese Tatsache legte es nahe, den Feldmarschall mit dem längeren Ausschnitt aus einer seiner kriegsgeschichtlichen Arbeiten zu Worte kommen zu lassen.

In einem Kriege, wo die Haltung Deutschlands Österreichs Grenzen von dieser Seite her völlig sicherte, waren jetzt 9 Korps, also zirka ³/₄ der gesamten Streitmacht, im Felde zwischen Mincio und Etsch, am Südfuß

[1]) Großer Generalstab, Kriegsarchiv (Genstb. Man. II u 13): Der italienische Feldzug des Jahres 1859. II. Abschnitt: Vom 5. Juni bis zum Schluß des Feldzuges. Mit gütiger Genehmigung des Herrn Chefs des Stellvertretenden Generalstabes.

der Alpen versammelt, und das 4. Korps aus Galizien war, auf dem Marsche nach Italien, mit seinen Spitzen schon bei Vicenza eingetroffen.

In Ungarn befand sich nur noch das auf eine Division zusammengeschmolzene 12. Korps, und bei den politischen Verhältnissen zu Rußland konnte man in der Entblößung der östlichen Grenze unmöglich noch weiter gehen. In Tirol stand zwar das 6. Korps, Teile davon waren aber bereits nach Italien herangezogen, und der Rest wurde durch Garibaldi in Schach gehalten, welcher die Eingänge der Alpenpässe bedrohte. Die vierten Bataillone, soweit sie sich nicht in Italien befanden, hatte man im Innern des Landes als Besatzung der festen Plätze und großen Städte verwandt. Die Kräfte der Militärgrenze waren völlig in Anspruch genommen, denn was nicht nach dem Kriegsschauplatz gezogen oder mit Bewachung der adriatischen Küsten beauftragt war, wurde zum Grenzkordon- und sonstigem Landesdienst gebraucht, der um so weniger vernachlässigt werden durfte, als es in den türkischen Grenzprovinzen sehr unruhig aussah. Somit waren nur noch die beiden Kavalleriekorps in Böhmen und Ungarn, zusammen 30 Regimenter, disponibel. Die Bildung von 4 neuen Armeekorps war zwar angeordnet; über deren Aufstellung, wenn sie überhaupt gelang, mußten aber Monate vergehen. Der Kaiserstaat hatte seine ganze Militärmacht entfaltet, um sein Besitztum in Italien zu sichern.

Die 9 Armeekorps nun, welche innerhalb des Festungsvierecks standen, repräsentierten eine Sollstärke von über 250 000 Mann. Tatsächlich aber sehen wir nur 160 000, also kaum 2/3 jener Ziffer, der großen Entscheidung entgegengeführt, von welcher das Schicksal des Krieges abhing.

Den speziellen Oberbefehl über die gesamte Streitmacht in Italien hatte seit dem 16. Juni der Kaiser selbst übernommen...

Am 16. Juni war Feldzeugmeister Giulay zum Kaiser nach Villafranca befohlen worden, wo sich dieser gerade befand, und hatte dort die Bitte ausgesprochen, von seinem Kommando entbunden zu werden,

welche der Kaiser genehmigte. Die Entlassung des Grafen Giulay war durch die Verhältnisse geboten. Wenngleich die Armee im allgemeinen an Haltung nichts eingebüßt, so hatten doch die Ereignisse unter allen Graden der Offiziere eine Mißstimmung gegen die obere Leitung erregt, so daß ein Wechsel im Kommando erforderlich schien, um das erschütterte Vertrauen wiederherzustellen.

Der General der Kavallerie Graf Schlick erhielt den Befehl über die 2. Armee und traf bereits am 17. Juni bei derselben ein ...

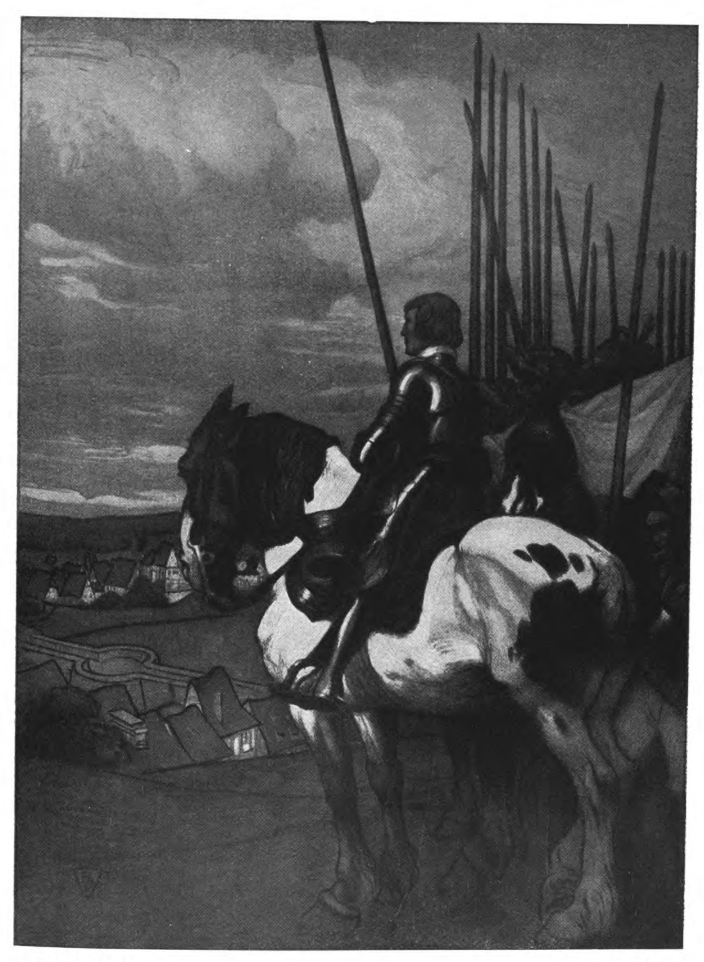
Die Entlassung des Grafen Giulay führte auch einen Wechsel in den einflußreichen Stellen seines Hauptquartiers mit sich ...

Auch unter den Divisions- und Brigadegeneralen fand eine Menge von Veränderungen statt, und am Schlachttage von Solferino führte die Hälfte der Divisionäre und $^{1}/_{3}$ der Brigadiers zum erstenmal die ihnen untergebenen Truppen.

Um die Verpflegung beider Armeen einer strengen Kontrolle und einheitlichen Leitung zu unterstellen, war der Feldmarschalleutnant Melzer zum Armee-Oberintendanten des operierenden Heeres ernannt worden. Es mochte schwer sein, in diesem Augenblicke gut zu machen, was seither verabsäumt oder unterlassen war, und gerade in dieser Periode entstanden vielfache Klagen über mangelhafte Verpflegung. Am Tage vor der Schlacht von Solferino fehlten mehreren Truppenteilen die Brotlieferungen, einigen sogar ihre ganzen Kolonnenmagazine. Bei Beurteilung der Leistung der Truppen in der Schlacht darf dieser große Übelstand nicht außer Rechnung gelassen werden.

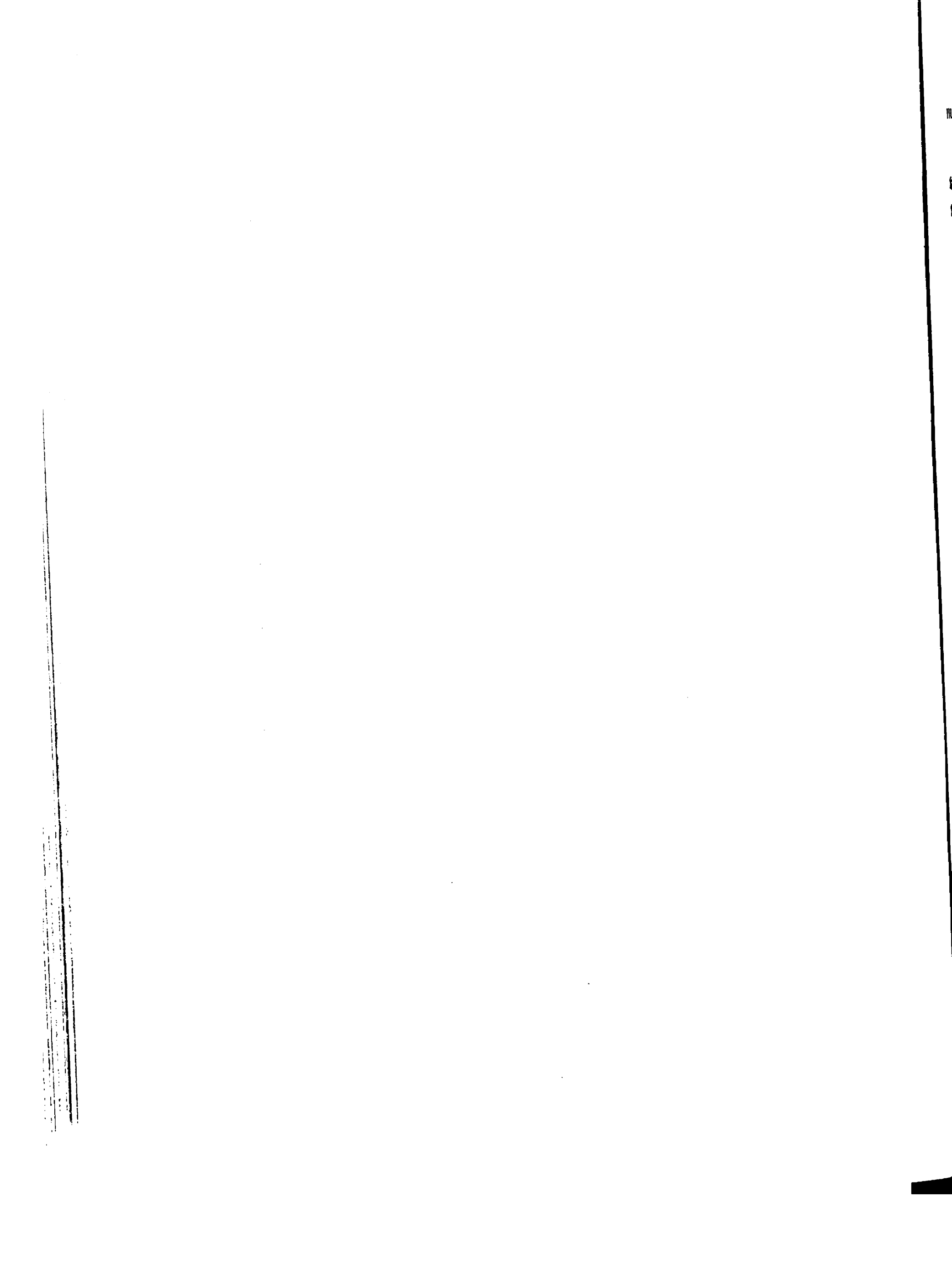
Die Gliederung einer Armee in den großen Hauptabteilungen ist an sich von hoher Wichtigkeit. Sie ist beim österreichischen Heer nicht ohne Einfluß auf die Entscheidung des Krieges geblieben und muß etwas näher ins Auge gefaßt werden.

Die taktische Einheit einer Armee im Felde bildet derjenige Truppenkörper, in welchem alle Waffen vereint, und welcher schon eine solche Stärke hat, daß er selbständig ein mehrstündiges Gefecht führen kann.



ANGELO JANK *AUS DER „JUGEND“*

DIE EISERNE WEHR



Der österreichischen Brigade war zwar Artillerie, nicht aber Kavallerie zugeteilt, auch war sie kaum über 4000 Mann stark. Erst die Division bildete einen selbständigen Truppenkörper von resp. 8000 und 12 000 Mann.

Vierzehn Infanterie- und zwei Kavalleriedivisionen, also 16 Armeeeinheiten, direkt aus einem Hauptquartier zu leiten, ist schwer; es setzt ungewöhnliche Mittel und eine große Tätigkeit schon für Märsche und Operationen voraus. In der Schlacht nehmen sie eine Front von mehr als einer Meile ein und sind selten nur noch zu übersehen.

Es muß bei einem Heer von solcher Stärke zwischen Hauptquartier und Division notwendig noch eine Kommandobehörde existieren. Diese war in den Korpskommandos bereits vorhanden.

Die Einteilung der Armee in Korps aus zwei sehr ungleichen Divisionen, zusammen um etwa 20 000 Mann stark, war an sich keine musterhafte, aber sie war eben da. Das Hauptquartier korrespondierte demnach mit 7 Kommandobehörden, oder inkl. Kavallerie- und Artilleriereserve mit 9 und war damit in der Tat nicht überlastet. Nun schob man aber noch 2 Armeekommandos ein.

Zunächst wurde dadurch die Leiter der Befehlsvermittlung noch um eine Sprosse verlängert, und es ist kaum denkbar, daß ein auf Grund der während des Tages eingegangenen Nachrichten gefaßter Beschluß durch das Medium der Armeekommandos und Korpskommandos bis zum folgenden Morgen an die Divisionskommandos und demnächst an die Truppen gelangen konnte. Ebenso mußte jede Meldung der Truppen verzögert werden, ehe sie das Hauptquartier erreichte. Und nicht allein die Schnelligkeit der Mitteilung, sondern auch die Intensität des Befehls verliert bekanntlich, je mehr Instanzen er zu durchlaufen hat.

Je größer die Hauptunterabteilungen, je mehr Freiheit muß ihnen gelassen werden. Man erinnere sich nur, welche Schwierigkeiten sich einem so energischen Willen, wie dem Blüchers, entgegenstellten, um ein Heer zu leiten, das aus 3 Armeekorps von nur 30 000 Mann bestand.

Hier war nun vollends die Streitmacht in 2 Armeen von 70- und 90 000 Mann geteilt[1]).

Wollte das Hauptquartier den Armeekommandos ihre notwendige Wirksamkeit lassen, so durfte z. B. für den Vormarsch nichts weiter bestimmt werden als etwa folgendes:

Die Armeen rücken in 2 Märschen an die Chiese, die 2. nördlich, die 1. südlich der Straße Volta-Castiglione. Dies geschah nun keineswegs. Die Disposition des Hauptquartiers bestimmt vielmehr jedem einzelnen Korps seine Richtung, und die Armeekommandos waren dabei ein bloßes Impediment. Sie waren aber nicht nur überflüssig, sondern höchst gefährlich.

Die Korps waren durch das Vorhandensein dieser Behörde verhindert, während der Schlacht frei und selbständig nach eigenem Ermessen zu handeln, wie dies die französischen Korpsgenerale zum Teil in musterhafter Weise taten.

Diese Schwerfälligkeit der Gliederung der Armeen machte sich nachmals fühlbar, namentlich da, wo beide Armeen aneinanderstießen, und unglücklicherweise war gerade dies der entscheidende Punkt.

Auch die verbündeten Armeen waren durch die Verluste auf den Schlachtfeldern, durch Krankheiten usw. nicht unwesentlich geschwächt. Namentlich hatte das ungewohnte Klima nachteilig auf den französischen Soldaten gewirkt, und die Lazarette lagen voll Fieberkranker.

Die Verpflegung des Heeres unterlag großen Schwierigkeiten. Unermeßliche Vorräte, die fortwährend aus Frankreich nachgeschickt wurden, hatten sich während der Unterbrechung der Lombardischen Eisenbahn in S. Martino am Ticino angesammelt. Dort lagerten Artillerie-, Lazarett- und Zeltmaterial, die Kanonenboote für den Gardasee, und Bestände aller Art. Als am 20. Juni die Österreicher Desenzano geräumt hatten, wurde sofort die Herstellung der Chiesebrücke in Angriff ge-

[1]) v. Clausewitz sagt: „Es gibt nichts Ungeschickteres als eine Armee, die in drei Teile geteilt ist, es sei denn eine, die gar nur in zwei geteilt wäre."

nommen, aber sie erforderte 10 Tage Zeit, und die Franzosen werden, bei den ungenügenden Mitteln zur Nachführung großer Vorräte, meist von Requisitionen an Ort und Stelle gelebt haben.

Die Ergänzungsnachschübe trafen unregelmäßig ein, und manche Regimenter hatten bis zur Schlacht von Solferino noch gar keinen Ersatz erhalten. Die französischen Bataillone sind daher in dieser Periode zu noch nicht 600 Mann, die Eskadron wenig über 100 Pferde, die Division nur auf zirka 7000 Mann anzuschlagen ...

Bei den Sardiniern war der Abgang weder in Gefechten noch durch Krankheiten bedeutend gewesen, und es können daher die Divisionen mindestens noch zu 11 000 Mann angenommen werden.

Die Verbündeten zählten sonach in runder Summe 150 000 Mann mit 400 Geschützen. Sie waren den Österreichern an Infanterie und Kavallerie fast gleich, an Artillerie aber erheblich schwächer.

Wir wenden uns nun den Operationen selbst zu:

Am 21. Juni ging der Kaiser Napoleon nach einem am 19. Juni in Brescia gehaltenen großen Kriegsrate weiter gegen die Chiese vor ...

Noch an diesem Abend erfuhr man im Hauptquartier zu Villafranca auf telegraphischem Wege über Paris das Vorrücken der Franzosen.

Am 22. Juni rückte das 2. französische Korps nach Castiglione vor, und der Kaiser ging dafür mit der Gardeinfanterie nach Montechiari. Sonst blieben die Truppen unverändert stehen ...

Im Österreichischen Hauptquartier wußte man von Garibaldi, daß er sich am Westufer des Gardasees gegen Norden ausgebreitet habe ... Im allgemeinen erfuhr man, daß Castiglione und Lonato vom Feinde besetzt seien.

Vorsichtig und tätig hatte der Feldzeugmeister Baron Heß schon am 20. Juni den Entwurf für das erneuerte Vorgehen der Armee bearbeiten lassen. Die Ausführung war auf den 24. Juni angesetzt, um den Truppen die möglichste Ruhe zu gönnen. Nach den nun eingegangenen Nachrichten mußte man aber besorgen, daß bis zu diesem Zeitpunkt der Feind selbst am Mincio erscheinen könne, in welchem Falle der Über-

gang über den Fluß, und zwar unter ungünstigen Terrainverhältnissen, erst hätte erkämpft werden müssen.

Der Feldzeugmeister eröffnete daher den beiden Armeekommandanten noch am Abend, daß die Vorwärtsbewegung schon am 23. Juni stattfinden werde, ein Entschluß, welcher trotz der damit verknüpften Unbequemlichkeiten für die Truppen vollkommen gerechtfertigt erscheint. Diese verloren ihren Ruhetag. Sie hatten zahlreiche Detachierungen abgeschickt, um Furage und Lebensmittel in den zum Teil entfernten Empfangsorten zu fassen. Die Rückkehr derselben konnte nicht abgewartet werden. Allein alle diese Rücksichten durften nicht in Betracht kommen gegen die Überzeugung, daß man bei längerem Zuwarten möglicherweise im Vorrücken verhindert werden konnte, daß nur die Wahl blieb, in unvorteilhafter Stellung sich angreifen zu lassen oder gezwungenerweise einen neuen Rückzug hinter die Etsch anzutreten.

Am 23. Juni nun rückte die österreichische Armee über den Mincio ...

Die Bewegungen wurden ohne alle Störungen ausgeführt, und die Truppen erreichten, wenngleich teilweise spät abends, die ihnen angewiesenen Punkte ...

Das Kaiserliche Hauptquartier befand sich in Valeggio, das der I. Armee in Cereta, der II. in Volta.

Die österreichische Armee hatte in konvergierendem Vormarsch etwas rechts geschwenkt. Am Morgen dieses Tages hatte sie von Peschiera bis Goito in einer Front von 4 Meilen auseinandergestanden, am Abend war sie zwischen Pozzolengo und Medole auf 1 1/2 Meilen zusammengezogen. Es fallen bei der Stärke von rund 150 000 Mann 10 Mann auf den Schritt dieser ganzen Ausdehnung. Aber die Hauptmassen befanden sich auf der nur 3/4 Meilen langen Linie Solferino—Rebecco, und es biwakierten über 100 000 Mann auf dem Raume einer Quadratmeile.

Der rechte, gewissermaßen selbständig detachierte Flügel des 8. Korps mit der Brigade Reichlin war in dem Berglande zwischen Monzambano und Lonato 28 000 Mann stark.

Im Zentrum befanden sich auf dem dominierenden Rand von Solferino bis Cavriana das 5. und 1. Korps 41 000 Mann.

Auf dem linken Flügel in der Ebene standen in erster Linie allein das 3., das 9. Korps und beide Reservekavalleriedivisionen, diese in dem für sie günstigsten Terrain, 47 000 Mann, die Hauptmasse etwas zurückgezogen bei Guidizzolo.

Dahinter waren noch verfügbar das 7. und das 11. Korps, 29 000 Mann, welche eine zweckmäßig aufgestellte Reserve gebildet haben würden, wenn sie als solche unter gemeinsamen Befehl und zur alleinigen Disposition des Oberfeldherrn gestellt gewesen wären. Allein die Einteilung der Armee in zwei Teile gestattete nicht die Bildung einer gemeinsamen Reserve. Das 11. Korps gehörte zur I., das 7. zur II. Armee. Die Darstellung der Schlacht wird zeigen, welche Nachteile daraus entstanden, daß man nicht imstande gewesen ist, eine große geschlossene Masse im entscheidenden Augenblick gegen den entscheidenden Punkt zu führen, den linken Flügel 86 000 Mann stark zu machen.

Der Vormarsch an und für sich muß als eine vorzüglich gelungene Einleitung zu der beabsichtigten Unternehmung bezeichnet werden.

Man wollte den Feind angreifen, man glaubte ihn erst an der Chiese zu erreichen, aber man wußte, daß man jeden Augenblick zuvor schon auf ihn stoßen könne. Dies war ja der Grund, weshalb man einen Tag früher aufgebrochen war. Das Heer stand nun wirklich so, daß es den möglichen Angriff jeden Augenblick annehmen durfte. Der österreichische Generalstab hatte alles geleistet, was von ihm gefordert werden kann. Die Marschdisposition des Feldzeugmeisters Baron Heß stellte die Truppen in zweckmäßigster Weise zur Verfügung, ihre Verwendung in der Schlacht war nun Sache des Feldherrn.

Natürlich konnte eine Disposition für die Schlacht nicht im voraus gegeben werden, ehe man wußte, ob und wo man sie schlagen würde. Aber die Truppen waren beisammen, ihre Lenkung durch unmittelbare Befehle von einem Punkt aus ermöglicht, und diese Befehle konnten nur erteilt werden in dem Augenblick, wo man auf den Feind stieß oder

wo er selbst angriff; sie waren dann aber auch augenblicklich zu erteilen. Die schwächere Hälfte des österreichischen Heeres fand bei der Stellung, welche man innehatte, eine nachhaltige Unterstützung im Terrain, die stärkere Hälfte in der Ebene ein so günstiges Feld für die Offensive, wie es in diesem Teil des Landes überhaupt gefunden werden kann. In dieser Stellung angegriffen worden zu sein, statt wie man beabsichtigte, aus derselben anzugreifen, kann an und für sich nicht als ein Nachteil bezeichnet werden.

Vom Feinde hatten sich den Tag über nur kleine Abteilungen gezeigt; auch liefen bis abends keine Meldungen ein, welche auf eine allgemeine Vorrückung desselben schließen ließen. So verblieb es natürlich für den folgenden Tag bei den ausgegebenen Marschdispositionen... Von großem Einfluß wurde dabei die Bestimmung, daß, wie am heutigen Tage, so auch morgen der Aufbruch erst um 9 Uhr erfolgen solle[1]). Schon mit Rücksicht auf die furchtbare Tageshitze wäre man gewiß gern früher marschiert, wenn die leidigen Verpflegungsrücksichten nicht auch hierbei ihren Einfluß geübt hätten.

Aber nicht sowohl der späte als der gegen die Disposition ungleichzeitige Aufbruch der Truppen war es, welcher nochmals die Österreicher verhinderte, große Massen innerhalb ihrer engen Konzentration früher zu versammeln, als die Franzosen es aus einer weit größeren Ausdehnung und Entfernung bewirkten.

Auf seiten der Alliierten hatte nämlich am 23. Juni auch keine weitere Bewegung stattgefunden als nur, daß das 1. Korps von Rho nach Essento vorgerückt war.

[1]) Vgl. Wilhelm Ritter Gründorf von Zebegény: Memoiren eines österreichischen Generalstäblers 1832—66 (Stuttgart 1913):

„Vom Armeeoberkommando war in Aussicht genommen, erst um neun Uhr vormittags vorzurücken. Diese für den heißen Monat Juni ungewöhnlich späte Abmarschstunde bildet ein auffallendes Rätsel, das noch der Lösung harrt. Auf Grund privater Nachforschungen an Ort und Stelle hat ein mir bekannter Grazer Patriot pikante Einzelheiten erfahren, die zwar das Rätsel in plausibler Weise aufklären, auf die ich mich aber an dieser Stelle nicht einlassen will." — Cherchez la femme oder: Kleine Ursachen, große Wirkungen!

Man wußte im Hauptquartier zu Montechiari mit Bestimmtheit, daß die österreichische Armee sich hinter den Mincio zurückgezogen habe. Wenn diesseits dieses Flusses sich im Laufe des Tages zwar an verschiedenen Punkten noch feindliche Abteilungen gezeigt hatten, so deutete doch keine Nachricht darauf hin, daß ein allgemeines Wiedervorgehen des Gegners stattfinde ...

Der Kaiser beschloß daher am folgenden Tage, weiter gegen den Mincio heranzurücken ...

Die Märsche waren nirgends über 2 Meilen. Die ursprüngliche Front (von Lonato bis Mezzana 2 Meilen) wurde durch dieselben auf die Strecke von Pozzolengo bis Guidizzolo, auf kaum $1^1/_2$ Meilen verkürzt. Es war also auch hier ein geschlossenes, konzentrisches Vorgehen. Die Natur des Bodens nötigte indes die Korps zum Teil auf einer einzigen Straße, folglich in sehr tiefen Kolonnen zu marschieren. Im Gegensatz zu der österreichischen Anordnung war der Aufbruch sehr früh morgens befohlen, um die große Hitze zu vermeiden, doch erhielten die Soldaten vor dem Ausmarsch ihren Kaffee.

Da nun die für den 24. Juni befohlene Vorwärtsbewegung nur teilweise zur Ausführung kam, der Marsch sich in eine Schlacht, und zwar für beide Teile ein Renkontre, verwandelte, so wollen wir hier nochmals die Hauptgruppierung der verbündeten Streitkräfte ins Auge fassen.

Mit Ausnahme des französischen 3. Korps und der in Castenedolo zurückgebliebenen Gardekavallerie und Artillerie hatten am 23. Juni sämtliche Truppen die Chiese überschritten und standen, ähnlich wie die Österreicher, in 3 Hauptgruppen geteilt:

Den linken Flügel bildeten die Piemontesen, 44 000 Mann;

das Zentrum die Garde, das 1. und 2. Korps, 58 000 Mann;

den rechten Flügel des 3. und 4. Korps und die beiden Kavalleriedivisionen, 50 000 Mann.

Den Österreichern standen sonach auf dem rechten Flügel wie im Zentrum überlegene feindliche Kräfte entgegen, aber eben dort fanden sie eine mächtige Hilfe im Terrain. Entschieden stärker war dagegen

ihr linker Flügel als der feindliche rechte, und wenn es gelang im Gebirge so lange standzuhalten, bis in der Ebene ein Erfolg erkämpft wurde, so mußten die Franzosen in der ihnen verderblichsten Richtung zurückgedrängt werden.

Das Schlachtfeld von Solferino zerfällt in zwei völlig verschiedene Teile. Der südliche gehört der absoluten Ebene, der nördliche dem sogenannten Mincioterrain, einem von diesem Fluß durchschnittenen Hügellande, an. Es ist dasselbe der Südspitze des Gardasees in zwei Meilen weitem Halbkreise vorgelagert, steigt vom See amphitheatralisch auf, erreicht an seinem äußern Rande, mit etwa 150—200 Fuß die größte Höhe und fällt dann kurz zur Ebene ab. Langgestreckte schmale Rücken, die ein gemeinsames Zentrum, das Südende des Sees, in konzentrischen Reihen umlagern, bilden die vorherrschende Formation, doch sind sie häufig mit plateauförmigen Erhebungen und einzelnen Kuppen bunt durcheinander gewürfelt. Die Abfälle sind meist nicht sehr steil und für Infanterie gangbar. Die die Höhen trennenden Senkungen haben gewöhnlich einen muldenförmigen Charakter, und nur hin und wieder schneidet ein Wasserlauf schärfer ein. Der äußere hohe Rand macht jedoch eine Ausnahme. Er hat vielfach steile Böschungen, und seine Täler, namentlich die Querschnitte, sind scharf markiert. Von seinen Höhen kann man Ebene und Hügelland, so weit das Auge reicht, übersehen. Einer der höchsten Punkte ist La Rocca bei Solferino. Rings im Lande umher erblickt man aus meilenweiter Entfernung den dort erbauten Turm, deshalb La Spia d'Italia genannt.

Die Bodenbeschaffenheit des Mincioterrains sowohl als der dasselbe zunächst umgebenden Ebene ist überaus steinig. Die Kultur ist daher, selbst in der Ebene, nicht durchgehends so dicht wie gewöhnlich, und in den Bergen findet sie sich nur auf den flacheren Hängen, während die steilen Böschungen und höheren Rücken entweder ganz frei oder mit Gebüsch bestanden sind. Das Hügelland ist hierdurch nach italienischem Begriff sehr übersichtlich und auch die benachbarte Ebene weniger bedeckt als anderswo. Die Wege, soweit sie nicht chaussiert, sind der Steine

halber meistenteils sehr schlecht und für das leichteste Fuhrwerk beschwerlich. Die Truppenbewegungen sind auch deshalb für die Schlacht von Solferino fast ausschließlich den vielfach vorhandenen Chausseen gefolgt.

Von den drei Lokalitäten S. Martino, Solferino—Cavriana, Medole—Guidizzolo, an welchen die Schlacht hauptsächlich geschlagen wurde, liegt die erste in der flachen Mitte des Mincioterrains, die zweite eine Meile südlich davon auf dessen äußerem hohen Rande, die dritte, etwa wiederum $^1/_2$ Meile nach Süden, in der Ebene. S. Martino ist gleichsam das Pivot, um welches die Schlacht in ihrem Verlauf eine kleine Linksschwenkung machte. Der Kampf von S. Martino bildet eine Episode für sich, und hauptsächlich nur die Gefechte auf den anderen Punkten treten im Laufe des Tages in nähere Beziehung zueinander.

Der Marschall Baraguay d'Hilliers hatte noch am späten Abende des 23. Juni durch zwei zur Rekognoszierung abgesandte Generalstabsoffiziere erfahren, daß Solferino von den Österreichern stark, angeblich mit 5—6000 Mann, besetzt sei. Er schloß daraus, daß er die dortige Stellung anzugreifen haben werde ...

Von dem österreichischen 5. Korps war von Solferino aus die Brigade Bils als Avantgarde vorgeschoben worden. Gleich hinter Castiglione bei Le Fontane stieß General Forey um 5 Uhr auf ihre Vortruppen, welche sowohl von Monte Valcura als auch, nach kurzem Widerstande, aus Le Grole delogiert wurden. Erst hinter dem dortigen, scharf einschneidenden Quertal fand man auf den staffelförmig gegen Solferino ansteigenden Höhen lebhafteren Widerstand. Die Österreicher sahen sich jedoch auch hier bald von den ersten Vorbergen verdrängt, und selbst die vorteilhafte Stellung auf dem Monte Fenile wurde von der Division Forey genommen. Die Franzosen hatten sich somit um 8 Uhr Positionen erkämpft, welche ihnen eine günstigere Entwicklung ihrer Kräfte sicherten. Um eben diese Zeit rückte die Division Ladmirault, welche durch die schlechten Wege in den Bergen aufgehalten worden war, auf dem linken Flügel in die Gefechtslinie ein ...

Die Österreicher hatten den Westrand der Höhengruppe von Solferino, auf welcher der weitere Entscheidungskampf des Zentrums geschlagen wurde, besetzt. Die bedeutendste Erhebung am ganzen Südrande des Minciotereains, bildet diese Gruppe ein für sich abgeschlossenes Ganzes. Ihr höchster Punkt ist die Rocca bei Solferino, welche sich zirka 200 Fuß über die Ebene und 100—120 Fuß über das nächstgelegene Berggelände erhebt. Nach Osten fällt dieser Berg jäh ab. Gegen Westen aber erstrecken sich von ihm, nur 15—20 Fuß niedriger als die höchste Kuppe und fast horizontal fortlaufend, gabelförmig, zwei schmale parallele Bergrücken. Der kurze südliche, auf dem eine kleine Zypressenallee gepflanzt ist, hat zirka 600 Fuß Länge und 10—20 Fuß Breite; — der nördliche Bergrücken, Monte Carnal genannt, ist anfangs 80 Fuß breit, verengt sich allmählich bis auf höchstens 15 Fuß, gewinnt dann aber durch den südlich sich anschließenden Monte Mezzana plötzlich wieder 150—200 Fuß Breite. Westlich ihres Vereinigungspunktes laufen der Monte Carnal und Monte Mezzana, nur durch ein schmales Tal getrennt, bis gegen die Contrada Fatorelle, zu der sie ziemlich allmählich abfallen, parallel nebeneinander her. Dem Monte Mezzana ist dann südlich noch ein etwa 800 Fuß gegen die Ebene vorspringender, etwas niedrigerer Berg angehängt. Sämtliche Abfälle vorgenannter Höhen sind mit geringen Ausnahmen so steil, daß selbst einzelne sie nur mit Mühe erklimmen können, und streckenweise macht sie die terrassenförmige Weinkultur ganz unersteiglich. Letztere findet sich fast überall, und nur der nördliche Hang des Monte Carnal und Monte Mezzana sind mit niedrigem Gebüsch bewachsen; die Höhen oben sind frei, übersichtlich und gangbar. Dicht vor La Rocca ist die Rückenfläche des Monte Carnal auf 150 Fuß Länge durch das stattliche Schloß von Solferino mit Kirche, großem Hofe und Nebengebäuden eingenommen und völlig gesperrt. 300 Fuß weiter westlich, findet solche Sperrung nochmals durch den kleinen 30 Fuß breiten, 80 Fuß langen, mit 6 Fuß hoher Mauer umgebenen Kirchhof des Orts statt. Das Dorf Solferino liegt zur Hälfte am Ostfuße der Rocca, zur Hälfte in dem von dieser, dem

Monte Carnal, Monte Mezzana usw. umschlossenen Kessel, für welchen bei Contrada Catena eine breite Schlucht den Ausgang bildet.

Die Stellung der Österreicher war sehr stark, und die Franzosen versuchten zunächst vergebens dieselbe, zu nehmen...

Die sardinische Armee sollte auf ihrem Marsche nach Pozzolengo das ganze Mincioterrain, in dem sich tags vorher mehrfach feindliche Patrouillen gezeigt hatten, aufklären. Der König hatte deshalb befohlen, in zwei Hauptkolonnen vorzurücken...

Madonna della Scoperta, eine alte Klosterkirche, mit den dazu gehörigen Gebäuden, liegt auf einem langen, schmalen Bergrücken, der zwar aus der Val dei Quadri steil aufsteigt, sich aber auf der entgegengesetzten Seite, also in der Richtung des piemontesischen Angriffs, sanft verflacht und wenig Verteidigungsfähigkeit bietet. Nur das Klostergehöft an sich bildet ein starkes Reduit. Obwohl nun die Avantgarde der piemontesischen Kolonne nur aus 2 Bataillonen und 2 Geschützen bestand, so wichen die österreichischen Bataillone derselben doch etwas eilig aus. Von Solferino her konnte der Posten nicht wieder genommen werden, da die 3 letzten Bataillone der Brigade Koller die einzige Reserve hinter den drei dort engagierten Brigaden bildeten, und es wurde daher Graf Palffy beauftragt, mit der Brigade Gaal, welche als allgemeine Reserve des 5. Korps etwa 2000 Schritt von Solferino, am Fuß des Monte Croce biwakiert hatte, sogleich anzutreten und die Piemontesen von Madonna della Scoperta zu vertreiben. Die Brigade hatte schon abgekocht und war bald auf dem Wege nach der Madonna...

Die Piemontesen zogen sich hinter den Eisenbahndamm und auf Canova zurück.

In der Ebene hatte sich, ungefähr gleichzeitig mit dem Kampf bei Solferino, das Gefecht südlich dieses Ortes engagiert...

Mac Mahon hatte sich gegen 1/29 Uhr zum Angriff auf Casa Morino entschlossen. Das Gehöft wurde ohne Schwierigkeit genommen, denn noch immer stand dort nichts als die österreichischen Vorposten des 3. Korps, und der Marschall rückte hierauf bis an das Campo di Medole

vor. Es ist dies eine absolute Tabula rasa ohne Baum und Strauch, über 1/4 Meile im Quadrat groß, zwischen genanntem Gehöft, der Casa nuova und Casa Galli, zu beiden Seiten der großen Chaussee gelegen, die den Franzosen, namentlich ihrer zahlreichen Kavallerie und Artillerie, ein außerordentlich gutes Gefechtsfeld bot und einem über dasselbe vorrückenden Angriff auch nicht die geringste Deckung gewährte ...

Es war nach 9 Uhr, als die beiden Marschälle Mac Mahon und Niel die angegebenen Stellungen innehatten. 17 000 Mann des 2. Korps, 24 000 des 4. und die 3500 Pferde starken beiden Kavalleriedivisionen bildeten jetzt in der Ebene eine geschlossene Masse von 44 000 Mann.

Ihnen gegenüber waren das 3., 9. und 11. österreichische Korps und die Kavalleriedivision Mensdorff, 63 000 Mann stark; allein diese Abteilungen standen zum Teil noch über eine Meile rückwärts. Vorerst fochten hier nur das 9. und ein Teil des 3. Korps.

Erst als Medole schon verloren war, hatte das 9. Korps sich allmählich in die Verfassung gesetzt, den Kampf anzunehmen. Die Brigaden Wimpffen und Benedek gingen gegen jenen Punkt vor, wurden aber von der Division Luzy gegen Rebecco zurückgedrängt, die Brigaden Fehlmayer und Blumencron rangen bei Casa nuova gegen die Division Vinoy, ohne dort vordringen zu können. Die Brigade Castiglione bei Baite und vom 3. Korps die Brigade Hartung in der Höhe von Casa nuova nahmen die von Casa Morino vertriebene Avantgarde auf.

In den Linien Rebecco—Baite—Casa nuova kam das Gefecht längere Zeit zum Stehen; aber um hier vorwärts zu dringen, hatten die Österreicher noch keine genügenden Streitkräfte beisammen.

Die Kavalleriedivision Zedwitz fiel aus, indem einerseits der General Volpaterny, nachdem seine Husaren vom General Canrobert aus Castel Goffredo vertrieben waren, anstatt sich mit der Brigade an den General Zedwitz heranzuziehen, den Auftrag, die linke Flanke der Armee zu decken, so auffaßte, daß er den ganzen Tag in derselben verblieb und nicht zum Gefecht kam, andererseits die Brigade Lauingen vom Schlachtfelde ganz verschwand. Letztere wurde nämlich beim weiteren Vorgehen

der Franzosen auf dem Campo di Medole, durch eine Batterie der Division Luzy beschossen, wogegen zwar General Lauingen seine Artillerie auffuhr, die Brigade selbst aber vom freien Felde fort in das bedeckte Terrain führte und bald darauf seinen vollständigen Rückzug bis Goito antrat. Dergestalt verlor Graf Wimpffen seine ganze, 28 Eskadron starke Reservekavallerie aus der Hand und blieb auf die wenigen Eskadrons beschränkt, welche den einzelnen Korps zugeteilt waren.

Wenn das Terrain auf dem äußersten linken Flügel zwar für geschlossene Reitergefechte durchaus ungünstig war, so hätte doch in anderer Beziehung hier die österreichische Kavallerie alles und jedes in der feindlichen Flanke unternehmen dürfen... Es wurden weder die Korpsreserven zu einer größeren Masse vereinigt, noch die Armeegeschützreserve in den Kampf geführt, die allein imstande gewesen wäre, hier das Gleichgewicht herzustellen.

Mac Mahon verblieb unter dem Schutz des Artilleriefeuers in seiner Aufstellung, und wenn er seine anfängliche Absicht, das 1. Korps bei Solferino zu unterstützen, noch nicht ausführte, so trug dazu nicht unwesentlich die Kavalleriedivision Mensdorff bei, welche ihm drohend in der linken Flanke stand. Einzelne Abteilungen bewegten sich sogar in seinem Rücken...

Wir haben jetzt gesehen, wie sich bis 9 Uhr vormittags eine Reihe von Einzelgefechten aus dem plötzlichen Zusammenstoß beider Heere entwickelte. Für diese konnte weder auf der einen noch der anderen Seite eine obere Leitung des Ganzen wirksam werden.

Die gesamte Lage der Dinge war so, daß man im österreichischen Hauptquartier kaum überrascht sein durfte, wenn man heute von der französischen Armee angegriffen, bei der späten Aufbruchstunde schon zuvor alarmiert wurde, denn man wußte Castiglione vom Feind besetzt, und die Vorposten standen eine Viertelmeile nahe an diesen Punkt heran. Es wäre also gewiß nicht überflüssig gewesen, die Armee- und Korpskommandos im voraus mit einer allgemeinen Anweisung zu versehen, ob man eintretendenfalls den beabsichtigten Vormarsch

aufgeben oder dennoch ausführen, ob man die dann unvermeidliche Schlacht stehenden Fußes annehmen und die Korps der zweiten Linie an die ersten heranziehen, oder ob man mit dieser sogleich zur Offensive schreiten wolle. Dies alles verstand sich nicht so ganz von selbst, daß darüber nicht Zweifel obwalten konnten.

Dagegen war die Überraschung der Alliierten vollkommen, als sie die feindliche Armee, welche eben hinter den Mincio zurückgegangen war, nun diesseits des Mincio fand.

Der Kaiser Napoleon war gegen 5 Uhr früh mit der Gardeinfanterie von Montichiaro abgerückt, als er sehr bald darauf den Kanonendonner hinter Castiglione hörte. Sofort ließ er den Marsch beschleunigen und die Gardekavallerie, welche in Castenedolo 3 Meilen rückwärts des Schlachtfeldes stand und erst um 9 Uhr von dort aufbrechen sollte, unverzüglich nach Castiglione beordern.

In diesem beabsichtigten Marschquartier langten um 7 Uhr die Meldungen aus allen Richtungen an.

Spätere französische Darstellungen zeichnen nun den Kaiser, wie er aus jenen Meldungen eine ganz unverhältnismäßige Ausdehnung der Schlachtlinie seines Gegners erkennt, daraus Mangel an Zusammenhang und geringe Tiefe folgert, sofort beschließt, de faire sauter le centre und von Anfang an alle seine Korps gegen diesen Punkt konvergieren läßt. Hätte der Kaiser Napoleon nun solche Vorstellung von der Aufstellung der Österreicher gefaßt, so wäre sie vollkommen unrichtig gewesen. Wir wissen, daß diese in einer äußerst konzentrierten und tiefen Aufstellung standen. Wenn man unter Zentrum nicht die Halbierung einer mathematischen Linie, sondern den Schwerpunkt der Massen versteht, so lag das österreichische Zentrum nicht bei Solferino, sondern leider in der Fuge zwischen der I. und II. Armee. Das rechts detachierte 8. Korps stand viel näher an dieser letzteren als die ganz verzettelte piemontesische Armee an der französischen.

Der Kaiser tat etwas viel Besseres. Er ritt sofort dorthin, wo der Kampf entbrannt war. Um 9 Uhr besprach er sich mit dem Marschall

Mac Mahon. Er brauchte ihm nicht den Befehl zu erteilen, das 1. Korps durch eine Linksschwenkung zu unterstützen, denn der Herzog von Magenta hatte dies in richtiger Würdigung der Verhältnisse längst beschlossen. Der Kaiser wird sich aber überzeugt haben, daß die Ausführung vorerst noch unmöglich war. Er wird ohne Zweifel die große Gefahr einer Durchbrechung nicht des österreichischen, sondern des französischen Zentrums erkannt haben, und nach der gefährlichen Lücke zwischen dem 1. und dem 2. Korps dirigierte er auch die Reservekavallerie. Um 10 Uhr war der Kaiser beim 1. Korps und griff, persönlich leitend, in den Kampf um Solferino ein. Er täuschte sich gewiß nicht darüber, daß weder zur Linken noch zur Rechten ein entscheidender Erfolg zu erringen sei, solange die Österreicher in dem Bergterrain bei Solferino hielten und dort jeder Vorrückung der Flügel in der Flanke standen. Gegen Solferino dirigierte er daher die Gardeinfanterie, die einzige Reserve, über welche er verfügte.

Die österreichische Aufstellung war am Morgen früh in ihrer ganzen Front angegriffen. Überall erblicken wir die Vorposten zurückgeworfen, ehe sie unterstützt wurden, auch sahen wir nicht, daß die rückwärts stehenden Korps sofort an die vorderen heranrückten. Während die Franzosen mit angestrengtester Tätigkeit den Aufmarsch ihrer tiefen Kolonnen bewirken, überall das Gefecht der Spitzen unterstützen, wird in den österreichischen Biwaks abgekocht. An Berichterstatten und Anfragen gewöhnt, scheint alles auf höhere Befehle zu warten, und doch hatte bis um 9 Uhr noch keine einzige Meldung über das, was seit drei bis vier Stunden vorging, ihren Weg durch die Korps- und Armeekommandos bis zum Hauptquartier gefunden. Freilich darf man dabei nicht übersehen, daß eine Meldung von le Grole nach Volta oder von Medole nach Cereta, dann nach Valeggio und von dort wieder nach Volta 4 Meilen zurückzulegen hatte. Nach Volta nämlich hatte sich der Kaiser Franz Joseph um 9 Uhr begeben. Von dort erblickte man den Pulverdampf des Kampfes bei Rebecco, hielt dies jedoch für ein Vorpostengefecht bei Medole. Geschützfeuer wurde nirgends wahrgenommen, und doch war schon österreichisches Geschütz verloren worden. Die bedeutenden Massen, welche der Feind

bereits am Campo versammelt hatte, waren von Volta aus nicht zu sehen. Von dem heftigen Angriff ganzer Divisionen auf Solferino erhielt der Kaiser die erste Nachricht durch einen seiner Flügeladjutanten, welcher mit der großen Suite direkt nach Cavriano geritten war und dort erfahren hatte, daß bedeutende feindliche Streitkräfte von Essenta-Castiglione gegen jenen Punkt gerichtet seien.

Darüber war nun kein Zweifel mehr, daß eine allgemeine Schlacht bevorstehe, ja daß man schon in derselben begriffen sei, und der Kaiser war völlig entschlossen, dieselbe durchzufechten. Da nach der Disposition der Vormarsch um 9 Uhr erfolgen sollte, so mußten jetzt wenigstens alle Korps formiert und bereitstehen, um nach jedem Punkt abzurücken, den die oberste Heeresleitung bezeichnen würde.

Um $^1/_2$10 Uhr wurden folgende Befehle erteilt: Dem Kommandierenden der II. Armee, Grafen Schlick, welcher sich in Volta befand, wurde aufgegeben, Solferino solange wie möglich zu verteidigen. Derselbe hatte bereits das 1. Korps dorthin dirigiert. Das 7. Korps sollte sogleich zur Unterstützung des 5. vorgezogen werden, doch konnte das augenblicklich von der Division Lilia ausgeführt werden, welche heute durch den General Brandenstein geführt wurde. Die Division Prinz Hessen hatte noch nicht abgegessen; sobald dies geschehen, sollte sie den anderen Divisionen nachfolgen. Feldmarschalleutnant Mensdorff erhielt die zweckmäßige Anweisung, das Vorgehen der ersten Armee zu unterstützen.

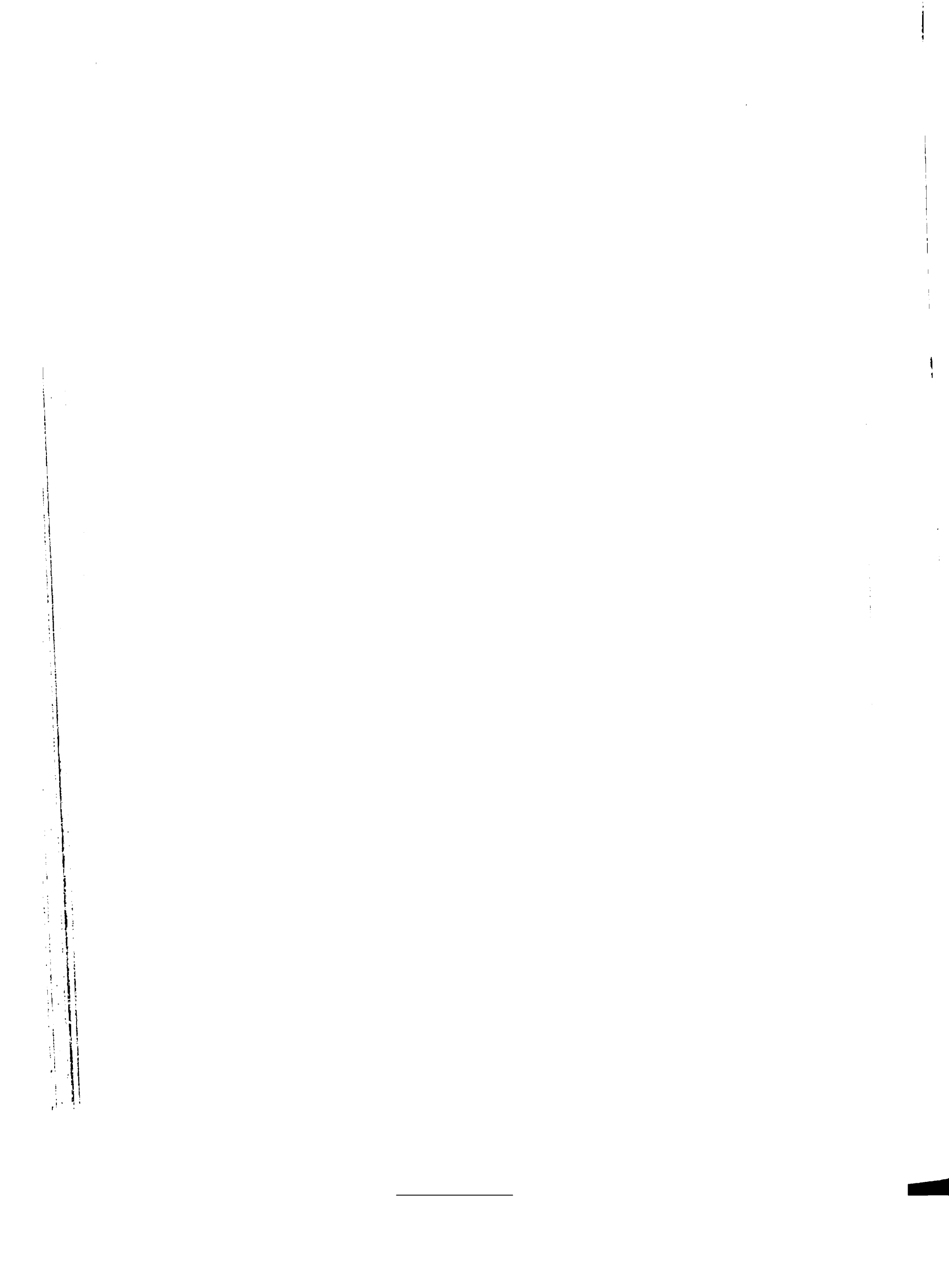
Das 8. Korps bekam direkten Befehl, anzugreifen. Man wußte, daß ihm nur die Piemontesen gegenüberständen, diese sollten gegen den Gardasee gedrängt und dann, wenn möglich, zur Unterstützung des 5. Korps nach Solferino detachiert werden. Wir wissen, daß General Benedek bereits ohne Befehl die Offensive ergriffen hatte.

Dem Feldzeugmeister Graf Wimpffen wurde durch einen Flügeladjutanten der mündliche Befehl nach Guidizzolo überbracht:

„Daß die tags vorher angeordnete Vorrückung zu vollziehen sei, und daß dennoch die I. Armee allsogleich in der anbefohlenen Richtung

MAX KLINGER *AMSLER & RUTHARDT, BERLIN W 8*

ZEIT UND RUHM



vorzurücken habe, um das vom Feind angegriffene Zentrum zu degagieren."

Um 10 Uhr waren sonach alle größeren Truppenabteilungen mit einer Anweisung für die eingetretenen Verhältnisse versehen. Die wichtigste darunter war die für die I. Armee.

Im wesentlichen war sie eine Hinweisung auf die frühere Marschdisposition. Allerdings wenn heute die I. Armee das in dieser Disposition bezeichnete Marschobjekt Carpenedolo erreichte, so war der Sieg gewonnen. Auch in der Motivierung, daß das Zentrum von einem feindlichen Angriff zu degagieren sei, lag wohl eine Aufforderung zum kräftigen Einschreiten. Allein so ganz von selbst folgt doch nicht, daß ein General an die Ausführung eines Marsches den letzten Blutstropfen und den letzten Atem von Mann und Pferd setzen sollte, während er darüber nicht im Zweifel sein wird, wenn ihm gesagt ist, daß es sich um die Entscheidung einer Hauptschlacht handelt, und daß er angreifen soll.

Der erlassene Befehl mag wohl auch dem General Ramming nicht positiv genug erschienen sein, da derselbe bald darauf einen wiederholten Befehl zur Vorrückung an den Grafen Wimpffen beantragte.

Kehren wir nun zurück zu dem Gang der Gefechte, wie dieselben sich seit 9 Uhr entwickelten, zunächst bei Solferino.

Dort verteidigte Graf Stadion bis etwa um 10 Uhr seine Position mit Erfolg und großer Bravour, dann aber fingen die Franzosen an, nach und nach Terrain zu gewinnen. Zunächst drang die Division Ladmirault, wenn auch nur mit großer Mühe, vorwärts.

Der Rücken des Monte Carnal und das erwähnte Tal sind vielfach von kleinen Gräben, welche die verschiedenen Felder voneinander trennen, quer durchzogen. Diese hatten die Österreicher zu mehreren hintereinander liegenden Aufstellungen benutzt und zu ihrer Verstärkung kleine Geschützemplacements aufgeworfen.

Die Franzosen, auf einen engen Raum zusammengedrängt, mußten jeden Fußbreit Landes mit Blut erkaufen, und die besonders große Anzahl von Gräbern zeugte später von dem furchtbaren Verlust, welchen

der Kampf dort gekostet. General Ladmirault mußte, zweimal schwer verwundet, das Schlachtfeld verlassen. Erst als die Franzosen auch nördlich des Monte Carnal gegen Contrada S. Martino überflügelnd vorgingen, wichen die Österreicher bis an den Kirchhof von Solferino zurück. Auch diesen griff Marschall Baraguay d'Hilliers sofort an, vermochte aber, obwohl er zur Unterstützung der Division Ladmirault nun auch die Division Bazaine, welche vom rechten nach dem linken Flügel gezogen worden war, engagierte, nicht auf dem unmittelbar westlich des Kirchhofs ganz schmalen Rücken des Monte Carnal vorzudringen und sah sich, zweimal blutig abgeschlagen, genötigt, den weiteren Kampf zunächst durch Artillerie vorbereiten zu lassen. Mehrere Batterien wurden auf dem sehr exponierten Punkt, wo Monte Carnal und Monte Mezzana zusammenstoßen, aufgefahren, die nun sowohl den Kirchhof und das Schloß von Solferino, als auch die Zypressenhöhe, wo die Österreicher ebenfalls Artillerie plaziert hatten, beschossen. Die Höhe war inzwischen auch auf der anderen Seite angegriffen worden. Der Kaiser Napoleon befahl der Brigade Alton dort vorzugehen, und General Forey selbst führte sie in Zugkolonne mit halber Deployierdistanz zum Kampf. Er drang, die Österreicher von den vorderen Bergen zurückwerfend, in ihrer linken Flanke bis an den Fuß der Zypressenhöhe vor. An dieser scheiterte jedoch jeder Angriffsversuch, und die französischen Kolonnen, in ihren Bewegungen hier völlig eingesehen und einem mörderischen Gewehr- und Kartätschenfeuer namentlich mehrerer bei La Rocca aufgestellten schweren Geschütze ausgesetzt, vermochten nicht die steilen Terrassen des hohen Berges zu ersteigen. Auch stieß man bald auf bedeutende Verstärkungen des Feindes. . .

Es war Mittag, als die Österreicher sich in die letzten Positionen um Solferino, den Kirchhof, das Schloß und die Zypressenhöhe zurückgezogen hatten und hier das Gefecht völlig wieder zum Stehen kam.

Sie hatten um diese Zeit inkl. des 1. Korps zirka 35 000 Mann bei Solferino selbst. Diesen hatten die Franzosen bis jetzt nur 24 000 Mann entgegengestellt und, obwohl davon die Division Bazaine noch nicht

gefochten, mußten doch hier neue Kräfte in das Gefecht gezogen werden....

Auch in der rechten Flanke war das Gefecht von Solferino durch die Brigade Gaal hergestellt worden.

Redone, wie Fossetta, zwei schmale, jedoch tief eingeschnittene Wasserläufe, waren von derselben zu überschreiten, und die Herstellung von ein paar Laufbrücken nahm einige Zeit in Anspruch. Sobald man indes erst das Gefechtsfeld erreicht hatte, wurden die inzwischen bis auf eine Brigade verstärkten Piemontesen schnell vertrieben und nach Fenil vechio verfolgt. Die Brigade Gaal sammelte sich dann gegen Mittag wieder in einer Aufstellung bei der Madonna, weil der Gang des Gefechts bei Solferino nicht gestattete, die Erfolge weiter auszubeuten. Der Feind stellte sich ihr gegenüber, an der von Lonato kommenden Chaussee auf, und das Gefecht ruhte nun hier vorläufig...

Die Höhen bei S. Martino bilden ein kleines, 30—40 Fuß hohes, in der Richtung von Nordosten nach Südwesten, zwischen Ostaglia und Val del Sole, etwa 1000 Fuß langes, 400 Fuß breites Plateau, das im allgemeinen nach allen Seiten hin in sanften, für alle Truppen gangbaren Böschungen abfällt. An der Nordecke hat die obere Fläche 2 spitze Vorsprünge, auf deren östlichstem die kleine Kirche von S. Martino liegt. Auf den Abhängen sind überall Cascinen gebaut, von denen namentlich die am nordwestlichen Abfall, auf halber Höhe gelegene C. Contracannia zu nennen ist; ein 80 Fuß im Quadrat großes, massives, höchst verteidigungsfähiges Gehöft, mit einem einstöckigen Wohnhaus und mehreren Nebengebäuden, die durch eine 7 Fuß hohe Mauer verbunden sind.

Auf diesem Plateau setzte sich Feldmarschalleutnant Benedek fest. Um freie Bewegung und ungehindert Übersicht zu erhalten, wurden auf der Höhe die Weinstauden und dünne Maulbeerbäume soviel als möglich abgehauen, dicht unterhalb der Kirche ein Emplacement für 3 Geschütze und längere Schützengräben, und auf dem zweiten Vorsprung links daneben eine starke Batterie für 4 Geschütze aufgeworfen.

17*

Die Cascine Contracannia richtete man durch Schießscharten in den Umfassungsmauern usw. noch besonders zur Verteidigung ein.

Die Position war überaus günstig. Die flachen Abhänge lagen unter dem rasantesten und durch die auf den beiden Vorsprüngen aufgestellten Geschütze auch im kreuzenden Feuer der österreichischen Batterien; die verschiedenen Cascinen waren vortreffliche Stützpunkte für die Verteidigung; die Reserven fanden eine gedeckte und dabei nahe Aufstellung; ein offensives Vorbrechen war in der Front und den Flanken überall möglich. . .

General Mollard, welcher sehr richtig vermutete, daß der Feind sich bei S. Martino logieren würde, wollte dies möglichst verhindern und befahl deshalb, sobald die ersten 2 Regimenter des Gros seiner Division, die ebenso, wie die Division Cuchiari zur Beschleunigung des Marsches aufgefordert worden war, herankamen, bald nach 9 Uhr die Höhe anzugreifen. Zweimal wurde dieselbe von den nunmehr zirka 6000 Mann starken Piemontesen erreicht, aber zweimal mußte man der Übermacht weichen und zog sich auf der direkten Straße nach Rivoltella zurück. Die Österreicher folgten und nahmen die vor ihrer Front gelegenen Cascinen inkl. Canova und Selvetta.

Jetzt um 10 Uhr erschien das Gros der Division Cuchiari, zirka 10 000 Mann, von Rivoltella kommend, auf dem Kampfplatz, und die Piemontesen gingen sogleich von neuem zum Angriff vor. Es geschah dies jedoch in etwas übereilter Weise, indem die eine Brigade gegen die Front der österreichischen Stellung geführt wurde, ehe die zweite, welche auf der Strada Lugana den rechten Flügel angreifen sollte, aufmarschiert war. So erreichten beide nur momentane Erfolge, und die Cascine Contracannia sowie die Position an der Kirche, welche erobert wurden, gingen bald wieder verloren. Nach ungeheurem Verlust zogen sich die Piemontesen abermals gegen Rivoltella bis hinter den Eisenbahndamm zurück, wo sie von der endlich auch angelangten Brigade Pignerol der Division Mollard aufgenommen wurden.

Es war zwischen 12 und 1 Uhr.

Bis zu diesem Abschnitt des Gefechts hatten von seiten der Österreicher ungefähr 18 000 Mann im Feuer gestanden, von seiten der Piemontesen, ohne die Brigade Pignerol, 16 000 Mann. Die Österreicher waren also nicht allein überlegen gewesen, sondern hatten den Vorteil gehabt, in starker Position immer ihre ganze Kraft gegen die allmählich vorgeführten Bataillone des Feindes verwenden zu können. Doch waren ihre Truppen, da von beiden Seiten mit Erbitterung gekämpft wurde, ermattet, und ein weiteres Vorgehen des 8. Korps, welches auch schon nach der allgemeinen Lage der Verhältnisse nicht tunlich schien, fand daher nicht statt.

Andererseits waren die piemontesischen Truppen, welche sehr gelitten hatten, etwas auseinandergekommen und einzelne Abteilungen sogar bis Rivoltello und S. Zeno zurückgewichen. General Mollard wagte daher, trotzdem er eine frische Brigade zur Disposition hatte, nicht sogleich wieder einen neuen Angriff zu versuchen und beschloß die vom Könige heranbeorderte Brigade Aosta der Division Fanti abzuwarten.

So trat auch hier, gleichzeitig wie im Zentrum, eine Gefechtspause ein, welche von beiden Seiten zur Erholung und Raillierung der Truppen benutzt wurde . . .

Der Kaiser stieg nunmehr zu Pferde und ritt nach der Höhe von Cavriana, von wo die ganze vorliegende Ebene sich überblicken ließ. Mit der größten Spannung schaute man nach der Wirkung aus, welche das Vorgehen der I. Armee haben würde, und bald wirbelten auch die Staubwolken vorwärts Guidizzolo empor; zugleich aber zeigten sich jetzt die großen Massen, welche der Feind bereits bei Cascine Morino entwickelt hatte, die furchtbare Artillerie, die ihr Feuer gegen die vereinzelten Batterien der Österreicher richtete, und nur allein vorwärts Rebecco schien etwas Terrain gewonnen zu werden. Die Disposition, auf welche Graf Wimpffen verwiesen worden war, besagte ausdrücklich, daß er über Medole auf Carpenedolo zu marschieren habe. Wurde dies ausgeführt, so trennte sich die I. Armee gänzlich von der II. Es wurde daher jetzt, bald nach 11 Uhr, ein schriftlicher Befehl folgenden Inhalts erlassen:

„An das I. Armeekommando.

Der Feind greift Solferino fortwährend heftig an und schiebt auch Kolonnen von Castiglione gegen Solferino vor.

Das I. Armeekommando erhält den Auftrag, mit allen Kräften vorzurücken und nicht mit der Hauptmacht gegen Medole, sondern à cheval der großen Straße gegen Castiglione sich zu dirigieren, um den feindlichen Angriff auf diesen Punkt zu vereiteln.

Ich befinde mich auf der Höhe von Cavriana.

Cavriana, den 24. Juni um $^1/_4$12 Uhr vorm.

Franz Joseph m. p." . . .

Die so veränderte Richtung auf Castiglione statt auf Carpenedolo entsprach vollkommen den Verhältnissen, nur muß man eingestehen, daß das Vorgehen zu beiden Seiten der Chaussee über das Campo di Medole jetzt sehr große Schwierigkeiten darbot. Es kann der Offensive keine schwierigere Aufgabe gestellt werden, als das Überschreiten einer freien Ebene, wenn der Feind mit allen Waffen und namentlich, wie hier, mit einer gewaltigen Artillerie jenseit derselben bereits sich eingerichtet hat . . .

Die I. Armee war nun mit allen 3 Korps engagiert, und zwar in der Richtung, welche ihr durch die Marschdisposition von gestern und die Anweisung von heute früh 10 Uhr vorgeschrieben war. Man wird einräumen müssen, daß es jetzt unmöglich war, den dem Grafen Wimpffen um 12 Uhr erteilten Befehl ohne weiteres auszuführen . . .

Um Rebecco, Casa nuova und die aus erbärmlichen Gebäuden bestehende C. Baite wogte der von beiden Seiten mit der größten Hartnäckigkeit geführte Kampf länger als 6 Stunden ohne Entscheidung hin und her. Rebecco wurde wiederholt genommen, aber ebensooft verloren. Es bildete den einzigen Stützpunkt, das Terrain bot sonst keiner Partei Vorteile dar, und die Chancen standen also gleich. Franzosen, obwohl an Kavallerie und Artillerie überlegen, zählten an Infanterie noch nicht 30 000 Mann, während die Österreicher hier über

50 000 Mann stark waren. Dennoch vermochten sie gegen das mit unwiderstehlichem Vertrauen, ja man muß sagen, mit Enthusiasmus geführte Bajonett der Franzosen nichts auszurichten. „Quand le combat," sagt General Niel, „avait lieu par des feux d'infanterie, l'ennemi ayant l'avantage du nombre, je perdais du terrain. Alors je formais une colonne d'attaque avec un des bataillons de ma réserve, et la baionnette nous donnait plus. que la fusillade ne nous avait fait perdre." Hier wie bei Solferino waren die beiderseitigen Verluste besonders groß.

Um dieselbe Zeit, zwischen 12 und 1 Uhr, als der Kaiser Napoleon sich entschloß, eine Garde zu engagieren, gedachte man österreichischerseits bei Solferino den größeren Teil des 5. Korps aus dem Gefecht zurückzunehmen und dafür die frischen Kräfte des 1. einzustellen. Die Brigade Bils, seit 8 Stunden im Feuer, sollte zuerst den Kampfplatz verlassen, die anderen Brigaden allmählich folgen.

Gerade in diesem höchst gefährlichen Momente begannen die Franzosen einen neuen Angriff . . . Obwohl die Österreicher noch eine Zeitlang lebhaften Widerstand leisteten, so zeigte es sich doch, daß die Brigaden des 1. Korps der feindlichen Energie nicht gewachsen waren. Wenn auch einzelne Bataillone sich tapfer wehrten, so kam das Ganze doch in der Hauptsache zum Wanken ... Die Zypressenhöhe und die bei Rocca wurden von den Franzosen erobert, welche auch in den südlichen Eingang von Solferino eindrangen und dort 4 abfahrende Geschütze nahmen.

General Baraguay d'Hilliers, als er die Fortschritte der Division Forey sah, ließ auch die Divisionen Ladmirault und Bazaine wieder von neuem gegen die Position des Kirchhofes und Schlosses, welche er inzwischen durch sein Artilleriefeuer erschüttert hatte, vorgehen und dieselbe sowohl in der Front, auf dem Rücken des Monte Carnal, als von Norden her, über Contrada S. Martino und S. Pietro, angreifen. Das Grenadierbataillon des Regiments Reischach verteidigte zwar beide Punkte mit besonderer Bravour, vermochte aber allein natürlich nicht

standzuhalten. Auch diese Stellung mit dem nördlichen Teil von Solferino ging verloren.

Da von der Garde nur die Brigade Maneque ins Gefecht kam, so waren auch in diesem Stadium derselben die Franzosen numerisch schwächer als ihre Gegner. Auch konnten die Österreicher durch die Verteidigung nicht erschöpfter sein, als ihre Gegner durch den Anmarsch und den so besonders schwierigen Angriff dieser fast uneinnehmbar erscheinenden Stellung. Aber der französische Angriff umfaßte die Höhen von Solferino auf 3 Seiten. Gerade die ungemeine Stärke der Stellung verhinderte, offensiv aus derselben hervorzutreten, und es hätte dem Angriff auf dessen Flügeln durch frische Reserven begegnet werden müssen ...

Um 2 Uhr waren sämtliche Positionen bei Solferino genommen, und die Österreicher traten hier ihren Rückzug an ...

Der Kaiser Napoleon ließ seine Truppen, sobald sie sich nach den harten Kämpfen bei Solferino etwas wieder formiert hatten, zur Verfolgung der Österreicher aufbrechen ...

Glücklicherweise war jetzt gegen 3 Uhr die Division des Prinzen von Hessen vorwärts Cavriana angelangt, sie bildete die einzige noch intakte Abteilung des Zentrums ...

Der Kaiser Franz Joseph gab die Schlacht noch nicht auf. Alle gefechtsfähigen Truppen der II. Armee sollten auf der Höhe von Cavriana versammelt werden. Ein Erfolg in der Ebene konnte die Verhältnisse noch wiederherstellen. Wirklich standen jetzt noch das ganze 7. Korps, an welches sich in der Ebene links die Brigade Roesgen des 3. Korps und die Kavalleriedivision Mensdorff anschlossen, Summa zirka 24 000 Mann, dem 33 000 Mann starken französischen Gardekorps, 2. Korps und der Gardekavallerie gegenüber.

Der Kaiser hielt im heftigen Kanonenfeuer bei Cavriana, als jetzt vom Grafen Wimpffen folgende Meldung eintraf:

„Ich habe zweimal die Offensive zu ergreifen versucht, und meine letzten Reserven dazu verwendet; bin jedoch nicht länger imstande

festzuhalten, und muß den Rückzug unter Deckung durch das 11. Korps antreten.

Das 9. Korps dirigiere ich gegen Goito, das 3. Korps über Cerlungo nach Ferri, das 11. Korps ebenfalls über Goito nach Roverbella.

Ich bedaure Euer Majestät kein besseres Resultat melden zu können.

Guidizzolo, am 24. Juni 2 Uhr nachm."

Jetzt erst, nach einer kurzen Besprechung mit dem Generalquartiermeister und dem Kommandierenden Grafen Schlick, wurde der Rückzug hinter den Mincio auch für die I. Armee befohlen.

Die Deckung desselben beruhte wesentlich auf der Division Hessen, welche das Terrain bis Volta Schritt vor Schritt verteidigen sollte.

Es war etwa 1/24 Uhr, als dieser Beschluß gefaßt wurde, worauf der Kaiser nach Corte, dann nach Volta zurückritt, von wo für beide Armeen noch Rückzugsdispositionen und die Bestimmung über ihre Aufstellung hinter dem Mincio erlassen wurden.

Die Franzosen hatten inzwischen ihren Angriff fortgesetzt. Gegen den Monte Fontana richtete sich der der Division Motterouge. Dieser isoliert gelegene 30—40 Fuß hohe Bergrücken bot den Österreichern eine gute Aufstellung. Seine Höhe ist völlig frei, fällt nach allen Seiten hin steil ab, und einzelne Kuppen bilden verschiedene, hintereinanderliegende Positionen.

Dieselben französischen Truppen, welche S. Cassiano genommen, gingen auch gleich zum Angriff auf die Brigade Brandenstein über, wurden aber sehr ernstlich zurückgewiesen. Als der Angriff verstärkt erneuert wurde, zog sich die Brigade auf den Bergrücken des Monte Fontana selbst, bis zur Brigade Wußin zurück. Der Prinz von Hessen ordnete darauf noch einmal ein Vorgehen der beiden Brigaden an, während er einige Bataillone Grueber der Brigade Gablenz als Reserve auf die Höhe zog. Die Franzosen wurden zum zweitenmal nach Cassiano hineingeworfen. General Mac Mahon ließ darauf die ganze Division Motterouge, verstärkt durch die Grenadierbrigade des Generals Niel, vorgehen,

und der Prinz von Hessen mußte nun, da auch die Garde-Voltigeur-division über Paglite de Cavriana seine rechte Flanke zu umgehen drohte, den Rückzug antreten, um Cavriana vor den Franzosen zu erreichen. Er zog sich fechtend in bester Ordnung bis in die Stellungen auf den Höhen von Madonna della Pieve östlich von Cavriana zurück. Das Städtchen selbst wurde nur mit einer Arrieregarde besetzt, da seine Lage inmitten dominierender Höhen eine ernsthafte Verteidigung untunlich machte ...

Die Franzosen folgten dem Prinzen von Hessen auf dem Fuße, griffen aber Cavriana nicht ernstlich an, sondern beschossen den Ort zunächst nur durch die Batterien der Garde und rückten erst hinein, als er um etwa 1/25 Uhr von den Österreichern geräumt worden war. Ein heftiges Gewitter, welches schon seit einer Stunde gedroht hatte, kam jetzt zum Ausbruch und unterbrach alle Gefechte auf einige Zeit.

Nach der Rückzugsdisposition sollte die I. Armee wieder auf Goito zurückgehen, die Kavalleriedivision Mensdorff auf Pozzolo, das 1. Korps auf Valeggio, das 7. auf Volta, das 5. auf Monzambano und das 8. auf Peschiera.

Das 8. Korps traf der Rückzugsbefehl in dem Augenblicke, als die Piemontesen, nachdem die Brigade Aosta der Division Fanti endlich bei S. Martino eingetroffen war, gegen 1/25 Uhr von neuem angriffen. In diesem Moment konnte und wollte General Benedek nicht zurückgehen. Es entspann sich nun, gerade während des Gewitters ein neues, sehr heftiges Gefecht, bei dem sich das Grenadierbataillon Prohaska, aus der Reservebrigade, noch mit Auszeichnung beteiligte und aus dem die Piemontesen wieder unverrichteter Sache zurückzugehen genötigt wurden. Sie blieben aber nahe genug, um den allmählichen Abzug der österreichischen Brigade, der endlich angeordnet werden mußte, besonders mit Geschützfeuer und heftigem Nachdrängen zu beunruhigen. Der Marsch über Pozzolengo nach Peschiera wurde mit größter Ordnung ausgeführt, und durch die Arrieregarde wirksam geschützt. Indes hatte man bei S. Martino doch 3 Geschütze im Stich lassen müssen ...

Bei der II. Armee fiel dem 7. Korps, welches den Rückzug im Zentrum zu decken hatte, eine schwierige und wichtige Aufgabe zu, da hinter ihm nichts mehr war, was Widerstand leisten konnte, destomehr aber, was gerettet werden mußte. Die einzige fahrbare Straße nach der Brücke von Valeggio führt von Volta aus dorthin. Dieser 3/4 Meile lange Weg war daher mit allen, einer Armee nachfolgenden Kolonnen bedeckt; Artilleriereserve, Pontontrains, Verwundetentransporte, Bagage der Korps, der Hauptquartiere, alles schob sich nebeneinander, so gut es ging vorwärts, um die Brücke von Valeggio zu erreichen. Dabei lag die Gefahr nahe, daß die Franzosen von Cavriana aus, auf der direkt nach Valeggio führenden Strada cavallara, diesen Punkt vor den abziehenden Österreichern gewinnen konnten.

Der Kaiser Franz Joseph, welcher nach gegebenem Rückzugsbefehl von Volta nach Valeggio gegangen war, befahl deshalb hier persönlich, sogleich alle noch kampffähigen Leute an der Brücke zu sammeln und dieselben zu einer vielleicht nötig werdenden Verteidigung aufzustellen. Versprengte des I. Armeekorps, welche über Valeggio nach ihren alten Biwaksplätzen bei Quaderni zurückkehrten, sowie die schwachen Reste einiger Bataillone, mit denen der Graf Clam und seine Divisionäre in Volta standen, wurden hierzu benutzt. Material wurde zusammengebracht, um den Übergang verbarrikadieren zu können, und mit vielem Eifer und großer Mühe die Bergrücken mit Geschützen garniert, die man aus der allgemeinen Artilleriereserve dort zur Hand hatte.

Diese Vorsichtsmaßregeln wurden indes unnötig. Die Franzosen machten zwar noch einen Versuch zur Verfolgung; denn kaum hatte der Gewittersturm ausgetobt, als sie aus Cavriana vordringen und die Österreicher von den Stellungen bei Madonna della Pieve und Umgegend vertreiben wollten. Eine dicht bei der Kapelle postierte österreichische Raketenbatterie, bewarf aber die debouchierende feindliche Artillerie und den Ort selbst mit solchem Erfolg, daß es den Voltigeuren nicht gelang, einen ordentlichen Angriff zu machen. Die Franzosen waren mit ihren Kräften völlig zu Ende, und der Abend brach herein...

Dem Gedränge auf der Straße von Volta nach Valeggio hatte man unterdessen einen neuen Abzug verschafft, indem südlich Valeggio, ungefähr in der Höhe von Campagnola, eine Pontonbrücke geschlagen worden war, auf der ein Teil der Truppen und Kolonnen über den Fluß gehen konnte. Von der II. Armee erreichte auf diese Weise alles bis zum nächsten Morgen das linke Ufer.

Die I. Armee hatte den weitesten Weg zum Mincio, ihre Brigaden waren durch den lang anhaltenden Kampf ermüdet, und in den Trainkolonnen, die auf allen Wegen hielten, begann es unordentlich zu werden, da die weittragenden Geschosse des Feindes auch sie zu bedrohen anfingen. Die letzte energische Verteidigung Guidizzolos, der losbrechende Gewittersturm und die Ermüdung der Franzosen verschafften jedoch auch hier Zeit genug, um die Ordnung wiederherzustellen und Truppen wie Material glücklich über den Fluß zu bringen. Die Arrieregarde behielt Guidizzolo bis um 10 Uhr abends besetzt und trat dann erst ihren Rückweg, ohne verfolgt zu werden, an.

Das Hauptquartier der II. Armee etablierte sich spät abends in Valeggio, das der I. in Goito, das Kaiserliche Hauptquartier in Villafranca.

Die Alliierten verfolgten nirgends, sondern biwakierten überall da, wo der eigentliche Kampf geendet hatte, bei S. Martino, Madonna della Scoperta, Cavriana und Rebecco. Kaiser Napoleon nächtete in Cavriana ...

Die Verluste der Österreicher betrugen:

Tote		91 Offiziere	2 261 Mann
Verwundete . .	4 Generale	485 „	10 160 „
Vermißte		54 „	6 890 „
Summa	4 Generale	630 Offiziere	19 311 Mann
		und 891 Pferde.	

An Geschützen waren 19, davon 6 ganz demontiert, verloren. Eine Fahne fiel in Feindeshand.

Sardinische Armee:

Tote	49 Offiziere	642 Mann
Verwundete	167 „	3 405 „
Vermißte	— „	1 258 „
Summa	216 Offiziere	5 305 Mann

Französische Armee:

Tote	150 Offiziere	
Verwundete	570 „	
Tot, verwundet u. vermißt .		12 000 Mann
Summa	720 Offiziere	12 000 Mann
Gesamtverluste der Alliierten	936 Offiziere	17 305 Mann . . .

Fassen wir die Ergebnisse dieses blutigen Tages kurz zusammen, so sehen wir, daß auf dem österreichischen rechten Flügel Feldmarschallleutnant Benedek mit 18 000 Mann gegen nach und nach 27 000 Piemontesen kämpft und im Vorteil bleibt.

Im Zentrum widersteht Feldmarschalleutnant Graf Stadion, von dem 18 000 Mann starken 1. Korps mangelhaft unterstützt, bei Solferino mit 17 000 Mann während des ganzen Vormittags 24 000 Franzosen. Er verschaffte dadurch dem linken österreichischen Flügel die nötige Zeit, um mit Überlegenheit den Sieg in der Ebene zu erfechten.

Hier aber vermag Graf Wimpfen mit 63 000 Mann gegen 44 000 des 2. und 4. französischen Korps nicht den Gegner zu überwältigen.

Endlich, als die französische Garde mit in das Gefecht eingreift, wird bei Solferino die österreichische Schlachtlinie durchbrochen und damit geht der Tag unwiederbringlich verloren; denn das nun zu spät eintreffende 7. österreichische Korps kann gegen die bedeutende Übermacht von 3 vereinten französischen das Gefecht nicht wiederherstellen, und die Flügel sind jetzt keineswegs mehr imstande, durch eine Schwenkung auf den durchbrechenden Gegner zu fallen.

Die lange Behauptung von Solferino durch den Grafen Stadion war eine heldenmütige und erfolgreiche. Die endliche Ablösung des 5. Korps während des Gefechts muß als eine sehr bedenkliche Maßregel bezeichnet werden. Sie wurde nötig, weil das Korps nicht seitwärts der verteidigten Stellung ausreichend unterstützt wurde. Der offizielle Schlachtbericht selbst räumt ein, daß das 1. Korps nicht mit der „hinreichenden Nachhaltigkeit" in den Kampf eingriff, auch war dies Korps schon im vollen Rückmarsch begriffen, als noch Teile des 5. Korps bei Solferino hielten. Außer dem 1. hatte aber Graf Schlick noch das 7. Korps zu seiner Verfügung. Es konnte, wie schon angeführt, trotz des späten Aufbruchs, der Zeit nach unzweifelhaft im entscheidenden Augenblick bei Solferino handelnd einschreiten, wurde aber bei S. Cassiano zurückbehalten und es ist nicht das erstemal in diesem Feldzuge, daß wir auf österreichischer Seite einen Heeresteil, der das Mittel zum Siege werden konnte, nur zur Vorbeugung einer Niederlage verwendet sehen.

Immer aber hatte der Widerstand des Zentrums volle 6 Stunden gedauert, eine lange unschätzbare Zeit, welche von den österreichischen Hauptkräften, dem 3., 9., 11. Korps und der gesamten Kavallerie genutzt werden konnte. Drang dieser linke Flügel ebenso glücklich wie der äußerste rechte vor, so war die Schlacht gewonnen, denn die Behauptung von Solferino war zwar die Bedingung des Sieges; — der Sieg selbst aber mußte in der Ebene gesucht werden.

Auch wenn es nur gelang, das weit vorgeschobene Nielsche Korps zurückzudrängen, mit dem man es zunächst allein zu tun hatte, da Mac Mahon sich nach der Fortnahme von Casa Morino nur abwehrend verhielt und Canrobert untätig bei Medole weilte, so würde die Schlacht eine ganz andere Wendung genommen haben, denn Mac Mahon war dann jedenfalls verhindert, zur Unterstützung des Hauptangriffs abzumarschieren.

Wie kam es nun, daß bei großer numerischer Überlegenheit dennoch die Österreicher in der Ebene nicht durchdrangen?

Allerdings war die Kavalleriedivision Zedwitz gleich zu Anfang des Gefechts auf Goito zurückgewichen und erschien nicht wieder. Ebenso-wenig kam Fürst Liechtenstein mit der Division Jellacic zum Vorschein. Allein man muß gestehen, wenn diese Abteilung, nach welcher der linke Flügel so sehnsüchtig aussah, auch wirklich anlangte, so fand sie den General Canrobert vor sich. Dieser wurde auch durch die bloße Erwartung ihres Erscheinens schon paralysiert.

Der bessere Erfolg für die Franzosen muß hier in der geschickten Verwendung der Waffen und in der ausgezeichneten Tapferkeit der Infanterie ihres 4. Korps gesucht werden. —

Sie hatten auf dem einzigen Fleck, wo Reiterei gebraucht werden kann, die Garde und die Divisionen Partonneaux und Desveaux, also 6000 Pferde beisammen. Diesen war Graf Mensdorff allein nicht gewachsen.

Etwa 80 Geschütze bestrichen bis Mittag das Campo di Medole, auf dem linken Flügel der Division Vinoy allein 42 in einer Batterie.

Hiergegen fuhr die österreichische Artillerie nur vereinzelt auf; die etwa 100 Geschütze starke allgemeine Reserve hat keinen Schuß getan, und von den überhaupt disponiblen 102 Batterien sind nur 45 zur Verwendung gekommen.

Aber Kavallerie und Artillerie waren hauptsächlich nur auf dem ganz freien Campo entscheidend; in dem bedeckten Terrain zwischen Rebecco und Medole war es die Infanterie, mit welcher Graf Wimpffen sich in höchst bedeutender Übermacht befand. Dennoch siegte die französische.

In der Ebene, nicht bei Solferino, lag für die Österreicher die Entscheidung des Tages.

Hier wäre nun vor allem eine starke, selbständige Hauptreserve zur ausschließlichen Verfügung des Oberkommandos nötig gewesen. Eine solche war bei der Zweiteilung der Armee nicht vorhanden, welche, wie es scheint, rein aus persönlicher Rücksicht für 2 bei der Armee anwesende höhere Generale beliebt worden ist.

Jedoch hätte diese Reserve sich noch während der Schlacht gebildet, wenn frühzeitig das 11. Korps etwa auf Val del Termine dirigiert, dort mit dem 7. und vorwärts mit der Kavallerie vereint worden wäre.

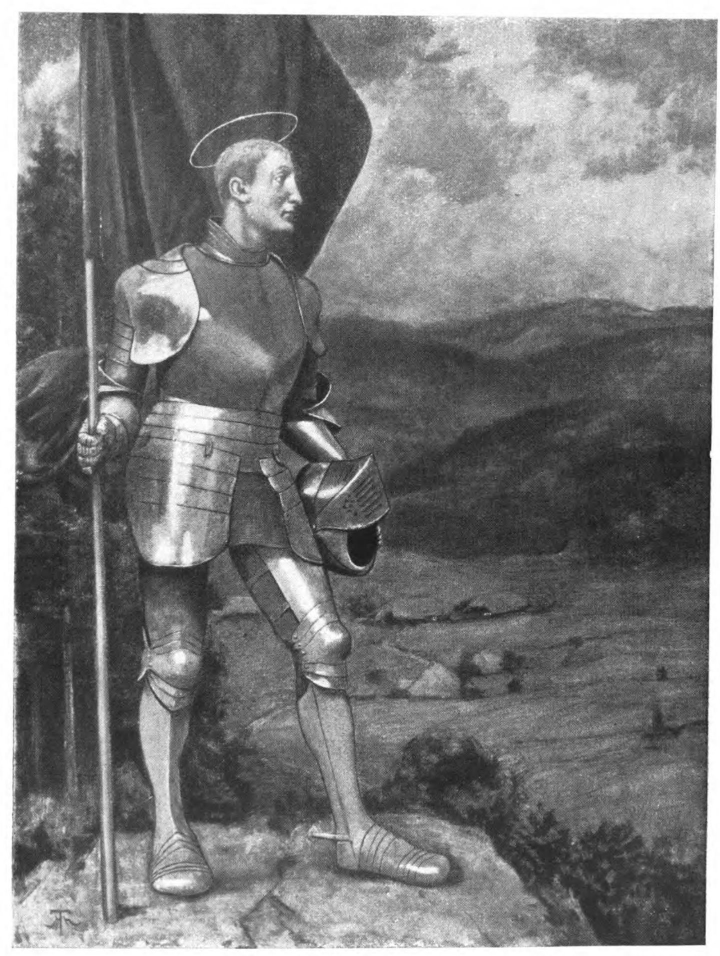
Nachdem einmal der Feind festen Fuß an der Westseite des Campo gefaßt hatte und Solferino selbst ernstlich bedroht erschien, war der Offensivstoß zwischen diesen beiden Punkten hindurch leichter auszuführen und augenblicklich wirksamer als der Angriff auf den feindlichen rechten Flügel.

Nächst der geschickteren Lenkung der Schlacht verdankt der Kaiser Napoleon den Sieg der ausgezeichneten Tapferkeit seiner Truppen. Dasselbe Lob kann der hingebenden Ausdauer und dem heldenmütigen Widerstand des österreichischen Heeres nicht versagt werden. Die Franzosen selbst, welche diese Eigenschaft zu schätzen und zu beurteilen wissen, haben sie anerkannt. Aber zu leugnen ist nicht, daß innerhalb dieses Heeres das Verhalten der einzelnen Truppenteile während des ganzen Feldzuges ein ungleiches gewesen ist.

Der französischen Einheit gegenüber ist es in einem Staate, der aus so vielen Nationalitäten gebildet wird wie Österreich, nicht leicht möglich, alle für eine Idee zu gewinnen.

Die Herrschaft Österreichs in Italien, für welche man kämpfte, stand den Wünschen der einen geradezu entgegen, sie ließ eine andere kalt und mahnte eine dritte, daß ihr eigenes spezifisch-nationales Interesse durch den Sieg der Gesamtmonarchie mindestens nicht gefördert werde.

Die ungleiche Stimmung der verschiedenen Landesteile konnte nicht ohne Einfluß bleiben auf den Teil ihrer Bevölkerung, welcher unter den Waffen stand. Es haben polnische, ungarische und selbst italienische Regimenter mit großer Auszeichnung gefochten, aber allgemein war diejenige Begeisterung nicht, welche noch etwas mehr leisten läßt, als was die Ehre der Waffen fordert, welche das Unmögliche versucht, um das Höchste zu erreichen.



HANS THOMA *DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT, STUTTGART*

DER HÜTER DES TALS

Unzweifelhaft hat in diesem Krieg das deutsche Element sich am meisten bewährt und ausgezeichnet ...

Übrigens behaupteten bei Magenta, so auch bei Solferino die Österreicher am Abend der Schlacht einen Teil des Schlachtfeldes. Ihr tapferer Widerstand hatte die Kräfte des Angriffs bis zur vollen Erschöpfung in Anspruch genommen. Eine Verfolgung fand auch hier nicht statt, und der Gewinn auf seiten der Franzosen war daher zunächst nur wesentlich eine, allerdings hoch anzuschlagende Steigerung des moralischen Elements.

Graf Helmuth von Moltke

Die Schlacht von Königgrätz[1])

Vorbemerkung. Den nachstehenden Aufsatz übergab mir Feldmarschall Graf Moltke am 9. Mai 1881 zur Benutzung bei meinen Arbeiten. Heute, da der Tod des Helden die Herzen der Nation bewegt, glaube ich vielen eine wehmütige Freude zu bereiten, wenn ich diese Erzählung, deren schlichte Größe ein so treues Bild seines Wesens gibt, in einer von Deutschen aller Parteien gelesenen Zeitung veröffentliche.

5. Mai 1891. Heinrich v. Treitschke.

Über den Entschluß zur Schlacht von Königgrätz haben sich unrichtige Angaben in militärischen Darstellungen und Biographien eingebürgert, die ein Schriftsteller von dem anderen angenommen hat.

Als Se. Majestät der König am 30. Juni beim Heer in Böhmen eintraf, hatte mit der II. Armee der Kronprinz nach siegreichen Kämpfen das schlesische Grenzgebirge bereits überschritten und die einzeln entgegentretenden österreichischen Korps über die obere Elbe zurückgeworfen. Prinz Friedrich Karl war mit der Ersten Armee über Gitschin hinaus vorgedrungen. Beide Heeresteile konnten, nach der Mitte zu, in einem Marsch versammelt werden.

Der Vorteil der inneren Operationslinie, welchen eine rechtzeitig in Böhmen versammelte Streitmacht unstreitig gegen zwei respektive von Norden und Osten vorgehende preußische Heere gehabt haben würde, mußte in dem Maße schwinden, wie beide sich einander näherten. Feldmarschall Benedek konnte jetzt das eine nicht mehr angreifen, ohne von dem anderen in der Flanke getroffen zu werden.

Die Vereinigung von zwei, bis dahin gesonderten Armeen *auf dem Schlachtfelde selbst* halte ich für das Höchste, was strategische

---

[1]) Beilage zur Allgemeinen Zeitung. Herausgeber: Dr. Alfred Dove. 1891. Nr. 130; Beilage-Nummer 108. München, 11. Mai [1891]. Moltke war am 24. April gestorben.

Führung zu erreichen vermag. Es lag daher im Plane des Feldzugs, die anfangs unvermeidliche Trennung jetzt freiwillig noch ferner aufrecht zu erhalten und das unmittelbare Zusammenwirken bis zu dem Augenblick zu verschieben, wo man auf die Hauptmacht des Gegners stoßen würde. Diese durfte nach dem Zurückweichen der vordersten österreichischen Korps in einer Stellung hinter der Elbe vermutet werden, den schwer zu überschreitenden Strom vor der Front, die Flügel angelehnt an zwei Festungen, Josephstadt und Königgrätz.

Fand die leicht zu bewirkende Heranziehung der II. Armee auf das rechte Elbufer statt, so standen auf einer Linie — etwa Königinhof bis Smidar — alle Kräfte versammelt. Es blieb aber dann nur der frontale Angriff auf eine formidable Stellung übrig, oder man mußte zu ihrer Umgehung einen Flankenmarsch an der Front des Feindes vorüber nach Pardubitz ausführen, den dieser durch offensives Hervortreten unterbrechen konnte und welcher die Verbindungslinie nach Schlesien gefährdete.

Ohne die Vereinigung verblieb allerdings Prinz Friedrich Karl allein der österreichischen Stellung gegenüber; aber der Kronprinz, welcher sich schon am linken Ufer der Elbe befand, konnte in der Flanke eine Position angreifen, die ohne diese Hilfe in der Front kaum zu bewältigen schien. Welche Hindernisse ihm dabei die Aupa bereiten mochte, war noch zu erfahren, und wurde deshalb eine Rekognoszierung gegen Josephstadt anbefohlen.

Jedenfalls mußten in den allernächsten Tagen entscheidende Entschlüsse gefaßt werden, nicht leicht auf dem lastend, welcher eine Verantwortung für seinen Rat zu tragen hatte, die ihm durch niemand sonst abgenommen wurde. Ein Kriegsrat insbesondere hat während dieses Krieges, so wenig wie während des folgenden, jemals stattgefunden.

Ich bin so glücklich, einen gesunden Schlaf zu haben, welcher die Sorgen des Heute vergessen und gestärkt für den Morgen erwachen

läßt. Eben hatte ich mich am 2. Juli zur Ruhe gelegt, als um 11 Uhr ganz unerwartet der General v. Voigts-Rhetz zu mir ins Zimmer trat. Es hatten im Laufe des Tages bei der I. Armee mehrfache Rekognoszierungen stattgefunden, die bis abends mit Sicherheit feststellten, daß das österreichische Heer oder mindestens ein sehr großer Teil desselben, nicht hinter der Elbe, sondern vorwärts derselben an der Bistritz stehe. Prinz Friedrich Karl hatte infolgedessen bereits eine Konzentration nach vorwärts befohlen und mit diesen wichtigen Nachrichten den Chef seines Generalstabs in das Hauptquartier zu Gitschin abgesandt, wo Se. Majestät ihn an mich verwies.

Jetzt gab es keine quälenden Zweifel mehr über das, was zu tun sei. Ich ging nach der am Marktplatz mir gegenüberliegenden Wohnung des Königs, wurde sogleich vorgelassen und fand ihn in seinem Feldbette liegend, natürlich ganz allein. Es bedurfte weniger Worte, um die Gunst der augenblicklichen Lage zu schildern, wenn sie ausgenutzt wurde, bevor die Österreicher ihren Rückzug hinter die Elbe fortsetzten. Se. Majestät war sofort entschlossen, den Feind am frühen Morgen des 3. Juli von allen Seiten anzugreifen. Die bereits getroffenen Anordnungen des Prinzen Friedrich Karl entsprachen vollkommen dieser Absicht, und es kam nur noch darauf an, die Mitwirkung des Kronprinzen sicherzustellen, welcher jetzt gerade in der Flanke des Gegners stand, aber, um ihn zu erreichen, einen Marsch von zwei Meilen zurückzulegen hatte.

In meinem Quartier, wo General Podbielski und Graf Wartensleben mich erwarteten, wurden nun sogleich die desfalls nötigen Befehle aufgesetzt und schon um 12 Uhr in doppelter Ausfertigung auf zwei verschiedenen Wegen nach Königinhof abgesandt, auch Prinz Friedrich Karl von dem zurückkehrenden General v. Voigts-Rhetz von dem gefaßten Entschluß in Kenntnis gesetzt.

Um 4 Uhr früh fuhr ich mit meinen beiden genannten Offizieren nach Hořitz, wo wir die vorausgeschickten Pferde bestiegen und über Milowitz vorritten. Es war ein trüber, regnerischer Morgen, die schon

in der Nacht abgerückten Truppen hatten beschwerliche Märsche zurückzulegen; dennoch war gegen 7 Uhr alles versammelt. Die ersten Schüsse fielen auf dem rechten Flügel, und allmählich verbreitete sich das Feuer auf der ganzen, eine Meile langen Front von Rechanitz bis Sadowa. Es wurde erkennbar, daß wir nicht Teile, sondern die ganze österreichische Armee vor uns hatten. Se. Majestät der König war um 8 Uhr auf dem Rozkos-Berg vor Sadowa, wo Prinz Friedrich Karl seine Meldung erstattete. Mehrere Fürstlichkeiten, auch Graf Bismarck, traten hinzu, und bald bildete das Gefolge eine so beträchtliche Gruppe, daß eine feindliche Batterie ein paar Granaten herüberschickte.

Es lag nun durchaus im Schlachtplan, daß die I. Armee nicht vorzeitig zu einer allgemeinen Offensive schreiten, sondern den Feind auf seiner ganzen Front beschäftigen, ihn festhalten sollte, bis die II. eingreifen konnte. Vorerst mußte man sich damit begnügen, die Bistritz-Linie und die an dem Bach liegenden Dörfer und Waldungen in Besitz zu nehmen, um einen Abschnitt gegen etwaiges Vorgehen des Gegners zu gewinnen und um später die Übergänge benutzen zu können. Darüber verliefen Stunden, ohne daß die Gefechtslinie in östlicher Richtung merklich vorrückte.

Man hat versucht, die Sache so darzustellen, als ob die schon halb verlorene Schlacht durch das zufällige Erscheinen des Kronprinzen noch gerettet worden wäre. Nirgends sind die Österreicher über die Bistritz vorgedrungen, ein Teil der Dörfer wurde bald genommen, und die II. Armee hatte den ganz bestimmten Befehl, vorzurücken. Freilich aber durfte in Betracht der Entfernungen ihr Eintreffen kaum früher als um Mittag erwartet werden. Natürlich blickten viele schon früher mit Ungeduld nach dem Kronprinzen aus, aber zu Besorgnissen war kein Grund vorhanden. Als der König mich gesprächsweise fragte, was ich von der Sachlage halte, antwortete ich: „Ew. Majestät werden heute nicht nur die Schlacht, sondern den Feldzug gewinnen."

Die Situation erinnerte an die Schlacht von Bautzen, wo der rechte französische Flügel wiederholt und dringend um Verstärkung bat. Der

Kaiser schickte statt dessen nur die Antwort: „à trois heures la bataille sera gagnée"; weil zu dieser Stunde Marschall Ney in der rechten Flanke der Verbündeten eintreffen mußte.

Dicht vor uns lag der Wald von Sadowa, in welcher die Brigade v. Horn von feindlicher Artillerie lebhaft beschossen wurde. Ich erinnere mich, wie ein Reh in hohen Sprüngen mitten durch die hinter dem Wald aufgestellten Bataillone und Trupps hindurchsetzte. Mit Wartensleben ritt ich eine Strecke auf der nach Lipa führenden Chaussee vor, auf welcher wir einem herrenlosen Ochsen begegneten, der, unbekümmert um die links und rechts einschlagenden Granaten, ruhig dahinschritt. Es mußte eine sehr starke Geschützlinie sein, welche dem Walde gegenüber aufgefahren war. Diese in der Front zu erstürmen, konnte keinen Erfolg haben, und es gelang mir, einen dazu bereits erteilten Befehl noch rechtzeitig zu inhibieren. Dagegen vermochte auch die österreichische Infanterie nicht hier wieder vorzudringen.

In wirklich gefährdeter Lage befand sich nur General v. Fransecky bei seiner heldenmütigen Verteidigung des Waldes von Maslowed, dem das schon um 3 Uhr morgens benachrichtigte I. Armeekorps, wenn es früh abmarschierte, eine sehr erwünschte Hilfe hätte bringen können.

Jenseits dieses Waldes ragte eine nur durch zwei Bäume gekrönte Bergkuppe hervor, welche sich scharf gegen den Horizont abzeichnete; es war die Höhe von Hořenowes, wohin längst schon unsere Blicke sich gerichtet hatten. Jetzt, 11 Uhr vormittags, stieg dort die weiße Wolke einer feuernden Batterie empor. Da die Höhe von der I. Armee nicht angegriffen war, so konnte dieses Feuer nur gegen Truppen der II. Armee gerichtet sein, und freudig wiederholte man sich: „Der Kronprinz ist heran!"

Auch in der entgegengesetzten Richtung ließ der Pulverdampf ein Vorschreiten des Generals v. Herwarth von Nechanitz gegen den linken Flügel des Feindes erkennen.

Um 2 Uhr zeigte das uns zugekehrte Aufblitzen der Geschütze, daß die Höhe von Hořenowes von der II. Armee besetzt sei.

Inzwischen dauerte der Artilleriekampf aus Hunderten von Feuerschlünden auf der ganzen Front an der Bistritz fort. Schon hatte die Infanterie die meisten Übergänge in Besitz genommen, als nach 3 Uhr rückgängige Bewegungen und teilweises Abfahren von Batterien wahrgenommen wurden. Jetzt trat die ganze I. Armee ihren Vormarsch an, die Kavallerie wurde vorgezogen, und mit ihr folgte der König über die Brücke von Sowetitz.

Der Ritt führte an der großen Batterie vorüber, welche so lange das Debouchieren aus dem Wald von Sadowa verhindert und bis zum letzten Augenblick im Feuer ausgehalten hatte. Nur einem Teil der Geschütze war es dann noch möglich gewesen, abzufahren, zehn Achtpfünder waren stehen geblieben; Bedienungsmannschaft und Pferde lagen tot oder verwundet auf dem Platz. Im scharfen Tempo ging es dann über den Raum, auf welchem der Kampf Opfer gekostet hatte, von denen der Blick sich am liebsten abwendet.

Langenhof war noch von Versprengten besetzt, und Gewehrschüsse wurden auf uns gerichtet. Indes ging es immer vorwärts, und wir hatten bald den Anblick der großen Attacke der österreichischen Reservekavallerie und der krausen Reitergefechte, welche darauf folgten.

Währenddessen hatte die österreichische Infanterie einen weiten Vorsprung gewonnen, sie war nirgends mehr zu erblicken; dagegen war es abermals die brave Artillerie, welche eine ausgedehnte Stellung seitwärts Königgrätz genommen und den weiteren Abzug schützte.

Um 6 Uhr waren alle Teile beider Armeen, von drei Seiten anrückend, auf dem Schlachtfeld versammelt, mehr als 200 000 Mann auf kaum einer halben Quadratmeile. Diesen Knäuel noch am selben Abend zu entwirren, war unmöglich.

Der König fand ein Unterkommen in Hořitz; ich mußte aber mit meinem Stab nach Gitschin zurück, wo alle Bureaus geblieben waren. Auf dem Wege dorthin begegneten wir in der Dunkelheit endlosen Zügen von Munitionskolonnen, welche den großen Verbrauch sogleich wieder

---

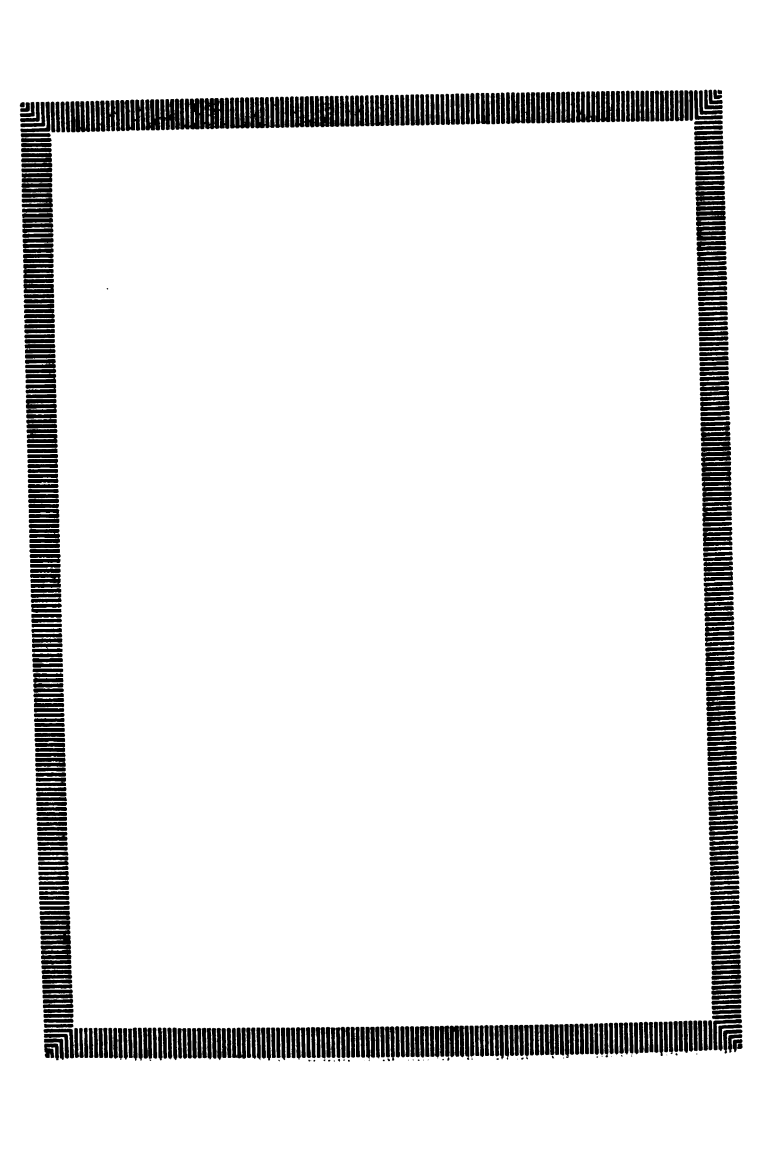
zu ersetzen hatten. So gelangten wir erst gegen Mitternacht in unser Quartier.

In der Eile und Ungeduld des Aufbruchs am Morgen hatte niemand von uns daran gedacht, sich mit Lebensmitteln zu versorgen; auch der König hatte nichts. Als am Abend die Aufregung sich gelegt und zwölf Stunden im Sattel zugebracht waren, stellte sich der Hunger ein. Von einem Ulanen erhielt ich eine Schnitte Leberwurst, Brot hatte er nicht; das war alles, was ich seit abends vorher genossen. In Gitschin war in der Nacht nichts mehr zu bekommen, mit Mühe war eine Tasse Tee herstellig gemacht.

Von Erschöpfung fiebernd, warf ich mich mit den Kleidern aufs Bette, denn schon in aller Frühe mußte die Genehmigung Sr. Majestät für die nun notwendig werdenden Anordnungen in Hořitz eingeholt werden.

Vierter Teil

Der vaterländische Gedanke / Die kriegerische Gesinnung / Die Friedensbewegung / Krieger und Christ / Die Frau und der Krieg



Fürst Otto von Bismarck (1815—98)

Deutschlands Aufgabe, den Frieden zu erhalten[1])

Mein ideales Ziel, nachdem wir unsere Einheit innerhalb der erreichbaren Grenzen zustande gebracht hatten, ist stets gewesen, das Vertrauen nicht nur der mindermächtigen europäischen Staaten, sondern auch der großen Mächte zu erwerben, daß die deutsche Politik, nachdem sie die injuria temporum, die Zersplitterung der Nation gut gemacht hat, friedliebend und gerecht sein will. Um dieses Vertrauen zu erzeugen, ist vor allen Dingen Ehrlichkeit, Offenheit und Versöhnlichkeit im Falle von Reibungen oder von untoward events nötig. Ich habe dieses Rezept nicht ohne Widerstreben meiner persönlichen Empfindlichkeiten befolgt in Fällen wie Schnäbele (April 1887), Boulanger, Kaufmann (September 1887), Spanien gegenüber in der Karolinen-Frage, den Vereinigten Staaten gegenüber in Samoa, und vermute, daß die Gelegenheiten, zur Anschauung zu bringen, daß wir befriedigt und friedliebend sind, auch in Zukunft nicht ausbleiben werden. Ich habe während meiner Amtsführung zu drei Kriegen geraten, dem dänischen, dem böhmischen und dem französischen, aber mir auch jedesmal vorher klar gemacht, ob der Krieg, wenn er siegreich wäre, einen Kampfpreis bringen würde, wert der Opfer, die jeder Krieg fordert, und die heut so viel schwerer sind als in dem vorigen Jahrhundert. Wenn ich mir hätte sagen müssen, daß wir nach einem dieser Kriege in Verlegenheit sein würden, uns wünschenswerte Friedensbedingungen auszudenken, so würde ich mich, solange wir nicht materiell angegriffen waren, schwerlich von der Notwendigkeit solcher Opfer überzeugt haben. Internationale Streitigkeiten, die nur durch den Volkskrieg erledigt werden können, habe ich niemals aus dem Gesichtspunkte des Göttinger Komments und der Privatmensuren-Ehre

---

[1]) Gedanken und Erinnerungen. Von Otto Fürst von Bismarck. Zweiter Band. Stuttgart 1898, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. Dreißigstes Kapitel. Dreiundzwanzigstes Kapitel. Zweiundzwanzigstes Kapitel.

aufgefaßt, sondern stets nur in Abwägung ihrer Rückwirkung auf den Anspruch des deutschen Volkes, in Gleichberechtigung mit den anderen großen Mächten Europas ein autonomes politisches Leben zu führen, wie es auf der Basis der uns eigentümlichen nationalen Leistungsfähigkeit möglich ist.

* * *

Aufgabe der Heeresleitung ist die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte; Zweck des Krieges die Erkämpfung des Friedens unter Bedingungen, die der von dem Staat verfolgten Politik entsprechen.

* * *

Gegenüber der erklärlichen und berechtigten Abneigung an maßgebender Stelle war mir Moltkes Kampflust, seine Schlachtenfreudigkeit für die Durchführung der von mir für notwendig erkannten Politik ein starker Beistand. Unbequem wurde sie mir 1867 in der Luxemburger Frage, 1875 und später angesichts der Erwägung, ob es sich empfehle, einen Krieg, der uns früher oder später wahrscheinlich bevorstand, anticipando herbeizuführen, bevor der Gegner zu besserer Rüstung gelange. Ich bin der bejahenden Theorie nicht bloß zur Luxemburger Zeit, sondern auch später, zwanzig Jahre lang, stets entgegengetreten in der Überzeugung, daß auch siegreiche Kriege nur dann, wenn sie aufgezwungen sind, verantwortet werden können, und daß man der Vorsehung nicht so in die Karten sehen kann, um der geschichtlichen Entwicklung nach eigner Berechnung vorzugreifen[1]).

---

[1]) Ähnlich im 26. Kapitel desselben Bandes: „Man kann die Wege der göttlichen Vorsehung dazu niemals sicher genug im voraus erkennen." Und das bedeutete dem tief religiös veranlagten Kanzler keine Phrase.

Friedrich Ratzel (1844—1904)

Einige Aufgaben einer politischen Ethnographie[1])

Die Völkerbeurteilung, die nur die intellektuellen Kräfte in Betracht zieht, geht von einer ganz falschen Auffassung der Kräfte aus, die die Weltgeschichte bewegen.

Die sittlichen Mächte und der Wille dürfen der weltgeschichtlichen Größe nicht fehlen. Und selbst die körperliche Leistungsfähigkeit soll nicht vergessen sein. Die Ausdauer im Ertragen der Strapazen des Krieges, zuletzt einfach in der Form der Marschierfähigkeit, ist eine Völkereigenschaft von geschichtlicher Bedeutung. Die Stählung des Willens und die der Muskeln machen die Überlegenheit der Kinder kalter Erdgürtel über die verweichlichten Bewohner warmer Länder aus. Der Einfluß eines Volkes in der praktischen Welt kann nur von praktischen Leistungen abhängen ... Nicht das Gehirn in erster Linie, sondern der Herzmuskel gibt die Entscheidung in den Völkerkämpfen.

Auf niederen Kulturstufen gibt es keinen andern Prüfstein des Wertes der Völker als den Krieg; auf den höchsten Stufen, die die Menschheit von heute erreicht hat, bleibt der Krieg immer noch eine der wichtigsten Prüfungen. Die Ursache ist immer dieselbe: um sich gegen den Angriff zu behaupten, setzt ein Volk alles, was es hat und weiß, aufs Spiel. Ein ernsthafter Krieg macht die letzten und äußersten Hilfsmittel flüssig. Ist es nun auch nur eine Anstrengung von kurzer Dauer, so entscheidet sie doch oftmals über eine ferne Zukunft. Das Preußen nach dem

[1]) Einige Aufgaben einer politischen Ethnographie. Von Professor Friedrich Ratzel in Leipzig. Zeitschrift für Sozialwissenschaft. Herausgegeben von Dr. Julius Wolf. III. Jahrg., Heft 1. Berlin, 16. Jan. 1900. IV. Die Beurteilung der Völker. (Wiederholt in: Kleine Schriften von Friedrich Ratzel. Ausgewählt und herausgegeben durch Hans Helmolt. Zweiter Band. München und Berlin 1906, R. Oldenbourg.) — Ratzel hat am 70er Kampf als Kriegsfreiwilliger teilgenommen, ist Mitte November bei Auxonne schwer verwundet und bald danach mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet worden. Vgl. sein nachgelassenes prächtiges Buch „Glücksinseln und Träume“ (Leipzig 1905).

Siebenjährigen Krieg, das Deutschland nach 1870/71 sind ganz andere politische Werte als vorher. Das Preußen nach der Schlacht bei Jena ist für ein paar Jahre weniger, als es vor dem (Ersten) Schlesischen Kriege gewesen war. Natürlich steht der Wert, den wir einer solchen Prüfung beilegen, im Verhältnis zu dem, was ein Volk in einem Krieg mitgebracht hat. Je länger er vorbereitet wurde, je breitere Massen er in Bewegung setzte, je mehr das ganze Volk sich daran irgendwie beteiligte, um so entscheidender wird der Krieg für die Beurteilung des Volkes sein.

Der Krieg ist ein Moment der Steigerung im Leben der Völker. Es gibt lange friedliche Jahre und Jahresreihen in diesem Leben, deren unscheinbare Leistung großenteils in den einfachen Aufgaben der Erhaltung und Erneuerung dieses Lebens aufgeht. Doch hängt es von diesen Leistungen ab, wie ein Volk sich ernährt und sich rüstet und wie es sich vermehrt, d. h. seine Kraft und sein Wachstum; und der Krieg zieht dann die Bilanz langer unscheinbarer Arbeiten oder eines langsamen Verfalles, der ohne diesen Sturm unbeachtet geblieben wäre.

Die beste Schule für die Beurteilung der Völker wird immer die Beherrschung der Völker bleiben. Jede politische Herrschaft ist ein Kursus in praktischer politischer Ethnographie.

Klaus Wagner-Roemmich (geb. 1884)

Vernichtungskrieg aus Handelsneid[1])

Unvermutete Überraschungen bilden die Regel im Völkerleben. Gewiß ist nur, daß ein aus Händlerneid streitendes England und ein aus Eitelkeit fechtendes Frankreich nimmer Deutschland vernichten werden, ein Deutschland, das ringt mit dem tollen Mute der Verzweiflung, mit der löwenhaften Kraft eines großen Volkes, das Dasein und Zukunft verteidigen muß, ein Deutschland, das gewillt ist, den letzten Heller dranzusetzen, die letzte Büchsenkugel zu verknallen, den letzten Blutstropfen zu vergießen, um teutonische Freiheit, teutonische Zukunft, teutonische Kultur zu retten. Alle drei Mächte gingen aus diesem Unfug von Krieg auf das schwerste erschöpft hervor. England erreichte seinen Zweck nicht. Sein Handel verlöre. Ganz andere Mächte — Amerika, Japan — zögen den Nutzen, weshalb auch Deutschland auf seemächtige Bundesgenossen nicht rechnen kann. Ein solcher Krieg würde den Germanen und ihren Kulturen einen gewaltigen Schlag versetzen, würde den Kampf zwischen den Germanoiden und den Mongolen zu unserem Nachteil verschieben, und aller Orten dem Widerstand wider das Germanentum neuen Mut einblasen. Wohl hat Raum nicht für alle die Erde. Aber für die Germanen hat sie Raum bis auf absehbare Zeit. Sollten germanische Waffen im Kriege sich wieder einmal kreuzen müssen, dann sei es nicht in einem wilden Vernichtungskampfe, den kurzsichtiges Händlerinteresse erregte. Übrigens sollten die Hetzer jenseits des Kanals sich auch einmal überlegen, daß Deutschland in einem britischen Kriege noch Mittel und Wege hat, von denen bisher die blinden Zeitungspolitiker nicht träumten. Wohl möglich ist es, daß deutsche Regimenter über den Indus zum Ganges marschieren, daß deutsche Truppen und türkische Divisionen unter deutschen Generalstabsoffizieren den Suez-

---

1) Klaus Wagner: Krieg. [Motto:] Wehrhaft und wahrhaft! Jena 1906, Hermann Costenoble (Preis: 1,50 M.). 1. Abschnitt: Der Zweck des Krieges. — 4. Abschnitt: Krieg und Kultur. Mit freundlicher Erlaubnis des Verlags und des Verfassers.

kanal sperren und über das englische Ägypten hin mit dem neuen scherifischen Schützling Sr. M. sich die Hände reichen zu einer allgemeinen Islamerhebung, daß im Süden Afrikas wahrscheinliche Dinge zur Wahrheit werden, daß schwarz-weiß-rote Flaggen auf den Zinnen von Rotterdam und Calais wehen und von Paris aus deutsche Kriegssteuern und deutsche Zwangsanleihen ausgeschrieben werden, ein Weltkrieg, wie ihn unsere Sonne nie gesehen. Freiwillig werden die Deutschen nicht solchen brudermordenden Weltbrand zünden, da wir von dem Unglück eines England, das mit uns im Frieden leben will, keinen Gewinn erhoffen; aber britische Angreifer werden an einem Feuerbrodeln von Dänemarks Schären bis zu den Lagunen Kalkuttas ihr germanisches Herrentum verbrühen. Mag es noch so viel Tausende von Millionen kosten, mögen jahrelang deutsche Blutströme in drei Erdteilen fließen — britische Admirale, die deutsche Flotten auf den Grund der Nordsee versenken, deutsche Häfen sperren und deutschen Seehandel zerstören, zwingen ein das Festland beherrschendes Deutschland noch lange nicht auf die Knie. Mag Deutschland noch so sehr unter dem Mangel einer Flotte leiden bis ins tiefste Mark, auch England hat ungeschützte Flanken. —

* * *

Franz Stuck malte einst ein Bild und schrieb daran: der Krieg. Ganze Völker liegen niedergemäht auf weiter Walstatt. Über Leichenhaufen schleppt mühsam das matte Roß einen ragenden Reiter heimwärts. Es ist der Krieg, der sein Werk vollbrachte. Doch nicht blutgesättigt, nicht mordzufrieden, wie der Friedensfreund wähnt, weidet sich der Schlachtengott, ein roher Triumphator, raubtiergleich an seinen blutigen Zerstörertaten. Nein; in erbarmungsfremder, ernster Herbe blickt das scharfgeschnittene Gesicht. Wer es ansieht, der wird schaudern. Und dennoch bannen unsere Augen diese sinnenden Züge eines unbezwingbaren Gewaltigen, der eines Amtes zu walten hat, schwerer als Wunden zu heilen und Frieden zu predigen, der zerstören mußte, weil er bauen will, der töten mußte, damit Leben wird, der Elend stiftete, daß

höher Glück erblühe. Doch wie viele von denen, die Stucks Bild schauen, die den Schrecken des Kriegs erleben, blicken weiter, blicken jenseits von diesem Bilde und sehen nicht nur einen finsteren Gesellen mit geschulterter Sense, der zur Zeit arbeitslos ist und neues Schnittfeld sucht und findet? Wie viele wachsen hinaus über die Totenklage und erfüllen ihr Inneres mit dem Frohwort: Lebe!? Ihre Blicke hangen am Äußeren des Bildes, das besser hieße: der ewige Völkerfriede. Denn es zeigt nur die blutige Seite des Krieges, der Völker dem ewigen Frieden zuführt, nicht seine güldenrote Seite voll sonnigen Zukunftsglanzes. Wär' des Krieges ganzer Inhalt das, was uns Franz Stuck in seinem Gemälde schauen läßt, so wäre der Krieg ein ruchloses Verbrechen, wie die Friedensfreunde behaupten. Sie nennen den Kriegsmann einen Mörder, einen Schlächter, einen Verbrecher. Wer ist hier schuldig: der Kriegsverteidiger, der unangenehme Wahrheiten in notwendige Erinnerung ruft, der Kriegsmann, der sein eignes Leben gefährdet und anderer Leben auslöscht, weil er weiß, daß höher als das Leben des einzelnen das Gedeihen des Volkes steht, oder der friedsame Schreiberknecht, der leichtsinnig und oft sogar feige aus sicherem Decknamenversteck vergiftete Pfeile auf seines Volkes Zukunftsglück richtet, weil er wähnt, die Welt drehe sich um sein Wünschen und Wähnen? Den Vorwurf des Verbrechens können wir den gewissenlosen Friedensschwärmern mit gutem Grunde zurückgeben. Ich übertreibe hier nicht die Härte meines Ausdrucks; denn ich kenne keine größere Sünde als die gegen das eigne Volk. Gegen den reißenden Tränenstrom, der einer ungehinderten, friedlichen Wühlarbeit letzter Erfolg sein wird, bilden die Tränen, die der Krieg vergießen macht, nur ein plätscherndes Bächlein, das unter den warmen Sonnenstrahlen der Opferfreude und des Kriegserfolges bald versiegt. Das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Übel größtes aber ist die Schuld, die Schuld des mangelnden Pflichtgefühls, die Schuld des fehlenden Verantwortlichkeitssinnes, die Schuld des Aberglaubens an die Unfehlbarkeit der eigenen willkürlichen Wunschmeinungen. Das ist die Schuld der tiefgemuten Ritter vom ewigen Frieden.

Fritz Endres (geb. 1886)

Der Militarismus[1])

Den Kenner deutscher Art wird die völlige Umwandlung unseres Verhältnisses zum sog. Militarismus nicht verwundern. Vor einem Jahr noch schien die Abneigung gegen das stehende Heer, zur Freude des Auslandes, groß und fast allgemein. Wie viele, die die deutsche Armee und das deutsche Offizierkorps nur aus Lustspielen kannten — denn ein gelegentlicher Tanzleutnant konnte unmöglich als Symbol eines Millionenorganismus gelten — hatten einst ernsthaft den gewandten, aber durch und durch tendenziösen Schilderungen von „Jena oder Sedan?“ zugestimmt. Das „glänzende Elend“ und die „kleine Garnison“ waren Schlagworte geworden, mit denen man den Kern der Sache zu treffen glaubte. Sprach im Reichstage ein Kriegsminister, wie Josias von Heeringen, ruhig und rein sachlich, so klagte man über parlamentarische Ungewandtheit; schlug sein Nachfolger eine glänzende, wenngleich manchmal überscharfe Klinge, so empörte man sich über militärische Rücksichtslosigkeit. Recht konnte es die Heeresverwaltung niemandem machen; schwieg sie zu ungerechten Vorwürfen, so witterten die Stammtischweisen Schuldbewußtsein; erwiderte sie ständige und heftige Angriffe mit Parade und kräftigem Nachhieb, so klagte man bitter über eine Art des Kampfes, die jeder bei Verfechtung seiner Privatangelegenheiten für selbstverständlich gehalten hätte. Und als nun noch der unselige Zaberner Zwischenfall — von der Presse des Auslandes geschickt aufgebauscht und ausgenützt — alle Befürchtungen über „Säbelherrschaft“ und wie die schönen Phrasen sonst hießen, zu bestätigen schien, da schob man, ohne abzuwarten und sorgfältig zu prüfen, die ganze Schuld auf

---

1) Süddeutsche Monatshefte, herausgeg. von Paul Nik. Coßmann; München, April 1915; S. 144—148. Der Verfasser, seit 1909 verheiratet mit der Tochter des 22./23. März 1915 verstorbenen Historikers Karl Theod. von Heigel, ist Dozent der Geschichte an der Kgl. Bayer. Kriegsschule in München, zurzeit im Felde. Den Nachdruck hat er freundlichst erlaubt.

das Militär, das die harmlos-unschuldige Elsässer Bevölkerung bis aufs Blut gereizt hatte. Man klagte an und verurteilte, man protestierte und überstürzte sich mit Reformvorschlägen, und Frankreich sah mit aufrichtiger und wohlverständlicher Freude zu, wie Deutschland über das Heer loszog, um das das ganze Ausland es beneidete.

Es soll nicht geleugnet werden, daß auch von Seite der Heeresverwaltung Fehler gemacht wurden, daß auch hier manchmal Gereiztheit und Leidenschaft die Stimme der ruhigen Vernunft übertäubten, daß manches rasche Wort, manche unüberlegte Handlung hätten vermieden werden können. Aber welcher große Organismus wird sich bemühen, fehlerlos zu sein oder sich nur von weiser Mäßigung leiten zu lassen! Während man es töricht gefunden hätte, Kirche und Schule, Wissenschaft und Kunst, Handel und Industrie für die Entgleisung eines ihrer Vertreter haftbar zu machen, bewies für das System des Heeres jeder Übergriff eines Leutnants alles, die stille, ungedankte, rastlose und zweckbewußte Arbeit der Gesamtheit nichts.

Man kannte unser Heer nicht. Was in Laienkreisen an Reformgedanken und -wünschen vorgebracht wurde, waren centies dicta oder Erzeugnisse eines blutigen Dilettantismus. Während Jean Jaurès sein idealistisches und kenntnisreiches, freilich für unsere Verhältnisse vielleicht anregendes, kaum praktisch verwertbares Buch über die „neue Armee" schrieb, mußten unsere Kriegsminister Jahr für Jahr die gleichen Antworten auf die gleichen Anfragen geben. Gewiß waren die Soldatenmißhandlungen ein trauriges Kapitel; aber sie bewiesen so wenig gegen das Institut des Heeres wie Schülermißhandlungen gegen das Institut der Volksschule, wie Kindermißhandlungen gegen das Institut der Eltern. Sie bewiesen höchstens etwas gegen die Art des Menschen überhaupt, der es nicht immer verträgt, Gewalt über Mitmenschen ausüben zu dürfen; sie konnten durch strenge Überwachung, durch unnachsichtige Härte verringert werden, und sind tatsächlich verringert worden; völlig beseitigen kann man sie freilich solange nicht, wie Menschen Menschen bleiben.

Waren die Angriffe auf diesem Gebiete insoferne immer noch berechtigt, als sie die Aufmerksamkeit der höheren Vorgesetzten nie zur Ruhe kommen ließen, so waren die Kämpfe gegen andere sog. „Auswüchse" geradezu zweckwidrig. Die gleichen Streiter, die die Katastrophe von Jena auf eine Überalterung des Offizierskorps zurückführten, wandten sich zornglühend gegen die zahlreichen Pensionierungen, die die Verjüngung der Armee gebieterisch forderte; die gleichen Vertreter straffster Organisation auf allen wirtschaftlichen Gebieten wandten sich erbittert gegen den militärischen Drill, der allein in Friedenszeiten die unvergleichliche Disziplin unseres Heeres und damit seine innere Geschlossenheit erhalten kann. Man zitierte Gambetta und vergaß, daß die Volksheere der Republik trotz ihres Enthusiasmus und trotz ihrer zahlenmäßigen Überlegenheit überall von den Deutschen geschlagen worden waren; man wies auf die ganz unvergleichbaren Verhältnisse der Schweiz hin und übersah, daß ein abgeschlossenes, kleines Gebirgsland unmöglich einem Siebzigmillionenreich, das die verschiedenartigsten sozialen Elemente, vom Bauern bis zum Großgrundbesitzer, vom Fabrikarbeiter bis zum Großkapitalisten in seinem Heere vereinigen und zu einem großen Ganzen machen muß, als Muster dienen konnte. Man höhnte über die Unbildung der Offiziere, weil man ihren beruflichen Kenntnissen nicht das Interesse entgegenbrachte, dessen der Literat oder bildende Künstler, der Gelehrte oder Politiker in Deutschland sicher sein konnte; man schloß aus den paar Uniformträgern, die man in jeder Gesellschaft traf, auf die ungekannte, schweigende, arbeitende Masse der anderen; man glaubte alles, was Herr oder Frau Tout le monde schaudernd über Vorgesetzte und Untergebene, über Leutnants und Generalsfrauen erzählte, und man griff daher in dem Gesamturteil so gründlich daneben, wie man nur irgend konnte.

Sicherlich, auch die Armee war und ist nicht über jede Kritik erhaben. Die 44 Friedensjahre konnten nicht spurlos an ihr vorübergehen; es war unausbleiblich, daß manchmal der Buchstabe an Stelle des Geistes, der Schein an Stelle der Leistung trat, daß die notwendige Disziplin da

und dort die ebenso notwendige Reform verhinderte; daß der Vorgesetzte zwar immer der Mächtigere, aber nicht immer der Klügere war. Mancher vieux troupier besaß tatsächlich nur noch Interesse für die kleinlichste Kleinarbeit des täglichen Dienstes; häßliches Strebertum mochte da und dort die Kameradschaftlichkeit, reiche Heiraten mochten die soziale Gleichheit stören und nicht immer vorteilhaft auf den kriegerischen Geist wirken. Aber welcher Beruf ist frei von solchen Schädlingen! Gewiß, auch für die Armee wird der große Krieg ein Bad der Wiedergeburt sein; sie wird in vielem lernen, in manchem umlernen müssen. Aber wer in der Armee hat das je geleugnet! Die schärfsten Kritiker sind dem Heere stets aus dem Heere selbst entstanden. Neben den Duckern und Muckern, die im Beamtentum und in der Wissenschaft auch nicht fehlten und fehlen, stand die große Anzahl derer, die offen und unbekümmert ihre Meinung sagten und denen ihr unerschütterlicher und vor niemandem halt machender Wahrheitsmut nicht immer geschadet hat. Unaufhörlich hat die Armee gearbeitet, hat jedes neue kriegerische Ereignis sofort aufgenommen und sich zunutze gemacht, hat sich unaufhörlich, manchmal fast zu rasch, gewandelt. Unsere jungen Offiziere haben in China und in der Sandwüste Südwestafrikas den alten Kriegsruhm der Heimat gewahrt und gemehrt; die stärkste Bewegung unserer jüngsten Vergangenheit, die Wehrhaftmachung der deutschen Jugend, ist von deutschen Offizieren ausgegangen. Wer die deutsche Militärliteratur der letzten Jahrzehnte kennt — ich nenne nur die Publikationen des Großen Generalstabs über die Kriege Friedrichs des Großen und das Jahr 1870, oder die Schriften von Schlieffen, C. v. d. Goltz, Freytag-Loringhoven, Tettau, Bernhardi, Friederich, um ein paar Namen willkürlich herauszugreifen — der hat immer von neuem gestaunt über diesen Reichtum an Kenntnissen, dieses klare, eindringende Urteil, diese Kunst, den Stoff zu gliedern und anregend, oft hinreißend darzustellen. Immer weiter, reicher, tiefer wurde der Beruf des Offiziers gefaßt, die Ergebnisse der Technik wurden von der Armee geschickt und erfolgreich verwertet, die Forderungen sozialer Fürsorge nie vernachlässigt. In den Händen der militärischen Vorge-

setzten lag und liegt ferner ein wichtiger Teil unserer Volkserziehung — eine Tatsache, die von den Vorkämpfern einer kürzeren Dienstzeit geflissentlich übersehen wird —; der Offizier muß die Arbeit des Volksschullehrers nach einer oft verhängnisvollen Pause wieder aufnehmen und das spröde und unbiegsamer gewordene Material für die Allgemeinheit nutzbar machen, muß neben der körperlichen und militärischen Ausbildung auch auf Hebung der sittlichen und geistigen Kräfte des Soldaten bedacht sein. Wer die prachtvolle Einleitung unserer Felddienstordnung kennt, weiß, mit welch tiefem Ernst die Leiter der Armee die erzieherische Seite ihres Berufes beurteilen; wer etwas in die Praxis hineingesehen hat, muß zugeben, daß unsere höheren und niederen Offiziere mit ihrer Erziehertätigkeit Erfolge erzielen, deren Größe man im Laienpublikum erst dann richtig beurteilen würde, wenn sie einmal ausblieben. Der Soldat, der die Kaserne verläßt, ist fast immer körperlich gewandter und geistig regsamer als der Rekrut, der sie mit heiliger Scheu betritt. Die körperliche, die geistige, die charakterliche Erziehung unserer ungelenken Bauernburschen, unserer gescheiten, aber oft zuchtlosen und körperlich vernachlässigten Fabrikarbeiter, unserer intellektuell überfütterten, physisch und psychisch verkrüppelten akademischen Jugend ist das Verdienst unserer Offiziere und in vieler Hinsicht auch unserer oft geschmähten Unteroffiziere.

Gerade den Unteroffizieren gegenüber mag der schweigende Gehorsam manchem „Baccalaureus" im Anfang schwer fallen; die Zurückdrängung des eigenen Selbst durch die Zwecke der Gesamtheit ist trotzdem höchst heilsam. Auf die Dauer verliert die Unterordnung unter einen sozial Niedrigerstehenden auch an Härte. Manchmal mag es ja vorkommen, daß die subalternen Geister im Unteroffizierkorps gerade den Gebildeten, der ihrer Macht untergeben ist, mit besonderer Lust quälen und peinigen; die Regel ist das nicht. Freilich ist der Ton im Kasernenhof und in der Reitbahn rauh; aber körperliche Erziehung ist einmal ohne eine gewisse Grobheit unmöglich; es ist doch ein Zeichen innerer Unsicherheit, wenn man durch jedes in der Hitze des Gefechtes gefallene Schimpfwort die

eigene Ehre gekränkt fühlt; für so zart empfindende Naturen ist die Welt überhaupt nicht geschaffen. Schikane kann und wird jeden erbittern; über Derbheiten hört man hinweg oder freut sich gar an dem Nuancenreichtum unserer gerade auf diesem Gebiete so ausdrucksvollen Sprache. Hat man aber einmal das seelische Gleichgewicht wiedergefunden — bei halbwegs vernünftigen Leuten geht das sehr schnell —, so muß man doch zugeben, daß das Ausland uns nicht nur unseren Leutnant, sondern auch unseren Unteroffizier nicht nachmachen kann. So ein richtiger alter Wachtmeister oder Feldwebel ist doch etwas Prächtiges, versteht sein Handwerk aus dem Grunde, praktisch und meist auch theoretisch, hat für alle Dinge der Welt ein herzerfrischend deutliches und fast immer richtiges Urteil bei der Hand und kann sich in jeder Lage des Lebens geschickt und energisch helfen. Man muß nur ein paar Wochen beim Militär sein und Lust und Liebe daran mitgebracht und über den mühseligen Anfang hinweg bewahrt haben, dann wird man zugeben müssen, daß die „Paul Werner" Lessings auch heute noch nicht ausgestorben sind, daß sie heute wie in den Tagen Friedrichs des Großen stark und dazu mit ihren kräftigen Körpern, festen Charakteren, hellen Köpfen, rauhen Worten und warmen Herzen zu ihren „Tellheims" halten und diesen so unentbehrlich sind wie uns allen.

Ich kann, obwohl der Name Lessing lockt, in dieser kurzen Skizze nicht ausführen, was unsere geistige und künstlerische Kultur dem Heere verdankt, wieviel Verständnis, wieviel aktive Förderung beide bei unseren Offizieren gefunden haben. Man müßte die ganze glänzende Reihe von Heinrich von Kleist bis auf Detlev von Liliencron und darüber hinaus an sich vorbeiziehen lassen; man müßte Uhde und Egidy, Hartmann und Zeppelin nennen; man müßte nachweisen, was das Heer für sie bedeutet hat; man könnte ausführen, wie die Armee als Stoff, als Gegenstand auf Dichtung und Kunst gewirkt hat und wirkt; man müßte eine Geistes-, eine Kulturgeschichte des Heeres schreiben, und an Material sollte es nicht mangeln. Daß der junge Nachwuchs auch auf diesem Gebiete den Älteren nicht nachsteht, das werden die Lehrer der Kriegsschulen und Kriegs-

akademien bestätigen; sie werden bezeugen können, daß das Interesse ihrer Schüler an philosophischen und rechtlichen, nationalökonomischen und geschichtlichen Ausführungen sicher so stark ist wie die geistige Anteilnahme unserer Hochschulen. Unsere Armee ist kein lebenhemmendes, technisch gebundenes und verengtes Element in unserem Volkskörper, sondern ein lebenempfangender und lebenspendender Teil des Ganzen.

Das ist uns allen mit einem Schlage in diesen Augusttagen klar geworden, die mit soviel Phrasen und herkömmlichen Urteilen aufgeräumt haben. Nur die ganz Unverbesserlichen halten heute noch an dem alten Gezänk, an dem besserwissenden Geknittel fest. Wir andern — und wir sind die überwältigende Mehrzahl — stehen zu unserer Armee und zu ihren Offizieren. Wir wissen: draußen im Feindesland ficht heute Deutschland, und fest und unerschütterlich vertrauen wir seinen Führern. Wir haben die großartige Mobilmachung miterlebt, die herzerhebenden Einmarschkämpfe, das gewaltige, zähe Ringen um die Entscheidung. Die Arbeit, die lange Generationen in Heer und Volk in stiller Verborgenheit getan, jetzt hat sie sich glänzend gelohnt. Wir denken der Toten, die den Tag der Erfüllung vorbereitet, aber nicht mehr geschaut haben. Wir denken der Toten, die für die Erfüllung gefallen sind und die jetzt fremde Erde deckt. Wir haben ihnen die Waffe aus der erstarrten Faust genommen, haben ein schlichtes Kreuz auf ihr Grab gesteckt und sind weiter gezogen, der Zukunft entgegen, die über unseren Kindern leuchten möge in nimmer erlöschendem Glanze.

Erzherzog Carl

Gutachten über die Äußerung des Grafen Stadion, wie weit man in der Nachgiebigkeit gegenüber Napoléon gehen dürfe[1])

An

Seine Majestät den Kaiser und König.

Wien, den 25. August 1806.

Ich hatte soeben die in dem gegenwärtigen Convolut enthaltene untertänigste Vorstellung an Euere Majestät vollendet, als ich das gnädigste Handschreiben mit der wieder zurückfolgenden Äußerung des Grafen Stadion über das Non plus ultra aller freiwilligen Zessionen und der dem Kaiser Napoléon noch ferner zu bezeigenden Nachgiebigkeit erhielt.

Ich kann und darf Euerer Majestät nicht anders als nach meiner Überzeugung sprechen, und diese soll auch hier mein Urteil leiten; sonst würde ich mich jenes gnädigen Zutrauens unwürdig fühlen, dem ich in meinem ganzen Leben zu entsprechen gesucht habe.

Die Ansichten des Grafen Stadion sind in ihrem vollen Umfange richtig; sie gründen sich auf das Selbstgefühl, das Euere Majestät in Ihre Würde, in Ihre Unabhängigkeit, in Ihre zwar geschwächte, aber noch nicht erloschene physische und moralische Kraft setzen müssen — auf die Achtung, die Euere Majestät allen fremden Staaten, auf das Zutrauen, das Sie Ihrem Volke einflößen sollen; sie gründen sich ferner auf Erfahrungssätze aus dem Leben, aus dem Charakter und aus den Absichten Napoléons.

Ich stimme auch darin mit dem Grafen Stadion überein, daß Allerhöchstdero Erbstaaten noch hinlängliche Kraft zur Selbstverteidigung

---

[1]) Ausgewählte Schriften Weiland Seiner Kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Carl von Österreich. Herausgegeben im Auftrage seiner Söhne der Herren Erzherzoge Albrecht und Wilhelm. Sechster Band. Wien und Leipzig 1894, Wilhelm Braumüller.

übrig haben; aber ich wünschte mit dem lebhaften Gefühl meiner innigen Überzeugung, Euerer Majestät die heilige Wahrheit ans Herz legen zu können, die in der gleich darauf folgenden Stelle enthalten ist, daß es nur darauf ankomme, diese Kräfte mit Tätigkeit, festem Willen und Entschlossenheit in Bewegung zu setzen.

Unter dieser Bedingnis können Euere Majestät jetzt schon Vieles, mit der Zeit vielleicht Alles — ohne sie nichts als durch freiwillige Opfer Bruchstücke retten.

Aus der beiliegenden Denkschrift werden Euere Majestät die gegenwärtige Lähmung Ihrer Streitkräfte ersehen; sie ist die Folge inkonsequenter verderblicher Calculs. Was nutzt da Widerstand, als um sich unter den Trümmern entrissener verwüsteter Provinzen zu begraben?

Schlaue Nachgiebigkeit im Äußeren, so lange sie mit der Ehre des Thrones verträglich ist, und volle Tatkraft im Innern können allein die Monarchie vom Untergang retten; erstere muß der Vorhang sein, hinter welchem alle erdenklichen Triebfedern die verstimmte, zerfallene, erschlaffte Staatsverwaltung wieder emporheben und ihr jene Festigkeit geben, fremden Usurpationen die Stirne zu bieten.

Euere Majestät haben viele Völker, aber keinen Gemeingeist in ihren geteilten Nationen. Der Kern Ihrer Monarchie ist Hungarn, und Hungarn sondert sich immer mehr ab von seiner Untertanenpflicht; der Keim der Anarchie herrscht in allen Provinzen, der Wille des Souverains und sein Ansehen ist nirgends geachtet, seine besten Absichten ersterben vor ihrer Ausführung unter einem Gewühle von Vielschreiberei, Vorstellungen, bösem Willen und falschen Insinuationen; die Pflanzschule wahrer Staatsbürger und geschickter Beamten ist nicht mehr, die öffentlichen Erziehungsanstalten sind im Grunde verwahrlost; kein mittelmäßiges Talent keimt auf diesem unfruchtbaren Boden. Die Armee ist durch Unfälle, schlechte Führung und Niederlagen verdorben und mutlos. Die Hefe des Volkes dient aus Zwang; der Adel fühlt sich nicht mehr geehrt mit der Erfüllung seiner Berufspflichten; er dient nicht mehr und, wenn er dient, so dient er selten gut!

In diesen Gebrechen, Allergnädigster Herr, liegt der Keim unserer Auflösung und blüht das freche Glück des Usurpators. Diese zu bekämpfen und dem Thron sein verlorenes Ansehen beim eigenen Volke wieder zu erobern, ist der Sinn jener Tätigkeit festen Willens und Entschlossenheit, die Graf Stadion zur Bedingnis unserer Selbsterhaltung macht und die ich Euerer Majestät in dem Bewußtsein meiner treuen Anhänglichkeit zu zergliedern wage. So lange wir diese Höhe nicht erreichen, die wir doch so leicht erreichen können, ist und bleibt Nachgiebigkeit unser Los.

Iwan Stanislawowitsch von Bloch
(1836—1902)

Der Sozialismus als geistige Bewegung gegen den Krieg[1])

Der Sozialismus als politische Partei hat im Westen angesichts seiner beständig wachsenden Wahlerfolge Bedeutung errungen. Endlich hat der Sozialismus, und dies ist für die Zwecke unserer Arbeit besonders wichtig, unter Ausnutzung der heutigen Rüstungslasten für seine antistaatliche Propaganda, dadurch die geistige Bewegung gegen den Krieg, welche die gelehrten Denker schon früher begonnen hatten, verstärkt und fährt fort, sie zu verstärken. Die praktische Rolle des Sozialismus in dieser Hinsicht beruht darin, daß er durch seine Propaganda in den Massen die Popularität des Krieges untergräbt, in diesem Sinne als Verbündeter für die Fortschritte der Bildung in den Massen und der Milderung der Sitten durch die Kultur auftretend.

In unserer Arbeit sind besondere Kapitel der Darstellung der Bestrebungen gegen den Krieg gewidmet, die beständig in den höheren und unteren Gesellschaftsschichten wachsen, der Darstellung der gleichzeitigen Anstrengungen der Schriftsteller und Dichter, den Zauber zu schwächen und zu vernichten, den von alters her Krieg und kriegerische Tapferkeit besaßen, ebenso der Darstellung der Erfolge des Gedankens einer schiedsrichterlichen Entscheidung internationaler Streitigkeiten und der Aufzählung der Friedenskongresse. Weiter bringen wir spezielle Kapitel über die Propaganda der Sozialisten gegen die Ableistung der Wehrpflicht und gegen den Patriotismus.

---

[1]) Der Krieg. Von Johann von Bloch. Übersetzung des russischen Werkes des Autors: Der zukünftige Krieg in seiner technischen, volkswirtschaftlichen und politischen Bedeutung. Band V: Die Bestrebungen zur Beseitigung des Krieges. Die politischen Konflikts-Ursachen und die Folgen der Verluste. Von Johann von Bloch. Berlin 1899, Puttkammer & Mühlbrecht. Preis: 6 M. III.: Propaganda gegen den Militarismus. 4.: Schlußfolgerungen. Mit freundlicher Erlaubnis des Verlags.

An dieser Stelle wünschen wir — zum Schluß unserer Charakteristik der Entwicklung des Sozialismus — nur in den Hauptzügen gerade die Rolle des Sozialismus in Erinnerung zu bringen, daß er, seinerseits als Gegner des Krieges und des Militarismus hervortretend, in dieser Hinsicht Hand in Hand gegangen ist mit den Fortschritten der Kultur, den Bemühungen der Gelehrten, den Friedenskongressen und mit der Veränderung selbst in der Zusammensetzung der Armeen. Alle diese Erscheinungen haben den Boden vorbereitet, um den geistigen Kampf gegen die Kriegsrüstungen weiterzuführen und gegen das Ziel, um dessenwillen sie gemacht werden.

In ihrer Propaganda unter den Massen nutzen die Sozialisten, wie schon gesagt, die Lasten des Militarismus nur als Mittel aus, um in den Geistern die Ideen von der Notwendigkeit des Staates, von politischer Bürgerpflicht, von Patriotismus zu erschüttern. Aber als das praktische Resultat dieser ihrer Anstrengungen ergibt sich unter den Massen die Verstärkung der Unzufriedenheit mit dem Militarismus, die Abneigung gegen den Krieg. In ihrer Propaganda bemühen sich die Sozialisten, den Patriotismus zu verhöhnen, den Staat als Ausbeuter des Volkes durch die herrschenden Klassen zum Schutz der Interessen dieser Klassen hinzustellen. Die Sozialisten sind hierbei mit groben Ausfällen, Übertreibungen und selbst Verleumdungen nicht sparsam. Sie lassen niemals den Gedanken zu, daß ihre Gegner gewissenhaft, nach wirklicher Überzeugung handeln oder reden können; in jedem Widerstande, in jedem Einwande gegen sie sehen die Sozialisten Kasten-Egoismus, Heuchelei und bösen Willen.

Bebels Einwände gegen die Forderung der sofortigen Beseitigung des Militarismus

Sie lieben es, sich über die Mißbräuche in der Armee, über die grausame Behandlung der Soldaten zu verbreiten, und stellen immer die Armee als eine Bande von Tagedieben hin, obwohl Bebel auch einigemal

erklärt hat, daß die Sozialisten bei einem auswärtigen Überfall Deutschlands dasselbe verteidigen und sich unter den Fahnen der ihnen verhaßten Ordnung schlagen werden. Als Bebel auf dem Sozialistenkongreß zu Halle die Frage gestellt hatte, warum er ein solches mit der ganzen Lehre des Sozialismus unvereinbares Zugeständnis zulasse und nicht einmal auf Notwendigkeit sofortiger Beseitigung des Militarismus bestehe, antwortete der Agitator, daß es ganz fruchtlos wäre, eine solche Forderung zu stellen. Die Bourgeoisie würde einstweilen nie und nimmer in eine Auflösung der Armeen einwilligen, in denen sie erstens einmal eine Verteidigerin ihrer eigenen Interessen, sodann eine Quelle der Bereicherung durch Lieferungsgeschäfte, endlich die Gelegenheit für eine Karriere ihrer Söhne erblicke.

Ohne Zweifel trägt die sozialistische Propaganda nicht wenig zur Verminderung der Volkstümlichkeit des Krieges und kriegerischen Ruhmes in der großen Masse bei. Man kann annehmen, daß die Propaganda inmitten der Armee bis zu einem gewissen Grade nicht erfolglos bleiben wird und daß dieser Umstand bei einem großen Krieg und der durch ihn hervorgerufenen ökonomischen Krisis nicht ohne Einfluß sein dürfte. Im Falle einer Niederlage wird das Elend im Vergleich zu allem, was bisher war, so groß sein, daß der Einfluß der zersetzenden Ideen in der Demoralisation einiger Truppenteile zum Ausdruck kommen könnte und diese Demoralisation zur Beendigung des Krieges aus Furcht vor inneren Unordnungen zwingen müßte.

Zweifelhafte Erfolge auch eines siegreichen Volkes

Und könnte für den Fall eines Erfolges das bewaffnete und siegreiche Volk, nehmen wir an — in Deutschland, nicht irgendwelche reale Verbesserung seiner Lage fordern? Würde es sich nicht daran erinnern, daß es für die gewaltige Kräfteanspannung und die ungeheuren Opfer in den Jahren 1870—1871 ebenso wie 1813 und 1814 für sich selbst keinerlei realen Vorteil errungen hat, trotz der ihm gegebenen unbestimmten Ver-

sprechungen, und daß im Gegenteil die Belohnung für Opfer und Sieger nur das Wachsen der ihm aufgebürdeten Staatslasten gewesen ist?

Aber wie wir schon früher bemerkt haben, der Boden für die Verminderung des Kriegszaubers, für die Veränderung der Volksstimmung in einem dem Kriege ungünstigen Sinne ist, unabhängig von den Anstrengungen der Sozialisten, durch die Umformung in vielen Lebensbedingungen selbst und außerdem durch die Veränderung des Bestandes der Armee vorbereitet worden. Die Kompliziertheit der ökonomischen Verhältnisse, die gegenseitige Verbindung verschiedener Produktionszweige, das Übergewicht, welches in dem modernen Staate die ökonomischen Interessen und die produktive Arbeit über alle übrigen Funktionen haben, das alles lenkt natürlich vom Kriege ab und läßt in ihm nicht nur Elend im Fall eines Mißgeschicks erblicken, sondern auch die Quelle drückender Schwierigkeiten, Verluste und Erschütterungen, wie groß auch die errungenen Siege sein mögen.

Wenn andererseits in jenen Zeiten, wo die Heere aus Söldnern oder aus altgedienten Berufssoldaten und Offizieren bestanden, der Krieg für diese das Ziel ihres Dienstes bildete, den Weg zu Verdienst und Verbesserung ihrer Lage, so ist in unserer Zeit, wo die mit friedlichen Interessen beschäftigte Volksmasse unter die Fahne berufen wird, welche im Kriege nicht nur die persönliche Gefahr für sich, sondern auch die Zerrüttung ihrer Geschäfte, den Ruin ihrer Familien erblickt, doch klar, daß man zuletzt auch im Heere selbst den Krieg anders betrachten muß. Alle der Einberufung Unterliegenden sind direkt gegen irgendwelche kriegerischen Unternehmungen gestimmt, und die bereits im aktiven Dienst Stehenden rechnen darauf, nach einem Jahre, nach zwei, drei Jahren zu ihrem wirklichen Beruf zurückzukehren, zur Arbeit für sich und die Ihren, so daß die Perspektive eines nahen Krieges auch sie daraus nicht rosig anlächelt[1]).

---

[1]) Die seelische Verfassung der „Soldaten, die in die Schlacht gehen", hat Wilhelm Schmidtbonn in einem seiner schönsten Kriegsbriefe (Berliner Tagebl. vom 12. April 1915, Abendausg.), wie folgt, geahnt und offenbart:

Die Hoffnung auf Aufrichtung eines ewigen Friedens durch die Fortschritte der Zivilisation hervorgerufen

In den Kapiteln über die Friedenskongresse und eine schiedsrichterliche Entscheidung internationaler Streitigkeiten wiesen wir darauf hin, daß die Hoffnung auf Aufrichtung eines ewigen Friedens zu ihrer Grundlage hat, daß die Beziehungen zwischen den Völkern auf den Boden der Gesetzlichkeit gestellt werden, d. h. diese Beziehungen dieselbe moralische und juridische Grundlage erhalten, welche die Beziehungen zwischen den einzelnen Bürgern oder Gruppen von Bürgern im Staate bedingt und reguliert. Diese Idee entspringt den Fortschritten der Zivilisation und bildet deren unumgängliche Ergänzung.

Diese Idee wird gleichzeitig auch durch die zahlreichen, verschiedenartigen ökonomischen und moralischen Beziehungen unterstützt, die jetzt

---

„Mit einem Male ist aus den Lichtscheinen Dämmerung geworden. Ein Frösteln durchzittert mich — von außen? von innen?

Jetzt — wie ein Trost des Himmels: unvermuteter Gesang. Erst hell, wie von Schellen, oder als ob ein Zug überirdischer Frauen oder ein Zug seliger Kinder herankomme. Dann laut, tief, schallend, irdisch. Soldaten, Infanteristen, kommen über den Scheitel der Straße herauf. Über den Helmen der Wald der Gewehre, wie dichtgedrängte Maste eines Hafens, die durch einen Wind durcheinander bewegt werden. Um die Helme Tannenzweige. In jedem Gesicht, schon von weitem sichtbar, der geöffnete, singende Mund. Jetzt ist das sieghafte, gewaltige Schreiten unter mir. Ich ziehe die Mütze vom Kopf zum Gruß, aber es wird ein schweigender Gruß der Ehrfurcht.

Ich sehe in all diese Gesichter hinein. Es scheinen erst die Gesichter von Soldaten zu sein, die mit Sang ins Manöver ziehen. Aber bald, wie in einer Ferne unter dem singenden Ausdruck, erspäht man den Ernst, den heiligen Willen. Hier: ein Gezeichneter sieht mich an; während seine Lippen sich wie die Lippen der anderen öffnen und schließen, stehen die Augen darüber groß und seltsam leer: ihr Strahlen ist schon hinausgeschickt in irgendeine Ferne. Einer geht, singend und bisweilen an die Kameraden anstoßend, aber gleichwohl sicher wie ein Nachtwandler, mit geschlossenen Augen, als habe er ein Bild in sich zu bewahren. Einer macht einen kleinen Schritt abseits, um irgendeinen Käfer am Boden nicht zu zertreten. Viele haben einen Daumen unter den Tornisterriemen gelegt, um den Druck zu mindern. Jünglinge, fast Knaben, schreiten neben bärtigen Männern. Breitgesunde Gesichter von Bauern, hager energische von großstädtischen Arbeitern, feine und bleiche von brillentragenden Studenten. Und immer dieser Schritt, der wie ein Strom alle fortreißt. Die Führer, zu Pferd, in den grauen Kragen,

alle Kulturländer verbinden. Endlich weist die einfache Berechnung auch nur der Ausgaben, welche Kriege und die Vorbereitungen zu ihnen erfordern, unwiderlegbar die Geister auf die Notwendigkeit hin, solcher kolossalen Vergeudung der durch produktive Arbeit erworbenen Mittel ein Ende zu machen. So wiesen wir in einer Tabelle in einer anderen Abteilung unseres Werkes darauf hin, daß die Kriege, welche Europa nur in der 2. Hälfte unseres Jahrhunderts geführt hat (angefangen mit dem Krimkrieg) etwa 30 Milliarden Franks gekostet haben; rechnet man aber auch noch den Bürgerkrieg in den Vereinigten Staaten hinzu, so macht die Gesamtsumme der Ausgaben 63 Milliarden Franks aus! Was aber kostete und wird noch der Unterhalt der gewaltigen Heere

---

vor sich schauend, nicht singend. Ihnen fehlt der Schritt. Sie erscheinen von weitem traurig. Aber sind sie nah, sieht man die hellen Gesichter. Sie drehen sich von Zeit zu Zeit um oder reiten an die Seite, lassen einen Teil der Soldaten an sich vorbeischreiten, sehen in die Gesichter, zeigen ihr eigenes Gesicht, um zu sehen und zu sagen: Wir alle sind bereit.

So viele Gesichter vorbeiziehen: in allen wie zwei entzündete Lampen die tief leuchtenden Augen, deren Schein ich nie vergessen werde. Über dem endlosen Zug der blaue Rauch der Pfeifen, Zigarren, Zigaretten, der unwirklich in der Luft stehen bleibt wie der feine Rauch von Opferflammen in den Herzen. Und immer dieser Schritt und immer dieses Singen. Dazu der Geruch der abgeschnittenen Tannenzweige. Einer hat die Brust mit gelben Blumen geschmückt, die er wer weiß woher hat. Einer fühlt, während ich ihn kommen sehe, von außen an seine Brusttasche: er mag das Bild von Frau und Kindern dort wenigstens anfühlen, weil er sich scheut, es noch einmal herauszuziehen und vor allen anzusehen. Einer sieht starr auf den Tornister seines Vordermannes, er schwankt, scheint stehen bleiben zu wollen. Ob er denkt: hier bleiben, bei den friedlich stehenden Bäumen, leben bleiben? Schritt und Singen nehmen ihn weiter. Einer singt hell, daß es aus allen Stimmen herausklingt: er muß ein geschulter Sänger sein. Er reißt die um ihn Marschierenden nicht etwa mit, sondern sie schweigen und hören ihm zu. Neue Scharen kommen.

Und immer dieser Schritt und immer dieses Singen. Bäume, Gras, die Erde selbst, die Wolken scheinen mir mitzuschreiten. Ich sehe den geisterhaften Zug der Mütter, Frauen, Bräute, Kinder mitschreiten. Alle singen mit. Das Firmament klingt.

Der Tag kommt. Ohne Sonne. Aber voll eines heimlichen Strahlens. Oder ist das in mir? Das Rätsel „Mensch sein“ hat seine Qual in mir verloren. Die Gewißheit, trotz aller Wissenschaft, mehr als die letzten hängenden Blätter vom Herbst, mehr als die emsig zu meinen Füßen kriechenden Ameisen zu sein, die ich zertreten könnte wie der Krieg diese Menschen, bricht in mir auf. Nur Menschen vermögen sich wissend zu opfern.“

während der Friedenszeit und die beständige Umänderung des Kriegsmaterials kosten?

Die Fortschritte der Kultur, die Veränderungen im gesellschaftlichen Leben und in dem Bestande der Armeen, alles dieses hat, wiederholen wir, unabhängig vom Sozialismus, die Ausbreitung von Ideen vorbereitet, die dem Kriege und der Grundlage des Militarismus selbst feindlich sind.

Der Sozialismus benutzte den offenbaren Widerspruch, der darin liegt, daß die Kriegsidee in den Anschauungen der Menschheit zurücktritt, die Last des Militarismus aber immer noch wächst. Diesen Kontrast beuten die Sozialisten aus, um die Vorstellung von der Unerläßlichkeit des Staatsbegriffs selbst zu untergraben. Aber hierbei bringen sie doch auch einen gewissen Nutzen, indem sie in den Massen der Verbreitung einer Stimmung Vorschub leisten, welche kriegerischen Unternehmungen feindlich ist, und indem sie sich gegen die unproduktiven Ausgaben während der Friedenszeit zur Vorbereitung solcher Unternehmungen kehren.

S. Rudolf Steinmetz (geb. 1862)

Die wesentliche, noch heute gültige Funktion des Krieges[1])

Die Friedensschwärmer reden immer über den Krieg, als ob er nur so eine reine Torheit wäre, oder ein Verbrechen ohne weiteres, über dessen Größe man verschieden urteilen könne, das aber jedenfalls nur als solches in Betracht komme. Die riesengroße Tatsache, daß die Geschichte doch zu einem sehr guten Teile durch die Kämpfe der Völker gemacht wurde, stört sie nicht in ihren Betrachtungen. Was schiert sie die Vergangenheit? Sie kennen nur die Zukunft! Sie gehören meist zu den Leuten, die von der Geschichte nichts zu lernen haben; ihre Zukunft wird ja aus ganz anderen weit schöneren Elementen aufgebaut, als es die häuslichen Jahrhunderte waren, die vorbei sind, ganz und gar vorbei! Das Jahrhundert der Geschichte und der Wissenschaft hat solche Leute, solche Anschauungen dem neuen als Vermächtnis überliefert. Werden sie das neue zu dem Jahrhundert der großen Illusionen und der großen Enttäuschungen machen? Es gehört die grobe Täuschung, daß der Krieg weiter nichts als ein ungeheures Verbrechen, der allergrößte Irrtum der Menschheit sei, so recht in diese Periode.

Die ganze Weltgeschichte ist für diese kurzsichtigen Schwärmer weiter nichts als eine häßliche Dummheit, an der nur die Proportionen groß sind, oder sie wird damit geehrt, die Geburtswehen der neuesten Zeit sein zu dürfen. Die Jahrtausende waren nur dazu da, um ihr Schema auszuhecken. Das ist die einzige Kontinuität, die sie anerkennen. Ich glaube an eine mächtigere, tiefere, der sich nichts entzieht. Alle willkürlichen Pläne, alle Schwärmereien — wir können sie nach Tausenden von Experimenten beurteilen — haben so gut wie nichts gefruchtet, nichts geändert, nie mehr, als den mächtigen, wahrhaft herrschenden Umständen

---

[1]) Die Philosophie des Krieges. Von Dr. S. Rudolf Steinmetz im Haag. (Natur- und kulturphilosophische Bibliothek. Bd. VI.) Leipzig 1907, Johann Ambrosius Barth; Preis: 7 M. Mit freundlicher Erlaubnis des Verlags.

entsprach und der motivierenden Kraft der Ideale, also verschwindend wenig im Vergleich zu den Wünschen der Urheber. Das war noch immer die gerechte Strafe für ehrfurchtloses Eingreifen. Ich denke an die großen Sozialexperimentatoren, wie Peter den Großen, die Jesuiten in Paraguay, Napoleon I. und andere.

Ich habe mich immer über die häßliche, die grausame Kühnheit dieser Friedensschwärmer gewundert, die mit ihrem Zukunftstraume die Vergangenheit zum dämonisch-entsetzlichen Unsinn stempeln. Wenn sie recht haben, hat die Menschheit bis auf sie in einer Hölle gelebt, und all das zwecklos, nutzlos, eine endlose entsetzliche Vergeudung. Daß dieser wie Wahnsinn quälende Gedanke sie nicht zu dem Verlangen peitscht, die Bedeutung, den Wert, die Funktion dieser Gottesgeißel zu ergründen!

Wir haben den Nutzen des Krieges in früheren Zeiten, seine geschichtliche Funktion aufzudecken versucht, unsere Aufgabe ist jetzt, an diese Untersuchung anknüpfend, die aktuelle Wirkung des Krieges und damit seinen heutigen Wert zu erforschen. Den Mut zu dieser Arbeit erhalten wir aus der Überlegung, daß jeder Physiologe von einer so außerordentlich viele Kräfte erfordernden, so viele Organe beschäftigenden Tätigkeit, die außerdem von Anfang an für das ganze Wachstum der Spezies so alles andere übertreffend viel bedeutet hat, annehmen will, daß sie keine Krankheit sein kann, und ebensowenig ein gräßliches ungeheueres ... Nichts, das überhaupt in der Physiologie kaum Anerkennung finden dürfte. Die Tätigkeit, die für die Entwicklung der Spezies und für die lebenden Individuen so viel, so ungeheuer viel bedeutet, muß eine nachweisbare Funktion besitzen: von diesem Forschungsmotiv gehen wir in froher Zuversicht aus, um diese Wirkungsweise aufzufinden.

Ich möchte noch eine Bemerkung voranschicken. Die Einsicht in das Wesen des Krieges wird manchem dadurch erschwert, daß diese blutigen Kämpfe seiner Meinung nach aus Fürstenlaunen hervorgehen. Was einen törichten Grund hat, könne unmöglich einen vernünftigen Zweck haben! Ich möchte zur Berichtigung darauf hinweisen, daß Menschenseelen mit ihrer Schönheit und ihrem Schicksale meist einem sinnlichen

Bedürfnisse ihre Existenz verdanken. Der Ursprung oder vielmehr die Veranlassung präjudiziert hier gar nicht über die Bedeutung des Wesens. Der Fürst oder sonst die über die Kriegserklärung entscheidende Autorität, die sie noch gar nicht verursacht zu haben braucht (Fürsten sind wahrscheinlich eher Marionetten als andere Leute), muß das mit seinem Gewissen ausmachen, das ist eine individuell-moralische Frage; für die Funktion des Krieges im besonderen Falle und im allgemeinen tut das nichts zur Sache, kommt es überhaupt auf die ganze Veranlassung gar nicht an. Hierfür entscheidet nur der Ausgang. Und außerdem ist die nunmehr triviale Wahrheit furchtbar wahr, daß zwischen dem Fürsten mitsamt seinen Launen und dem Volke ein enger Zusammenhang besteht. Ein Volk kann seinen Fürsten und überhaupt seine Regierung nicht als unverschuldet ablehnen, wenigstens nicht das Volk als Ganzes, das unlöslich mit seiner Geschichte zusammenhängt, so wie die verschiedenen Gruppen und Abteilungen eines Volkes in jedem Augenblicke miteinander.

Gleichviel wie der Krieg veranlaßt wurde, es kommt darauf an, wie er geführt wird, wie er endet, welche seine Folgen, nähere und entferntere sind. Wenn auch das alles launenhaft und zufällig verläuft, ja dann hat Heine recht. Dann ist die Welt der Traum eines betrunkenen Gottes, aus der wir uns sobald wie möglich hinauszuschleichen haben. Dann war die Vergangenheit eine grauenhafte Dummheit, aus der wir für die Zukunft nicht Besseres hoffen können. Wenn die Menschheit bis jetzt ein geborener Idiot und Verbrecher gewesen, zu solchen zwecklosen Greueln fähig, welche Zukunft läßt sich dann von ihr erwarten? Wenn wir alle die Jahrtausende hindurch in Wahnsinn und Laster gelebt haben, wie können wir dann jetzt eine bessere Zukunft als möglich erachten?

Wir gehen, wie gesagt, von der entgegengesetzten Vermutung aus, daß, was so großen Platz einnimmt und immer eingenommen hat, ohne entsprechende Funktion nicht bestehen könnte, längst zugrunde gegangen wäre. Diese Hypothese scheint mir das Ergebnis der Erfahrung auf allen leichter zu kontrollierenden Gebieten gewesen zu sein. Jedenfalls beruht

sie bei mir weder auf Optimismus noch auf teleologischer Mystik, von denen beiden ich mich frei weiß.

Um die Bedeutung des Krieges und der durch ihn herbeigeführten Prüfung der Völker recht verstehen zu können, ist die Einsicht unentbehrlich, daß es keine Eigenschaft, keine Errungenschaft, keine Schwäche, auch keinen Fehler und keinen Vorzug der Völker gibt, der in ihrem Ringen ohne Einfluß bliebe. Es wird das gewöhnlich nicht genug beachtet. Man meint da mit roher Kraft, Blutdurst, übermächtiger Zahl u. dgl. alles abtun zu können. Der Friedensschwärmer ist von der Schönheit seines Strebens so sehr überzeugt, daß er auf alle Gründlichkeit in der Beweisführung verzichtet. Eine kurze Überlegung könnte jeden sonst eines Besseren belehren. Man klagt ja, wie wir sahen, über die großen Kosten der Kriege an Menschen, an Schmerzen, an Geld, und zwar mit dem vollsten Rechte; aber man vergißt zu gleicher Zeit, daß der Sieg nur demjenigen zufallen kann, der diesen Druck am längsten aushält. Je größer die Opfer, die der Krieg fordert, je reicher, je stärker muß man sein, um ihn überhaupt führen zu können, und um zu siegen, muß man den Gegner in der Fähigkeit, alles dieses tragen zu können, notwendigerweise übertreffen. Wenn die Anforderungen des Krieges, besonders des modernen Krieges, ebenso vielfältig als schwer sind, dann kann, was den Sieg herbeiführt, unmöglich einseitig und oberflächlich sein.

Aber hierbei bleibt es nicht. Wir haben hiermit erst die oberste Schicht der Siegesursachen aufgedeckt. Auch sie hängen nicht in der Luft. Wir müssen auch ihren Ursachen und den Ursachen ihrer Ursachen nachspüren. Wir kommen so zu der Einsicht, daß, weit entfernt von Zufälligkeit oder oberflächlicher Verursachung, welche unsere Gegner annehmen, Sieg oder Niederlage das Endergebnis der ganzen Geschichte eines Volks sind.

Die Veranlassung des Krieges kann empörend ungerecht oder lächerlich oberflächlich sein; aber der Ausgang ist immer so, wie das Kräfteverhältnis ihn erfordert. Es siegt, wer siegen mußte.

Wir wollen dieses jetzt mehr im einzelnen ausführen.

Ich brauche kaum auf den Faktor der Bevölkerungszahl, der Größe des Staates hinzuweisen, weil er gar zu sehr auf der Hand liegt. Der Staat, der die meisten Soldaten stellen kann, siegt ... ceteris paribus, und sonst entschieden nicht. Rußland hat 142 Millionen Einwohner und Japan nur 45 Millionen, Rußland also fast 100 Millionen mehr und wurde doch besiegt! Die Buren nötigten England, seine ganze Macht und sogar die seiner Kolonien zu entfalten, obwohl ihre Bevölkerungszahl nicht nur der des englischen Weltreiches gegenüber, sondern auch mit der des englischen Hauptlandes verglichen, eigentlich verschwindend klein genannt werden durfte. Es versteht sich, daß die Größe des Staates sehr leicht zu einer Ursache von Schwäche werden kann, weil die großen Staaten der Regel nach zusammengesetzte Staaten sind, ohne einheitliche Bevölkerung oder ohne Einheit der Kultur. Außerdem haben die größten Staaten die meisten Feinde, die Reibungsfläche wird mit jedem Quadratkilometer größer. Außerdem wird es immer schwieriger, die zu ungeheuren Heeresmassen zu konzentrieren, die Kosten dieser Unternehmung bilden auch ein schwerwiegendes Hindernis.

Aber hiermit hört die Zahl der inhärenten Nachteile der Riesengröße gar nicht auf. Solche Reiche sind nun einmal, wie die Geschichte lehrt, nicht wie die mittlere Größe gestaltet: entweder werden sie, wie gewöhnlich, tyrannisch regiert, und dann zeigen sie die ganze Schwäche solcher Sklavenmengen auf, oder sie hängen sehr locker zusammen und können dann erst recht der schweren Prüfung eines großen Krieges nicht widerstehen. Man denke an die großen Despotien der Vergangenheit, die nie eine ihrer Größe entsprechende Kraft besessen haben, oder an die der Gegenwart! Rußlands Schwäche ist offenbar, das britische Weltreich ist nicht stärker: Indien wird despotisch, bureaukratisch regiert und trägt zur militärischen Kraft des Ganzen gewiß nicht bei; wie locker der Zusammenhang mit Kanada und Australien ist, wurde durch verschiedene Äußerungen einflußreicher Personen sichergestellt. Es kommt endlich noch der Umstand hinzu, daß alle Riesenreiche Völker sehr ungleicher Kulturstufe umfassen, und zwar manche niedrigerer Kultur, die selbst-

verständlich einen ganz anderen und geringeren politischen und militärischen Wert besitzen als das beherrschende Hauptvolk. Völker höherer Kultur würden sich wahrscheinlich nie in solcher Menge zu solcher wenig organischen Einheit zusammenschweißen lassen. Die Riesenreiche können also zu vielen Zwecken sehr nützlich sein, zur Unterbringung von Beamten, zur kommerziellen Ausbeutung, und sogar zur Erhaltung des Friedens unter zahlreichen sich sonst aufreibenden Völkerschaften (pax romana, pax britannica); aber militärisch sind sie nie im Verhältnis zu ihrer Größe zu fürchten.

Immerhin bleibt die Bevölkerungszahl ein militärischer Machtfaktor von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Sie ist aber kein Produkt des Zufalls, im Gegenteil ist sie so recht das Ergebnis der ganzen Vergangenheit des betreffenden Volkes, und zwar nicht bloß seiner staatlichen Geschichte, wie die einseitig politisch geschriebene Historie uns nahelegen könnte, sondern das zusammenfassende Ergebnis der Vergangenheit aller Seiten des Volkslebens: ob das Volk energisch, inventiv, ob die Regierung klug, die Familienverhältnisse gesund, alles und unendlich viel mehr kommt in der Bevölkerungsdichtigkeit zum Ausdruck. Aber auch die absolute Bevölkerungszahl, durch die Ausbreitung der Staatsgrenzen bestimmt, ist kein zufälliges Produkt fürstlicher Heiraten, gewalttätiger Gebietserweiterungen u. dgl. Erstens spielt hier das Verhängnis des eingenommenen Territoriums eine bedeutsame Rolle, die aber selbst eine Folge guter Wahl ist resp. der Energie und Kraft, eine verkehrte Wahl rückgängig zu machen. Die Bedeutung der fürstlichen Heiraten für das Gebiet des Staates ist für unser modernes Fühlen zwar etwas ungemein Sinnwidriges und Häßliches, da Völker keine Erbschaftselemente sein sollten und die Regierung kein Besitztum. Aber tatsächlich haben die Völker das viele Jahrhunderte lang ganz anders beurteilt oder wenigstens ihrem entgegengesetzten Gefühle keinen Einfluß zu verschaffen verstanden. Auch diese sonderbaren erbrechtlichen Zusammenwürfelungen der Staaten sind also ein Vermächtnis realer Vergangenheit, dessen Folgen wir wie die Folgen des kleinsten Elementes

dieser Vergangenheit nun einmal, ob wir das wollen oder nicht, zu tragen haben.

Faktoren ganz anderer Art haben ebenfalls ihren Einfluß auf das Wachstum des Staatsgebiets geübt. Der Charakter des Volkes z. B. bleibt auch hier nicht ohne direkten Einfluß, ob es so individualistisch wie das holländische, so wenig zum Anschluß wie zum Festhalten geneigt, oder so solidarisch wie das englische ist, immer bereit, den Volksgenossen beizuspringen. Die gewinnende Liebenswürdigkeit der Franzosen, der Novicow so hohe Bedeutung beimißt, wird hier nicht ohne Einfluß bleiben; wenn nicht die Erwerbung, so doch das Behalten neuer Gebietsteile werden solche Charakterzüge gewiß erleichtern.

Es versteht sich, daß die weiteren Folgen dieser Vorgänge sich lawinenhaft steigern; nicht nur die einmal erworbene Macht erleichtert die weitere Vergrößerung, sondern auch der inhärente Vorteil der Zugehörigkeit zum großen Staate. Der Stolz des „civis romanus sum“ warb für Rom. Die partikularischen Tendenzen der deutschen Teilstaaten werden wohl nicht zum kleinsten Teile durch die sehr realen Vorteile des Großstaates paralysiert.

Die Größe des Staates ist also die natürliche, unvermeidliche und daher gerechte Folge seiner ganzen Vergangenheit. Gegen ihre Bedeutung als Siegesfaktor im Kriege können wir also keinen Einspruch erheben. Dennoch tun das Zahllose. Es treibt sie dazu dieselbe Neigung, welche sie die Möglichkeit der Zurechnung beim Determinismus, d. h. bei der Anerkennung der Tat als Ausflusses des Charakters, verkennen läßt. Der tiefe Fehler dieser Aktualisten ist ihr unhistorisches Denken, viel mehr noch ihr unhistorisches Fühlen. Sie möchten nur das Heute anerkennen, die Vergangenheit ist wahrlich tot für sie. Die Tatsachen aber belehren uns, daß die Vergangenheit nie stirbt. Ihr kleinster Teil behält einen ewigen Einfluß. Alles in der weitesten örtlichen und zeitlichen Vergangenheit hängt unverbrüchlich zusammen; nur sind unsere Organe, ihre Hilfsmittel und unser Denken zu grob, um das im einzelnen überall nachzuweisen.

Wir können uns also nie von der Vergangenheit, von der eigenen so wenig wie von der unseres Volkes, unserer Rasse und der Menschheit loslösen: was uns das vortäuscht, ist Selbstbetrug oder Schwindel. Es gilt das für die Völker und die Staaten genau so. Was uns und sie als Ausfluß der Vergangenheit trifft, muß als gerechte Folge hingenommen werden. Das Gute weisen wir nicht ab, das Böse muß getragen werden. Alle Radikalen unserer Zeit besitzen eine Neigung, dem entgegen zu handeln und zu denken.

Ein zweiter, sehr bedeutender Siegesfaktor ist der Reichtum der Völker und Staaten, wie jedem bekannt ist. Da der Reichtum den oberflächlichen Idealisten unserer Zeit, ja aller Zeiten, verhaßt und von ihnen als etwas Niedriges, eigentlich Wertloses betrachtet wird, und dieser Idealismus aufs neue seine Triumphe feiert, können wir nicht umhin, dieser Auffassung einige Worte zu widmen. Zahllos viele halten den Reichtum, d. h. nicht den eigenen, sondern den des Nachbarn, im Grunde immer für ungerechterweise erworben, eine Folge von Schlauheit und weitem Gewissen. Ich glaube, daß auch unter den Gebildeten die Zahl derer sehr groß ist, die in jedem reich gewordenen Mann eigentlich einen Schurken erblicken. Der Marxismus mit der trivialdummen Lehre vom Mehrwert ist eigentlich nichts als diese Überzeugung, mit Wortschwall umgeben.

Selbstverständlich, möchte ich sagen, ist der Reichtum als Regel nicht die Folge sozial verwerflicher, sondern sozial sehr erwünschter Eigenschaften. Diebstahl, an Armen verübt, kann ja nie reich machen. Diebstahl an Reichen setzt aber schon Reichtum voraus, kann also nie den Anfang gemacht haben. Von Erbschaften abgesehen, die ja nicht Reichtum schaffen, sondern bloß übertragen, macht nur der Besitz ökonomischer Eigenschaften reich, er allein schafft Reichtum; alles andere kann ihn bloß übertragen, was etwas ganz anderes ist. Sogar die Erfüllung der objektiven Bedingungen, selbst der geographischen, ist nicht von primärer Bedeutung: der ökonomisch Vollbegabte weiß sie sich zu verschaffen.

Was vom einzelnen gilt, ist auch für Völker richtig. Das gut bean-

lagte, tüchtige Volk erobert sich den reichen Boden, und umgekehrt, was nützt der reichste Boden dem schlecht oder ungenügend begabten Volke? Was haben die Spanier aus ihren Minen gemacht? Die Germanen eroberten Mittel- und Südeuropa, die Mongolen aus dem unwirtlichen Nordasien erwarben die reichsten Länder der Welt. Nicht auf äußere Bedingungen, sondern auf die guten Eigenschaften kommt es für Völker wie für Individuen an.

Nicht eine einzige Eigenschaft befähigt zur Erwerbung von Wohlfahrt und Reichtum, sondern ein ganzer Komplex solcher. Es können sogar einige sonst sehr bedeutende fehlen, wenn die übrigen nur um so hervorragender sind. Welche aber diese Qualitäten sein müssen, hängt von den historischen Umständen und von der geographischen Umgebung ab. Das eine Zeitalter, die eine Umgebung fordert mehr Kühnheit, z. B. das Zeitalter der Entdeckungsreisen, das andere mehr technische Kenntnisse, wie unser eigenes. Viele Eigenschaften sind immer gleich nötig, wie Energie, Ausdauer, Sparsamkeit, heller Verstand und mehrere andere. Bei Völkern wie bei Individuen ist das Fehlen verkehrter Neigungen genau so wichtig wie der Besitz der guten. Man ist geneigt, die Bedeutung des Egoismus zu überschätzen; er allein macht gewiß nicht reich, aber als eine gewisse Konzentration auf die eigenen Zwecke ist er ihrer Erreichung förderlich, und das nicht allein, wo es Reichtum gilt, sondern bei jedem Streben. Kann einer ein tüchtiger Gelehrter werden, der nur an andere und ihre Interessen denkt? Die meisten Geister sind aber zu eng, um mehreres zu umfassen, eine gewisse Einschränkung ist für sie immer nötig. Wenn Hartherzigkeit eine Hauptbedingung zum Erfolge wäre, ja dann wären zahllos viele reich, die jetzt arm, den Reichtum beschimpfend herumlaufen.

Die allerverkehrteste Eigenschaft ist eigentlich das anderwärts gerichtete Interesse, das übrigens so berechtigt wie nur möglich sein kann. Das Höchste in irgendeiner Richtung erreicht überhaupt nur, wer sich auf das eine Ziel konzentriert. Das gilt hier wie überall, Vielseitigkeit ist Erschwerung der Aufgabe, fordert also ein größeres Übergewicht der an-

deren Eigenschaften. In diesem Falle kann sie zu einem noch schöneren Ergebnis beitragen. Das alles gilt für Völker wie für Individuen.

Der Reichtum ist wahrscheinlich kein Produkt des Zufalls oder gar der Schurkerei zu nennen. Außer den ursprünglichen Eigenschaften, die über seine Erreichung vor allem entscheiden, sind viele weiteren Umstände von Wichtigkeit, die aber alle durch die gegebenen Eigenschaften ihre Rolle erhalten, wie überhaupt die ganze Geschichte in jeder Richtung doch nur die Entfaltung des Charakters in Wechselwirkung mit einer bestimmten Umgebung ist, welche Umgebung, wie wir schon bemerkten, zu einem guten Teile bereits durch die Anfangseigenschaften bestimmt wird.

Die Normannen lebten ursprünglich weder in Frankreich noch in Sizilien und auch nicht in England, ebensowenig die Peschäräh im Feuerlande oder die Buschmänner in der Kalahari. Der Boden allein macht nicht reich, sonst wären es die Südamerikaner, die Chinesen, die Javaner. Was haben die Ureinwohner Kaliforniens aus ihrem Wohnorte gemacht? erst die Europäer holten die Schätze aus ihm hervor, die auch nur für sie Schätze waren. Reichtum und Armut sind als die gerechten, weil unvermeidlichen Folgen der bezüglichen Begabung der Völker zu betrachten. Die Folge dieser Folge, die Unterstützung durch den Reichtum im Kriege, darf also ebensowenig als eine Ungerechtigkeit verurteilt werden. Wer uns aber einwerfen möchte, daß die Handlungen unserer Urväter nicht ohne Einfluß auf unsere Wohlfahrt, ja sogar auf unsere Befähigung Reichtum zu erwerben sind, den verweisen wir nach unseren obigen Erörterungen über den Einfluß der Vergangenheit auf die Größe der Staaten. Reichtum wie Größe verdankt der Staat seiner Geschichte, die überhaupt seine ganze Persönlichkeit gestaltet hat; ihre weiteren Konsequenzen kann er deshalb unmöglich als Unrecht empfinden, so wenig wie das Individuum die guten und schlechten Folgen seines Charakters, d. h. des Ergebnisses seiner Geschichte, die Resultate seiner angeborenen Anlage und zugleich der Umstände.

Eine glückliche Tatsache ist es, daß jedesmal der Charakter über das bisherige Resultat der Geschichte obsiegen kann, genauer besehen: die

Ergebnisse auf der einen Entwicklungslinie kommen den auf der anderen erworbenen zu Hilfe. Ich wähle ein frisches Beispiel. Japan hatte seiner bisherigen geringen Entwicklung zufolge im Anfang des letzten Krieges einen geringeren Kredit als Rußland, das nun einmal infolge vieler Umstände für reich gehalten wurde. Während des Krieges, der doch die finanziellen Kräfte des jüngsten Kulturstaates aufs äußerste anstrengte, änderte sich dies infolge der japanischen Siege. Und umgekehrt nahm der russische Kredit infolge der Niederlagen und der darauffolgenden Revolution bedeutend ab.

Die durch ein Volk jedesmal erreichte Höhe der Wohlfahrt und des Kredits ist also keineswegs etwas Äußerliches oder Zufälliges, so wenig als das bei einem Individuum der Fall sein könnte. Nichts ist natürlicher, ja gerechter, als daß diese Errungenschaft ihrerseits weiteren Einfluß ausübt, auch im Kriege.

Es braucht wohl keiner Beweisführung, daß genau dasselbe in vollem Umfange von der Kraft gilt, die von einer gegebenen politischen Verfassung im Kriege ausgehen kann. Es läßt sich nicht mit einem Wort sagen, welche Staatsform in dieser Beziehung die beste sein wird: das hängt von den Umständen ab. Eine Despotie kann in einem barbarischen, zusammengewürfelten Volke eine große Kraft entwickeln, sie kann hier die einzige angemessene Regierungsform sein, obwohl sie, wenn das Volk einer höheren Kultur teilhaftig und einigermaßen selbstbewußt wurde, gewiß nicht länger imstande ist, die höchste Kraftleistung, deren das Volk überhaupt fähig, aus ihm herauszubringen. Das einzige und zugleich das Höchste, was man von der Staatsform verlangen kann, ist ihr Angepaßtsein an die Kultur und an die ganze Eigenart des Volkes, oder, wenn das Volk sehr heterogen ist, an die seiner besseren, einflußreicheren Teile. Sind diese Bedingungen nicht erfüllt, so wird die Schwäche des staatlichen Gefüges von großem Nachteil im Kriege werden.

Die japanischen Studenten begehrten als höchstes Ideal den Tod für den Mikado, wie uns der beste Kenner Japans bezeugt. Die edelsten und begabtesten unter den jungen Russen dagegen verschwören sich wider die

Regierung, ihr Ideal ist, den Zar, den Tyrannen, zu töten, dafür wollen sie sterben. Die Japaner wollten durchaus siegen, weil sie alle wußten, daß die Zukunft ihres Landes die Niederwerfung des Feindes forderte; die Russen der höchsten und gebildetsten Kreise begehrten die Niederlage ihrer Heere, da sie wußten, daß die Auferstehung ihres Volkes hierdurch am besten gefördert wurde. Wie gewissenlos, wie tierisch abgestumpft muß eine Regierung sein, die durch solche Stimmung der besten Bürger nicht bewogen wird, die gründlichste Reformation durchzuführen!

Eine solche Regierung ist natürlich eine gerechte Folge der Vergangenheit, so gut als die Enge des Gebiets oder die Armut des Volkes. Die ganze Geschichte, Ausfluß des ganzen Volkscharakters, hat zu dieser Regierung geführt; ihre unvermeidliche Folge, die militärische Schwäche, muß als Strafe hingenommen werden. Es ist die erste und höchste Pflicht eines Volkes, über die eigene Regierung zu siegen, falls diese schlecht ist. Denn nur so kann die weitere Pflicht, die Überwindung des Feindes, erfüllt werden.

Jede einzelne Sünde der Regierung wie der Verwaltung rächt sich im Kriege. Hätte Rußland eine unbestechliche, ehrliche Verwaltung wie Deutschland gehabt, wenigstens eine der Bedingungen der Niederlage wäre nicht erfüllt gewesen. Korruption und Nepotismus im weitesten Sinne bedeuten verkehrte Verwendung, ungenügende Ausnützung des vorhandenen Reichtums an Kapital und, was viel schlimmer ist, an menschlicher Begabung. Das arme Rußland hat in jeder Richtung Geld verschleudert und dadurch nicht erreicht, was ihm sonst bei seinen Mitteln möglich gewesen wäre; wenn das Ausland endlich von dieser Wahrheit durchdrungen sein wird, muß es ihm den bis jetzt genossenen Kredit entziehen. Weder im Frieden noch im Kriege kommen durch die prinzipielle Korruption der russischen Verwaltung die rechten Leute an die rechte Stelle. Hofgunst und Cliquenwesen entscheiden hier alles, und wie niederdrückend muß eine solche Sachlage auf die Entfaltung alles Charakters und aller Anlage wirken! Verschleuderung des Menschenmaterials ist hier die Regel. Wie verderblich ist eine solche Regierung, wie tief

steht ein Volk, das sie duldet! Die Niederlage im Kriege bringt beiden die schwere, aber gerechte Strafe.

Nicht nur die politische Gesundheit des Volkes ist von entscheidendem Werte für den Kampf, die physische hat nicht viel geringere Bedeutung. Ein schwaches, von Krankheiten unterminiertes, ungenügend ernährtes Volk kann selbstverständlich keine kräftigen Männer in genügender Anzahl zur Armee stellen, die schwachen Soldaten halten die ungeheuren Strapazen des Feldzuges nicht aus, die Verwundungen und die vielen Krankheiten, die der Krieg mit sich führt, greifen sie unverhältnismäßig schärfer an, die Verluste werden bedeutend größer sein, der ganze Krieg wird von ihnen mit geringerer Wucht geführt. Diese Volksgesundheit ist keine unabänderliche Tatsache, sondern die natürliche Folge von allerlei Bedingungen. An erster Stelle kommt hier, neben den schon angeführten Faktoren, die auch hier ihren Einfluß fühlbar machen, die Art und Gestaltung des sozialen Lebens in Betracht. Je schlechter, je ungleicher der Reichtum in einem Volke verteilt ist, desto weniger gut wird die Gesundheit der zahlreichsten Klassen, die die große Masse des Heeres bilden, sein. Armut führt aber noch viel mehr Häßliches und in diesem Falle Gefährliches mit sich. Ein armes Volk ist fast immer ein dummes, schlecht erzogenes Volk. Je höher die Anforderungen moderner Kriegsführung, was die Handhabung der feinen Kampfinstrumente und die neuere Taktik anlangt, die immer mehr die Auflösung der festgeschlossenen Reihen fordert, desto schwerer wird hier die Strafe des Kampfes treffen. Wenn die russische Regierung das Interesse des Vaterlandes über das eigene stellt, wird sie endlich zur wirksamen Bekämpfung der Unwissenheit unter der ungeheueren Mehrheit des russischen Volkes schreiten.

Aber nicht nur physische Schwäche und Dummheit sind die fatalen Folgen der Volksarmut, sondern auch die ungenügende Entwicklung der moralischen Eigenschaften. Ein armes Volk ist kein stolzes Volk, es kann sich selbst nicht achten, es nimmt alles von seiner Regierung hin und verführt diese so in wirksamster Weise zur Pflichtversäumnis. Sklavisches, dummes, armes, demoralisiertes Volk, schlechte, verschwenderische,

korrupte Regierung, Bankrott und Niederlage das unabwendbare Ende. Es hängt nun einmal glücklicherweise alles zusammen. Ludwig XIV. konnte noch glänzende Siege feiern, aber schon nach fünfundsiebzig Jahren erreichte seine Regierung die furchtbare und sehr gerechte Strafe der Revolution. Turgot nannte die französische Gesellschaft aus schlecht verbundenen Teilen locker zusammengesetzt, ohne jede Einheit, der jedes gemeinsame Interesse abging. Man lese bei Taine einmal nach, wie erbärmlich und haltlos die Armee dieser Gesellschaft war, kein Wunder, daß die Regierung sich gleich im Anfange der Empörung nicht auf sie stützen konnte.

Jeder andere Fehler der gesellschaftlichen Organisation muß sich gleichfalls in der Wehrkraft des Volkes offenbaren und im Kriege unerbittlich rächen. Die Niederlage Preußens bei Jena beruhte gewiß in erster Linie auf den groben Fehlern der damaligen sozialen Verfassung dieses Staates. Die großen Befreier Preußens bemühten sich auch zuerst um die gründliche Reformation dieser veralteten und verkehrten Zustände. Eine Gesellschaft mit großen Fehlern kann wenigstens auf die Dauer kein kräftiges, siegfähiges Heer hervorbringen, dazu würde ihr die moralische und wirtschaftliche Kraft fehlen.

Wenn die moralischen Verhältnisse im engeren Sinne nicht taugen, das Familienleben und damit die Fortpflanzung Gefahr laufen, dann wird die Kraft des Volkes und des Heerwesens an der Wurzel bedroht. Eine nur dem sinnlichen Egoismus frönende, der Zukunft und der Rasse nicht eingedenke Gesellschaft kann unmöglich die große Anzahl kräftiger Männer liefern, die das moderne Heer, um zu siegen, braucht.

Der Krieg verlangt eine kolossale Entfaltung von Intelligenz, und zwar jeder Art, von der höchsten, inventiven bis zur niederen, imitativen. So wenig als hohe Moralität oder gesunde Staatsverfassung ist die intellektuelle Not genügend; sie setzt gar vieles voraus, das langjährige und sorgfältige Pflege verlangt. Ohne glückliche Anlage wird zwar auch diese nicht viel erreichen, aber die beste Anlage allein genügt ebenfalls nicht. Der Staat kann hier nur wenig und nicht das Bedeutendste durch positive

Maßregeln bewirken, die Enthaltung des Staates ist hier von unendlich größerem Werte. Die geistige Entfaltung eines Volkes braucht vor allen Dingen Freiheit von kirchlicher, staatlicher und jeglicher Einmischung. Der Geist, soll er stark und elastisch auswachsen, muß sich frei tummeln können. Er muß seine eigenen Fehler machen dürfen, seine eigene Gefahr laufen. Ein Wickelkind bekommt keine kräftigen Muskeln, wie soll ein ewiges Wickelkind einen kühnen, großen Geist erhalten? Aber ohne diesen bleibt ein Volk erst im friedlichen Wettkampfe der Nationen in Wohlfahrt, Bildung, Naturbeherrschung, psychischer Kraft zurück, zuletzt wird es im endgültigen Ringen des Krieges besiegt.

Das Volk, das sich einst von den Geistesfesseln, die Kirche und Despotie anlegen, nicht zu befreien wußte, das vor den hierzu erforderlichen Opfern zurückscheute, muß später mit den viel schwereren Opfern des Krieges und der Armut büßen. Alle Eigenschaften, alle Taten im Charakter und in der Lebensgeschichte der Individuen wie der Völker hängen nun einmal unverbrüchlich zusammen. Alles rächt und lohnt sich. Der Staat, der dauernd zu siegen wünscht, soll sich also von früh an befleißigen alles zu tun, was nötig, und vor allem zu unterlassen, was hinderlich ist, um nicht einige wenige, sondern die Gesamtheit oder wenigstens die große Mehrzahl seiner Bürger zu tüchtigen, starken Menschen zu machen.

Auch die Kirche könnte hier eine gewaltige Macht zum Guten ausüben. Bis jetzt hat sie wohl nur Gutes auf individual-eudämonistischem Gebiete geleistet, und auch hier durchaus nicht allein Gutes. Wie viele Seelen hat sie nicht durch ihren widersinnigen Wahn, die Ratschlüsse des Allerhöchsten zu kennen und durchführen zu müssen, gequält und gemartert! Kulturell waren alle Kirchen nur zu oft eine bloß zurückhaltende Macht, zu oft haben sie Gott und die Menschen vergessen und nur den Machthabern des Augenblicks gedient. Wenn die Kirche aller Länder einmal die fruchtlose Bekämpfung der Wissenschaft und des strebenden Menschengeistes aufgeben und statt dessen die des Niedrigen im Menschen mit derselben Treue und mit derselben Unversöhnlichkeit aufnehmen

wollte! Die Kirche nicht länger als Rückhalt veralteter Anschauungen, sondern als Stütze aller hohen Bestrebungen, es wäre wahrlich schön. Wie es ist, tötet erst die Schule, dann sie, dann die Gesellschaft und endlich der Staat alles, was im jungen Menschen an hohen, reinen Bestrebungen, an Glauben an das Gute lebt.

Die Kirchen, wie sie sind, haben hauptsächlich den Vorteil, daß sie die Bürger, vor allem die armen, fügsam machen, durch die Furcht vor übernatürlichen Strafen und die Hoffnung auf ewiges Leben; sie vermindern die natürliche Todesfurcht wohl ein wenig, was immerhin eine sehr löbliche Leistung, besonders vom Kriegsstandpunkte. Aber sie können so sehr, so unendlich viel mehr tun. Sie könnten den hohen Enthusiasmus im Menschen groß ziehen, die echte, starke Begeisterung für wirkliche Ideale. Die Kirche sollte dem Leben dienen, auf das Leben und seine Forderungen achten und dadurch den Tod überwinden. Das wirklich fromme Volk Japans sollte uns hierin zum Vorbilde dienen. Die Religion ist hiermit dem Patriotismus aufs engste verbunden, das macht beide stark.

Selbstverständlich, wie mir scheint, ist es nicht allein die Religion, welche hohe, opferfreudige Begeisterung erweckt, wie Kidd ohne tatsächliche Begründung behauptet hat. Hat denn nicht jede Überzeugung, jede große Liebe ihre Märtyrer gefunden? Besitzen die besten unserer heutigen Sozialdemokraten und Anarchisten keine tatkräftige Liebe für ihr Ideal? Beruht die russische Reformationsbewegung, soweit sie ihren Ursprung in bewußten absichtlichen Anstrengungen hat, nicht hauptsächlich auf dem herrlichen, rein idealen Streben des besten Teils der russischen Gebildeten?

Immerhin könnte die Religion durch moralische Mittel jede hohe Begeisterung schüren, sie könnte und sollte jeden selbstlosen Idealismus als religiös erkennen und unterstützen. Der Staat kann außer durch Enthaltung, die, wie gesagt, in mancher Beziehung das Allerbeste ist, durch seine kolossalen Machtmittel die Entwicklung der geistigen Begabung des Volkes unterstützen. Die materiellen Bedingungen, wie Universitäten

und Schulen, könnte und sollte er in freigiebigster Weise schaffen, eins darf er aber nie und nimmer: die Kontrolle desjenigen sich anmaßen, was nur durch Freiheit zur Blüte kommen kann.

Das Volk, das seine Geistesbewegungen durch Regierung und Kirche bändigen und hemmen läßt, wird auf die Dauer nicht allein in seiner intellektuellen Entfaltung zurückbleiben — das wäre noch nicht einmal das Schlimmste — sondern noch viel mehr in der Kraft seines Charakters. Kein bewußten Denkens fähiger Mensch läßt sich die absolute Freiheit hierin durch andere ihm gleiche Menschen nehmen. Der Gedanke an diese Anmaßung muß ihn zu hellem Aufstande empören. Wer diese Entmannung duldet, ist des weiteren geistigen Lebens, also des besten im Menschen, unwürdig und unfähig. Aber auch ein Volk, das so dem höchsten Leben entsagt, kann nie seine volle Kraft entwickeln. Solange alle Völker gefesselt, schadet das sehr wenig; wenn aber auch nur eins, sogar nur vergleichsweise, zur Freiheit sich durchgerungen hat, so müssen die im besten rückständigen Völker gar bald ihre Schwäche empfindlich spüren. Die Siege der ersten französischen Republik, so wenig ideal diese und ihre Freiheit übrigens waren, haben diesen Satz Europa ad oculos demonstriert, so deutlich, daß sogar die damaligen Regierungen einen Augenblick, leider nur einen kurzen Augenblick aufhorchten.

Die geistige Begabung, Bildung und Entwicklung eines Volkes muß nach allen möglichen Richtungen den tiefsten Einfluß auf die militärische Kraft desselben ausüben. Wenn nicht direkt, so doch um so nachdrücklicher mittels der Wohlfahrt und des Kredits. Entfliehen läßt sich also der Strafe für Vernachlässigung nicht. Hier gibt es keinen Ablaß und keine Gnade.

Es würde etwas zu weit führen, in unserer Aufzählung der für die Kriegführung bedeutsamen Momente im Volksleben fortzufahren. Das ist auch kaum nötig; denn wie gesagt, alle Eigenschaften, alle Erfahrungen, das ganze Sein und Haben des Volkes wirken zur Entscheidung in der endgültigen Prüfung mit. Alles wirkt, alles hält sich. Entnervender und Neid erweckender Luxus der höheren Klassen, Zwiespalt im Volke,

ob durch religiöse Intoleranz erzeugt oder durch politische und andere Gegensätze, Feigheit und Egoismus, die Früchte einer uns nicht unbekannten Überkultur, sie alle lähmen die Kraft des Volkes im Kriege selbst und auch schon in allem, was zu ihm vorbereiten und befähigen muß. Die Türken, die einst Europa bezwangen, sind jetzt zu schwach, um den Krieg mit ihren eigentlichen Feinden aufzunehmen, ungeachtet der großen Tapferkeit und sonstiger militärischen und anderen Eigenschaften des Volkes, weil sie in der Kultur überall zurückblieben, weil der Staat vollständig faul und die Bürger der Einsicht und der Energie ermangeln, ihn zu reformieren. Der Krieg wird diesen Staat früher oder später zermalmen.

Alle die genannten und erläuterten Kraft- und Schwächefaktoren hängen untereinander zusammen, teils als Eigenschaften, teils als Erwerbungen eines lebendigen Organismus, sie sind das notwendige Ergebnis der ganzen Vergangenheit des betreffenden Volkes, sie bilden seine Persönlichkeit, sein Ich. Kein Volk kann mit Recht die Verantwortung für sie ablehnen, so wenig wie der einzelne sich selbst verleugnen kann. Sie dürfen, sie sollen über Sieg und Niederlage im Frieden wie im Kampfe entscheiden.

Ich stehe gar nicht an, die Besiegung der Russen durch die Japaner als den sehr begreiflichen Ausfluß der ganzen Geschichte beider Völker zu bezeichnen. Wer ihre Entwicklung an der Hand von Schiemann und Herrmann, Von der Brüggen, Wallace und Leroy-Beaulieu, andererseits an der von Fukuda und Nachod verfolgte, dem konnte der tatsächliche Ausgang nichts Befremdendes bringen. Die Russen, wie v. Hehn, Lanin, ihre eigenen wunderbar naturgetreuen Dichter und Romanschreiber sie so auffallend übereinstimmend schildern, sind das Produkt, das unvermeidliche, ihrer Anlage und ihrer weiteren Geschichte, so wie die Japaner nach der Darstellung Hearnes und Siebolds das Ergebnis ihrer so sehr verschiedenen Anlage und Umgebung mit daraus folgender Entwicklung. Das Resultat ihres Zusammenstoßes ist selbstverständlich das Ergebnis der Messung ihrer augenblicklich erworbenen Gesamtkräfte, es muß

unser historisches Gerechtigkeitsgefühl befriedigen, wenn wir uns anstrengen auf alle, aber auch alle komponierenden Elemente der Vergangenheit achtzugeben. Wenn die Gerechtigkeit nur tief genug blickt und weit genug umschaut, müssen Notwendigkeit und Gerechtigkeit sich decken.

Von dem, der die Weltgeschichte und ihre Urteilssprüche begreifen will, darf gewiß eine etwas tiefere Einsicht verlangt werden. Die Dinge brauchen sich nicht so einfach zu verhalten, wie das unserer Einfalt bequem wäre. Die Gerechtigkeit der Geschichte ist nicht so oberflächlich und einseitig, als wir uns die göttliche träumen möchten. Wie ich nicht genug betonen kann, alles, alles wirkt mit zum Resultate, das Positive wie das Negative, das Bewußte wie das Unbewußte, das Absichtliche wie das Unabsichtliche. Ableugnen nützt hier nicht. Nachsicht wird nicht geübt. Was je geschah, ist von ewiger Wirkung.

Anscheinend sehr liebenswürdige oder wenigstens unschuldige Eigenschaften werden ihre gefährliche Seite nie deutlicher als im Kriege zeigen. Die Niederländer, Epigonen ihres großen Zeitalters, sind schon ein paar Jahrhunderte lang bequeme, gemächliche, etwas weiche Leute geworden, eingefleischte Individualisten in jeder Richtung. Ihre Ironie verhindert sie, die Dinge so recht ernst zu nehmen . . . alles sehr unschuldig, es schadet keinem Menschen, deshalb könnte es lange so bleiben. Aber ein Ausfluß dieser Neigung ist auch die schlaffe, ungenügende Vorbereitung zum Kriege; recht viele glauben so gerne, daß die Kriege schon aus der Mode gekommen, die Rüstung eigentlich schon überflüssig sei. Der erste beste Krieg, in den die Niederländer verwickelt werden, wird sie unsanfterweise eines anderen belehren und mehr, als irgendetwas anderes vermöchte, dazu beitragen, sie einer neuen großen Periode zuzuführen. Das Jahrhundert ihrer unaufhörlichen Kämpfe machte sie groß, die zu lange Friedensperiode erschlaffte ihre gute Anlage, neue Kämpfe werden sie aufs neue stählen.

Die Naturwissenschaften haben uns endlich gelehrt, die Tatsachen zu beachten. Hoffentlich wird ihr ehrfurchtsvolles Studium uns allmählich

befähigen, die moralisch entscheidenden Eigenschaften der Individuen wie der Völker etwas tiefer zu erfassen als es die ekstatische Einseitigkeit der großen Schwärmer und die abstrakten Hypostasierungen der Philosophen zu tun vermochten. Die spekulativen Dogmen der letzteren sind nicht das letzte Wort der ethischen Weisheit, die aufmerksame Beachtung der Geschicke der Einzelpersonen wie der Völker wird uns den realen Wert der grundlegenden und der zusammengesetzten Eigenschaften enthüllen, da diese Geschicke doch eigentlich über diesen Wert entscheiden. Ich vermute, daß zu den ersten großen Lehren dieser auf den Tatsachen aufgebauten Ethik diese gehören wird, daß die Tugend der Person oder des Volkes nicht so sehr in seinen einzelnen Eigenschaften, sondern in ihrer Zusammenstellung, in ihrer Harmonie enthalten ist. Die umgekehrte Tendenz, die Überschätzung z. B. des Altruismus läuft auf den Kommunismus als letzte Konsequenz, als äußerste Übertreibung der Einseitigkeit aus, und doch kann der Kommunismus als dasjenige Zukunftsideal bezeichnet werden, das die Art des Menschen, die Bedingungen der Wohlfahrt und des höheren Geisteslebens und die ganze Menschheitsgeschichte aufs denkbar gröbste verkennt.

Wenn, wie ich nachzuweisen versuchte, im Kriege alle Eigenschaften und Erwerbungen der Völker ihren Einfluß auf das Resultat üben, so wird kein Experiment geeigneter sein, uns über die Bedeutung dieser Einflüsse aufzuklären, unter der Voraussetzung, daß wir den Wert dieser Entscheidung anerkennen. Es kommt auf den Wert des Sieges an. Was besagt dieser eigentlich? Was nützt er? Ich meine nicht im besonderen Falle, sondern im allgemeinen. Sieger zu sein bedeutet die momentan wertvollsten Eigenschaften in der wertvollsten Weise vereinigt zu besitzen. Das tapfere Fechten, die gute Bewaffnung, die überlegene Führung sind die Ausflüsse viel tieferer Ursachen, durch die Charaktereigenschaften und die Kulturerwerbungen der Völker bedingt.

So viel dürften wir jetzt klargemacht haben, daß Sieg und Niederlage jedenfalls nichts Zufälliges, nichts Oberflächliches sind. Die Frage bleibt aber unbeantwortet, wozu sie eigentlich da sind. Wenn wir über das

Wesen des Krieges überhaupt sprechen, dürfen wir natürlich nicht, wie von der Goltz das tut, den Angriff voraussetzen. Denn, wenn es überhaupt keinen Krieg gäbe, so fiele auch der Angriff weg! Wir fragen uns ganz allgemein, wozu Sieg und Niederlage? Gewiß nicht um theoretisch festzustellen, wer in allem Betreffenden der Stärkste sei. Wir können den Sieg nur seiner praktischen Folgen wegen gutheißen; es siegt der wahrhaft Stärkere, und die Früchte des Sieges fallen ihm zu. Aber im Kriege steht gegenüber dem Siege wesentlich eine Niederlage. Beide sind wertvoll, weil sie die Entscheidung des Krieges ausmachen.

So wenig als irgendetwas anderes hängt der Sieg vom Zufall ab, nicht einmal in dem einzig zulässigen Sinne dieses Begriffs, dem von dem Zusammentreffen unverbundener Kausalreihen. Aber auch von Kleinigkeiten ist der Sieg nicht abhängig; es wäre denn in unbedeutenden Truppenbegegnungen; wo aber solche Kleinigkeiten in entscheidenden Schlachten eine Rolle spielen können, da sind schon große Fehler gemacht worden. Eine Strategie, die mit dem Zufall rechnet, deutet auf einen abenteuerlichen Geist hin, entweder beim höchsten Befehlshaber oder gar beim Volke, das einen solchen zu der allerwichtigsten Stellung erhoben hat oder auch nur darin duldet; wir sind nun einmal alle für alles verantwortlich, was mit unserer aktiven und passiven Mitwirkung zustande kommt. Wer sich von den Ursachen eines Sieges oder einer Niederlage Rechenschaft geben will, der soll sich nur nicht bei der ersten oberflächlichsten Schicht aufhalten, wozu auch keine andere Nötigung als die eigene Oberflächlichkeit vorliegen kann, sondern immer versuchen, zu den tieferen und tiefsten Ursachenschichten vorzudringen.

Wir müssen zu der allgemeinen Frage übergehen: welches sind die dem Kriege als Prüfungsform zukommenden Vorteile?

Die Frage nach der Größe dieser Vorteile ist der Kern des ganzen Problems.

Die Nachteile der Völkerkämpfe haben wir scharf beleuchtet, und ihre riesige Größe mit Grauen erkannt. Was wir zur Beruhigung und zur Kompensation anführten, erschien uns klein und unbedeutend im Ver-

gleiche zu den ungeheuren Opfern, die der Krieg uns auflegt. Rechtfertigen kann ihn nie der bloße Hinweis auf seine tatsächliche Existenz. Denn diese beweist nur, daß er augenblicklich notwendig ist, rechtfertigt ihn aber nicht vor unserem denkenden und fühlenden Geiste. Mit dieser Existenzfrage, die übrigens keineswegs ohne Bedeutung, haben wir uns nachher zu beschäftigen.

Jetzt aber die große Frage nach den essentiellen Vorteilen der Kriege, die uns etwa zu der Überzeugung berechtigen würden: wenn es keinen Krieg gäbe, müßten wir ihn erfinden! oder anders ausgedrückt: die Kriege können seltener werden, in vielfacher Weise verändert und verbessert, den wechselnden Umständen angepaßt, wie sie im Laufe der Zeiten sich in allen möglichen Richtungen geändert haben, sie dürfen aber nicht verschwinden!

Der Krieg hat also, meiner Überzeugung nach, essentielle und unersetzliche Vorteile.

Melchior Palágyi (geb. 1859)

Weltkrieg und Weltfrieden[1])

Der Krieg ohnegleichen, der über die Welt hereingebrochen ist, darf wohl als der Abschluß einer mehr als vierzigjährigen geschichtlichen Epoche (1871—1914) und zugleich als Übergang in eine neue Zeit gelten, die noch mit allen Schleiern der Zukunft vor unserem Blick verhüllt ist. Nur mit unsicher tastenden Ahnungen wagt der menschliche Verstand die von der Kriegsfurie zerrüttete Gegenwart zu überfliegen und an die Grundlinien jener neuen Weltgestaltung zu denken, der die Menschheit zweifellos entgegengeht. Eines nun wissen wir aber allerdings von jeder Zukunft, die uns bevorsteht, daß sie nämlich notwendig die Tochter der ihr vorausgehenden Vergangenheit ist: und so wendet sich unser Blick unwillkürlich auf die nächstvergangene Geschichtsphase zurück, auf diese unselige Mutter, aus deren Schoße der Weltkrieg geboren wurde. Und da wir rückblickend in das fahle Gesicht der Sterbenden schauen, erkennen wir klar, daß eine solche Mutter nur ein solches Kind zur Welt bringen konnte. Denn noch niemals hat es eine Epoche gegeben, die so viel vom Weltfrieden parlamentiert und so hartnäckig an denselben geglaubt hätte wie die soeben vergangene, weshalb es denn konsequenterweise nicht ausbleiben konnte, daß ihr der Weltkrieg unmittelbar auf den Fuß folgte. Nun hört man es in allen Weltteilen und auf allen Ozeanen aus tausend Kanonenschlünden hervordonnern: hier habt ihr den Weltfrieden, den ihr gesucht.

Man rufe nur die nächstverflossene Zeit vor dem Ausbruch des Krieges ins Gedächtnis zurück: da gab es keine parlamentarische Ansprache und keine diplomatische Erklärung, die nicht von der unbedingten Wahrung des Weltfriedens ausgegangen und nicht zu dem Schlusse einer unbe-

---

[1]) La Revue politique internationale, Nr. 13. Direktor: Félix Vályi. Lausanne, Jan./Febr. 1915; S. 87—95. Der Verfasser, Dozent an der Universität Klausenburg (Kolozsvár), hat den Abdruck ausdrücklich genehmigt.

dingten militärischen Weiterrüstung gelangt wäre. Aber je ernster sich die Weltsituation gestaltete, desto mehr wurde es Mode, an den Weltfrieden zu glauben. Und je mehr man sich dem Ausbruch des Kriegsvulkans näherte, desto auffälliger mehrten sich die Wichtelmänner (und auch Wichtelfrauen), die von ewiger Friedensseligkeit überflossen und zum Spotte nachfolgender Generationen eine unübersehbare Literatur des Weltfriedens produzierten. Die Dame Europa war ganz offensichtlich mit dem Weltkriege schwanger, aber sie hielt sich allen Ernstes für eine züchtige Jungfrau, die mit Palmenzweigen und Liliensstengeln in den Händen den ewigen Frieden zu symbolisieren bestimmt ist.

Ein rosenroter Nebel von Friedenswahn hatte sich auf die Geister gelagert, und da der ins Unermeßliche gesteigerte Verkehr auch die weltfernsten Völker gleichsam zu nächsten Nachbarn machte, entstand ein eigentümlicher Hochdusel des „Internationalismus", der alle Ländergrenzen zu verwischen, alle Rassenunterschiede auszulöschen, alle Völkergegensätze zu überwinden schien. Professoren des Völkerrechts gestehen mit naiver Unbefangenheit ein, daß sie Dezennien hindurch irgendeinem Überschwang von internationalistischen Träumen nachhingen und auf die Begriffe der Nation und der nationalen Kultur wie auf Überbleibsel einer halbbarbarischen Entwicklungsstufe herabblickten. Ein internationales Genußleben hatte exorbitante Dimensionen angenommen, internationale Kongresse, Studienreisen usw. usw. hatten bishin unbekannte geistige Verbrüderungsformen hervorgerufen, so daß viele Hunderttausende oder gar Millionen von Menschen in eine Art von Schwebezustand zwischen zwei und mehr Heimaten gerieten und förmlich um ihre natürlichen Begriffe von nationaler Zugehörigkeit kamen. Als nun der Weltkrieg jählings über Europa hereinbrach, waren eben jene Tausende von Männern, Frauen und Kindern, die das internationale Gastrecht genossen, die bedauernswertesten Opfer der entsetzlichen Überraschung. Die Unglücklichen, in fremde Haft Geratenen, mußten es am eigenen Leibe erfahren, was die so oft verherrlichte Kulturverbrüderung und der so verhimmelte Internationalismus wert seien.

Der Weltkrieg ist ein großer Lehrmeister und er fegt mit unerbittlichem eisernen Besen die Modetheorien der vergangenen Friedensepoche hinweg. Es war ein Dogma dieser Epoche, daß der Friede als das höchste Gut zu betrachten sei, und der Krieg das leibhaftige böse Prinzip repräsentiere. Nun sieht aber alle Welt mit offenen Augen, daß der Krieg in latenter, potentieller Form schon in dem vorausgehenden Frieden versteckt lag, so daß die sog. Friedenszeit eigentlich eine lange, sorgfältige und systematische Vorbereitung des Weltkrieges war. Will man also den letzteren verdammen, so muß man mit der eigentlichen Sünderin, dem vorausgehenden Frieden, in ein strenges Gericht gehen. Der Krieg spricht es nur mit achtenswerter Offenheit aus, was der heimtückische Friede mit scheinheiligen Gebärden zu verdecken verstand. Wäre es da nicht töricht, vom Kriege schlechter zu denken als vom Frieden, der ihn gezeugt? Auch ist es sonnenklar, daß der Krieg nicht um seiner selbst willen geführt wird, d. h. daß er nicht Selbstzweck ist, sondern durchaus nur dem hohen Ziele dienen soll, die Grundbedingungen einer neuen Friedensepoche zu verwirklichen. Wer den Krieg verdammt, muß sein Anathema auch schon über sein Kind, über den kommenden Frieden aussprechen.

Krieg und Frieden sind also keine solche starre, einander ausschließende Gegensätze, die zusammenhanglos einander gegenüber stehen, wie dies das kindisch-scholastische Denken anzunehmen geneigt ist. Krieg und Frieden zeugen sich wechselseitig und sind wechselseitig für einander verantwortlich, so daß sie als notwendig zusammengehörige Rhythmen in der Evolution der Menschheit erscheinen. Indem wir dies einsehen, sind wir gar weit davon entfernt, den Krieg überhaupt zu verherrlichen; denn dies hätte ebenso wenig Sinn, als sich für den Frieden überhaupt zu begeistern. Krieg und Frieden sind für den Philosophen nicht Gegenstände des Entzückens oder Entsetzens (wie etwa für den lyrischen Dichter), sondern Gegenstände des Nachdenkens. Sie sind keine ethischen Kategorien, so daß man etwa den Frieden als das gute und den Krieg als das böse Prinzip auffassen dürfte; sondern sie sind einfache Tatsachen des Völker-

lebens, die auseinander hervorgehen und so innig zusammenhängen, daß sie ohne einander gar nicht verständlich sind. Ein jeder Friedenszustand irgendeines Volkes basiert, wenn man ihn genauer untersucht, auf kriegerischen Ereignissen, die ihm vorausgingen und ohne welche er nicht hätte zustande kommen können. Verdammt man also den Krieg, so muß man das gleiche auch mit jedem Friedenszustand tun, und dann bleibt nichts übrig, als über den ganzen Prozeß der Weltgeschichte, wie über etwas völlig Verwerfliches den Stab zu brechen.

Wie es aber scheint, ist ein ziemlich großer Teil der Intellektuellen in dem Glauben befangen, daß der Fortschritt der Kultur den Krieg immer seltener machen und schließlich ganz aus dem Lebensprozesse der Menschheit eliminieren werde. Es mag ja sein, daß dieser Glaube hier und da aus schönen Motiven entspringt; aber er ist trotzdem nur ein Wahn, der uns zeigt, in welch tiefer Unklarheit sich die Menschen betreffs ihres sozialen Lebens befinden können. Zwischen allen Utopien ist wohl die des Weltfriedens oder „ewigen Friedens" die verbreitetste, so daß sie als die zentrale Utopie bezeichnet werden kann, aus der alle übrigen Traumgespinste des Völkerlebens das süße Gift ihrer Nahrung ziehen. Man kann aber durch eine sehr einfache logische Überlegung zeigen, daß der Weltfriede nicht nur eine Unmöglichkeit ist, sondern auch alles eher als wünschenswert sein kann. Hinter dem Gedanken des Weltfriedens liegt nämlich das Streben nach einer einheitlichen Organisation des ganzen Menschengeschlechtes verborgen, weil nur eine das ganze Geschlecht umfassende organisierende Macht den Bestand des allgemeinen Völkerfriedens praktisch gewährleisten könnte. Nun leuchtet es aber auf den ersten Blick ein, daß eine solche allumfassende Organisation der Menschheit nicht nur eine Unmöglichkeit ist, sondern auch die Verwirklichung des denkbar größten Übels für die Humanität wäre. Eine menschliche Organisation kann nämlich nur dann prosperieren, wenn neben ihr noch andere Organisationen gleicher Art und gleicher Stufe bestehen, mit welchen sie verglichen und an deren Maßstab sie gemessen werden kann. So wie ein jedes menschliche Individuum nur in Gesellschaft mit anderen Individuen,

mit denen es sich vergleichen darf, zu einem Selbstbewußtsein und zu einer Selbsterkenntnis gelangen kann, so haben auch beliebige menschliche Verbände oder Organisationen eine soziale Natur, das heißt: sie müssen in Konkurrenz mit ähnlichen Verbänden treten, damit sie sich aneinander messen, mit einander vergleichen lernen und hieraus die Kenntnis ihrer Aufgaben und den Anstoß zur Verwirklichung ihrer Ideale schöpfen können. Eine allumfassende menschliche Organisation könnte aber — eben weil sie die ganze Menschheit in sich begriffe — nichts Ähnliches neben sich sehen, sich auch mit nichts vergleichen, sich an nichts messen, mit nichts konkurrieren, das heißt sie wäre ein absoluter Verband ohne inneres Leben, ohne Entwicklungs- und Fortschrittsfähigkeit, der nur dann zustande kommen könnte, wenn vorher die Selbstbestimmungsfähigkeit und der Konkurrenzdrang aller Nationen völlig vernichtet wären. So zweifellos das Prinzip der Konkurrenz die Grundlage alles menschlichen Fortschritts ist, so gewiß kann niemals eine allumfassende politische Organisation der Menschheit zustande kommen und der Weltfriede niemals garantiert werden. Und in dem Maße jemand wünscht, daß die menschliche Kultur ihre Fortschrittsfähigkeit bewahre, in dem Maße muß er auch wünschen, daß niemals eine allumfassende politische Organisation der Menschheit entstehe, also auch niemals ein Weltfriede gesichert werden könne. Kein vernünftiger Mechaniker wünscht ein „Perpetuum mobile" zu konstruieren, und ebensowenig hat es einen Sinn, ein Perpetuum mobile der ewigen Friedensevolution herstellen zu wollen. Gäbe es eine wirkliche Wissenschaft von der sozialen Natur des Menschen, so würde niemand wagen, die inhaltslose Phrase vom „Weltfrieden" auszusprechen.

Es folgt aus der Aufgabe der Philosophie, daß sie den Irrtümern der Menge nicht schmeicheln darf und überall mit allen Mitteln der logischen Überzeugung für klare Einsicht eintreten muß. Nun gibt es aber auf praktischem Gebiete kaum einen schwereren Irrtum als die unglückliche Meinung, daß der Wettstreit der Nationen, dem wir allen Fortschritt der Menschheit verdanken, durch irgendeine künstliche Organisation auf

---

der Bahn ewiger Friedensevolution erhalten werden könnte. Eine solche Organisation müßte nämlich — falls sie kein bloßes internationales Komödienspiel von schönrednerischen Subjekten sein soll — die höchste Machtvollkommenheit des ganzen Menschengeschlechtes in sich vereinigen, wodurch sie eben befähigt wäre, jede Selbstbestimmung der Nationen zu unterdrücken und dadurch den ewigen Frieden zu sichern. Der Weltfriede und die Autonomie der Nationen sind einander ausschließende Begriffe. Nun erleidet es aber keinen Zweifel, daß ein jeder Kulturfortschritt und alle höhere Entwicklung der Humanität durchaus auf dem Prinzip des Wettstreits autonomer Nationen beruhn. Nehmt den Völkern die Möglichkeit dieses natürlichen Wettstreites, der der Ausdruck ihres tiefsten physischen und geistigen Wesens ist, und ihr habt dann allerdings den Krieg aus der Welt geschafft, aber zugleich auch eine jede natürliche Regung des nationalen Geistes erdrosselt und die Evolution der Menschheit zum absoluten Stillstand gebracht. Um sich von der Wahrheit dieses sozialen Axioms zu überzeugen, braucht man nur die Entstehung des Weltkrieges aus dem vorhergehenden Friedenswettstreit der Nationen scharf ins Auge zu fassen.

Zwei Koalitionen: die zentrale (deutsch-österreichisch-ungarische) und die peripherische (englisch-französisch-russische), stehen einander im Weltkriege gegenüber. Mit welcher dieser beiden Gruppen man auch sympathisieren möge, so wird man sich doch der selbstredenden Tatsache nicht verschließen können, daß noch in tiefster Friedenszeit ein gewaltiger Wettstreit zwischen den großen Nationen bestand, und daß dieser Wettstreit es war, der nach jahrzehntelanger Evolution eine kriegerische Gestaltung annahm. Gäbe es irgendwo eine Macht, die über allen nationalen Organisationen stände, so hätte diese den Wettstreit der genannten großen Nationen sicherlich schon im Keime erstickt haben können, wodurch dann dem Weltkriege in radikalster Weise vorgebeugt worden wäre. Wie grenzenlos verbohrt müßte aber ein Menschenkind sein, wenn sich in ihm der Wunsch regen könnte, den Wettbewerb der Nationen um die höchsten Güter des Daseins aus bloßer Furcht vor einem kommenden Kriege

despotisch unterdrücken zu wollen. Das hieße ja, aus Abscheu vor einem möglichen Kriege das Dasein der Völker in ihrer Wurzel zu verneinen. Wer also das Leben der Völker und der Menschheit überhaupt bejaht, der muß auch ihren natürlichen Wettstreit bejahen, und dies um so mehr, je mehr er die fundamentale Bedeutung jener Konkurrenz für die ganze geschichtliche Evolution der Menschheit fühlt und begreift.

Man denke nur an den Wettstreit der führenden Nationen, in den sie schon seit mehreren Jahrhunderten — etwa schon seit den Zeiten der europäischen Frührenaissance — miteinander verwickelt sind, und dem wir den Fortschritt der Wissenschaften, ganz besonders aber der Naturforschung verdanken, auf welche der moderne Mensch ein so großes Gewicht legt, daß ihm dieser spezielle Fortschritt die höchste Errungenschaft zu sein dünkt. Man denke an den unerhörten Wetteifer, den die führenden Völker Europas an den Tag legten, einander in der Erforschung der Naturvorgänge womöglichst zu überbieten und in die Rätsel der mechanisch-chemischen Prozesse auf der Erde, wie nicht minder in die vitalen Vorgänge der Organismenwelt und in die erhabenen Geheimnisse des Sternenlaufes einzudringen. Hat es jemals einen Wettlauf der Geister gegeben, der alle Nerven stärker angespannt, alle Verstandespulse in heftigere Tätigkeit versetzt hätte als dieser großartige Drang, den Naturprozeß nach Möglichkeit zu entschleiern? Fürwahr, es wäre eine lockendere Aufgabe, über die Fortschritte nach dieser Richtung hin zu berichten, als über die Konvulsionen des Weltkrieges nachzusinnen. Wie schön wäre es z. B. zu zeigen, daß Engländer, Franzosen, Deutsche usw. vom gleichen Forschungsdrang getrieben, die große Arbeit in der Begründung der physikalischen Energielehre untereinander teilten. Gewiß haben sie wechselseitig mit geistiger Scheelsucht ihren Anteil an den erreichten Resultaten gegeneinander abgewogen; aber das Ende der gemeinsamen Anstrengungen war doch, daß die Errungenschaften jeder Nation allen übrigen und dem allgemeinen Fortschritt in der Naturerkenntnis zugute kamen. Aber vielleicht noch interessanter wäre es, zu zeigen, wie die von England ausgegangene elektro-magnetische Theorie des Lichtes

eine gewaltig anregende Wirkung auf den deutschen Forschergeist übte, und wie sich dieser letztere mit Hilfe der übrigen wetteifernden Nationen anschickte, die sog. klassische (Newtonsche) Mechanik von Grund aus umzugestalten und die Fundamente einer neuen Physik auszubilden, welche die tiefsten, Jahrtausende alten metaphysischen Ahnungen der Philosophen zu bestätigen scheint. Und noch lehrreicher wäre es vielleicht für den laienhaften Leser, den gewaltigen Kampf zwischen Darwinisten und Lamarckisten, sowie Antidarwinisten und Antilamarckisten zu schildern und ausführlich darzulegen, welch bedeutsame Rolle der Wettstreit des französischen, englischen und deutschen Geistes in diesem einzigartigen fanatischen Erkenntnisstreite spielte. Aber mitten im Wogen höchster prinzipieller Kämpfe auf allen Feldern der mechanischen und vitalen Naturphilosophie — welche an Bedeutsamkeit selbst die grundstürzende Epoche der Kopernikus und Kepler zu überragen schienen, bricht nun plötzlich ein ganz anders gearteter Sturm los, ein nie gekannter Orkan der nationalen Leidenschaften, der mit finstern Sturmeswolken alle himmlischen Sterne des menschlichen Erkenntnisdranges auszulöschen droht, um nur noch dem Wetterschein wütender Völkeraffekte Raum auf der Erde zu gönnen! Wie kann man da — so werden die Pazifisten fragen — auch nur ein Wort der Verteidigung für diesen schrecklichen Krieg finden, der die höchste Betätigung des menschlichen Geistes, die wissenschaftliche Forscherarbeit, unterbindet und den edelsten Wettstreit der Nationen in der Förderung der menschlichen Erkenntnis geradezu gelähmt und für unabsehbare Zeit entkräftet hat?

Darauf ist zu antworten, daß dasselbe Prinzip der Konkurrenz, das die Völker antreibt, einander in der Wissenschaft zu überbieten, sie auch in erhöhterem Maße drängt, einander in den praktischen Machtfragen den Rang abzulaufen. Wettbewerb um das Wissen und Wettbewerb um die politische Hegemonie stehen in innigster Verbindung miteinander. Zum Beweise hat eben die Naturwissenschaft in erster Reihe mitgeholfen, jene furchtbaren Waffen zu schmieden und jene wunderbaren Verkehrsmittel zu schaffen, durch welche Millionenheere in Bewegung gesetzt wer-

den und eine Vernichtungsarbeit leisten können, als ob alle Dämonen der Unterwelt gegen die Menschheit losgelassen wären. Die ganze heutige Kriegführung trägt so sehr das Gepräge moderner Wissenschaft, daß man ohne Übertreibung sagen kann, sie sei eine Tochter dieser Wissenschaft und künde in allen ihren Charakterzügen die exakte Energie ihrer schrecklichen Mutter. Was die Wissenschaft im Verein mit der Technik zu leisten vermag, das bekommen die Völker und Länder in einer sehr eindringlichen und sehr unmittelbaren Weise zu spüren; ja dieser Weltkrieg ist in gewissem Sinne nichts weiter als eine höchst anschauliche und fühlbare Demonstration dessen, wie herrlich weit wir es in der Elektrizitätslehre, in der Chemie, Ballistik usw. gebracht haben. Zwar sieht man die Vertreter der Wissenschaft und Technik sich derzeit in tiefes Schweigen hüllen; aber ihr positiver und exakter Geist ist es eigentlich, der über den Kontinent und über die Weltmeere hindonnert und ein Schauspiel der Zerstörung schafft, wie es die Weltgeschichte noch nicht gesehen hat.

Wenn die Freunde des „ewigen Friedens" über dies Schauspiel ohnegleichen ein wenig nachdenken wollten, so würden sie vielleicht finden, daß der Wettstreit um die Hegemonie in Machtfragen in untrennbarer Weise verbunden ist mit dem Wettstreit um den Vorrang in der positiven Wissenschaft. Wer also den ewigen Frieden garantieren will durch den Schiedsspruch irgendwelcher politischen Körperschaften oder internationalen Organisationen, der muß denselben eine Machtvollkommenheit geben, der sie befähigt, den physischen und geistigen Wettstreit der Nationen so einzuschränken und so zu regeln, daß die Völkerkonkurrenz stets in den Bahnen der friedlichen Evolution erhalten bleibe und nie zur Entfesselung der Kriegsfurie führen könne. Eine solche Machtvollkommenheit wäre aber gleichbedeutend mit der Verwirklichung eines ins Absurde gesteigerten Welt-Absolutismus. Denn wer vermag eine strenge Grenzlinie zu ziehen zwischen berechtigtem und unberechtigtem Streben nach Macht, und wer vermag festzustellen, wo die Wissenschaft aufhört, dem wahren Fortschritt der Menschheit zu dienen, und wo sie zur Söldnerin verbrecherischer politischer Mächte wird? Der „ewige Friede" wäre ganz

offensichtlich nur durch völlige Ertötung der Autonomie der Nationen, ja auch nur durch Ertötung der Denk- und Forschungsfreiheit zu erreichen. Das Streben also, den ewigen Frieden durch irgendwelche politischen Organisationen zu sichern, darf als das reaktionärste, d. i. das fortschrittsfeindlichste zwischen allen menschlichen Bestrebungen bezeichnet werden.

Nicht die Friedenssehnsucht des menschlichen Herzens ist es, die wir bekämpfen, und nicht die Freude am Kriege ist es, der wir das Wort sprechen. Nur gegen jenen Weltfriedenswahn streiten wir, der durch irgendwelche politischen Weltorganisationen den Völkerfrieden sichern zu können glaubt, während er in Wirklichkeit durch seine Verblendung nur dem Weltkrieg in die Hände arbeitet. Denn keine äußere Macht darf so vermessen sein, die Evolution der Menschheit ein für allemal in das Bett eines künstlichen Friedens zwängen zu wollen: sondern nur jener inneren Macht, die wir das Gewissen der Völker nennen, kommt das Recht zu, den obersten Einfluß auf die Regelung des allgemein menschlichen Wettstreites und auf die Entscheidung über Krieg und Frieden zu üben. Es stehen sich in diesem Punkte zwei einander ausschließende Weltauffassungen gegenüber: die eine, welche leugnet, daß es ein Volksgewissen, ja überhaupt nur ein moralisches Gewissen geben kann, und die demzufolge durch künstlich konstruierte politische Körperschaften oder Organisationen, d. h. auf gleichsam mechanistischem Wege den ewigen Frieden sichern möchte; die andere Weltauffassung hingegen, die wir füglich als die humanistische bezeichnen können, und die von der allseitigen Betrachtung der menschlichen Natur ausgeht, ist einerseits überzeugt, daß ohne den physischen und geistigen Wettstreit der Völker eine menschliche Evolution undenkbar, mithin auch der „ewige Friede" nie zu verwirklichen ist, andererseits aber auch ein Völkergewissen existiert, das als oberste Instanz von Fall zu Fall darüber zu entscheiden hat, ob ein Krieg notwendig und zulässig geworden ist oder nicht. Die Freunde des „ewigen Friedens" merken es freilich nicht, daß sie Erzmechanisten oder — wenn es besser gefällt — Erzmaterialisten sind, die für den ewigen

Frieden nicht deshalb schwärmen, weil ihnen etwa an dem inneren Frieden der Menschenseele gelegen ist, sondern weil sie alle möglichen äußeren Sicherheitsveranstaltungen herbeisehnen, um ein grenzenlos selbstsüchtiges Genußleben führen zu können. Sie verkennen dabei die menschliche Natur sowohl nach der physischen als auch nach der ethischen Seite hin. Sie sehen nicht, daß das oberste Prinzip alles Lebens auf der Erde der rastlose Wettstreit ist, der sich zwar von außen in mannigfachster Weise eindämmen, niemals aber endgültig in die Geleise eines faulen Friedens einzwängen läßt. Wer die pulsierende, schäumende und strotzende Natur alles Lebens kennt, der weiß es wohl, daß sich dem Leben zeitweilige Ufer zwar vorschreiben lassen, daß es aber keine Macht auf Erden gibt, die den brausenden Lebensstrom mit geometrisch geradem Richtscheit in endgültiger Weise bändigen könnte. Darüber mögen sich die Herren Friedens- oder auch Kriegsfreunde wie auch alle Politiker und Diplomaten nach Belieben ärgern: denn eben was ihnen höchstes Ärgernis bereitet, ist höchste Freude für den Philosophen, der mit unsagbarem Entzücken die von außen niemals völlig zu bändigende tosende Kraft des Lebenswettstreites beobachtet. Indem die Götter dafür sorgten, daß das Leben von außen nie endgültig gefesselt werden könne, haben sie zugleich Raum geschaffen für den menschlichen Geist und für das ethische Prinzip dieses Geistes, dessen Aufgabe es eben ist, dem Lebensstrome seine oberste innere Regel zu geben. Nun möchten die Freunde des ewigen Friedens auch diesen obersten und innersten ethischen Regulator des Völkerlebens veräußerlichen, d. h. in eine politisch-diplomatische Konstruktion umwandeln und so den ewigen Frieden gleichsam mechanistisch sichern. Und sie merken nicht, daß sie sich hierdurch an den Hoheitsrechten des ethischen Menschengeistes vergreifen und in unbewußter Weise geradezu die Existenz eines sittlichen Prinzips verleugnen. Es gibt keine tödlichere Beleidigung des menschlichen Geistes und seiner tiefsten innerlichen Autonomie (die man auch als seine „Freiheit" bezeichnen kann) als das Streben, diese Autonomie veräußerlichen, d. h. durch politisch konstruierte Körperschaften ersetzen, also mechanisieren zu wollen. Wüßten es die Freunde

22*

des ewigen Friedens, daß ihre hohlen Wünsche und Träume eigentlich Attentate gegen jede Völkerfreiheit darstellen, so würden sie sich vielleicht ihrer Sentimentalität schämen lernen. Aber diese glücklichen Leute nehmen sich ja niemals die Mühe, ihre eigenen Gedanken durchzudenken.

Hat man einmal eingesehen, daß es zu den unveräußerlichen Hoheits- oder Freiheitsrechten einer Nation gehört, wann und gegen wen sie Krieg führen oder nicht führen will, und daß es niemals eine politische Institution oder Körperschaft geben kann und geben darf, die sich anmaßen könnte oder dürfte, die Menschheit in dem Geleise eines ewigen Friedens zu erhalten — (weil dies ein Doppelattentat gegen das Naturgesetz der Lebenskonkurrenz und gegen die Völkerfreiheit involvieren würde) —, dann ist das Problem des „ewigen Friedens" in die gleiche Linie gesetzt mit den Problemen der Quadratura circuli und des Perpetuum mobile, deren Sinnlosigkeit allgemein zugegeben wird. Dann wird man weder den Friedens- noch den Kriegszustand als etwas Ansichgutes oder Ansichböses betrachten, sondern in jedem konkreten Falle von neuem untersuchen müssen, wie man von den betreffenden Zuständen zu denken habe.

Dies gilt auch von dem jetzigen Weltkriege, der als eine unvermeidliche Folge der vorausgegangenen, bis in die Lebenswurzeln kranken Friedensära zu betrachten ist. Einen durchaus pathologischen Charakter hatte aber diese Epoche nicht nur mit Rücksicht auf die vorherrschenden dekadenten Strömungen in Literatur, Kunst wie in den positiven Wissenschaften, sondern auch aus dem rein praktischen Gesichtspunkt der internationalen Politik. Ein Zeitalter, das den Frieden nur durch immer wachsende militärische Rüstungen zu erhalten vermochte und demzufolge den Völkern immer unerträglicher werdende ökonomische Lasten auferlegen mußte, verrät schon durch diesen einen Zug seine völlige innere Haltlosigkeit und demzufolge sein notwendiges Hintreiben zu einer bishin noch nicht gekannten weltgeschichtlichen Katastrophe. Tatsächlich fühlte sich in den vergangenen Dezennien alle Welt wie auf eine steil abstürzende schiefe Ebene gestellt, und daraus entsprang auch jene hysterische Stim-

mung, die allen geistigen Strömungen das auffallende dekadente Gepräge lieh. Je mehr man den Frieden zu erhalten bestrebt war, desto mehr ward man gezwungen, den Rüstungsprozeß zu verschärfen; je mehr aber diese Kräfteanspannung zunahm, desto banger dachte man an seine unausbleiblichen Folgen und desto krampfhafter hielt man an dem Frieden oder richtiger an einer Friedensschimäre fest. Ganze Klassen der Gesellschaft litten an diesem Friedenskrampf, weil sie nur zu sehr den gähnenden Abgrund unter sich fühlten, der den Weltfrieden zu verschlingen drohte, und weil es überall an einer rettenden Idee fehlte, dem zügellosen Wettlauf der europäischen Mächte in der Rüstungsfrage irgendwie Einhalt zu gebieten. Je ideenloser man diesem Wettlauf gegenüberstand, desto mehr verliebte man sich in das magische Wort „Weltfriede", welches solchermaßen geradezu zum Sinnbild jener Denkunfähigkeit wurde, mit der man in den Rachen des Weltkrieges abstürzte.

Fürwahr, wir haben nicht den geringsten Grund, der vergangenen Epoche auch nur eine Träne nachzuweinen: vielmehr müssen wir es beklagen, daß wir noch immer mit einem Fuß in ihr stecken. Der Weltkrieg selbst ist ja zunächst nichts weiter als der konzentrierteste Ausdruck eines zum Abschluß gelangenden hysterischen Zeitalters, so daß er in der Geschichte wohl als ein Krieg der Welthysterie wird figurieren müssen. Aber er führt uns eben aus diesem Grunde in eine neue und hoffentlich schönere Phase der Menschheitsentwicklung hinüber, wo man unter Frieden keine systematische Vorbereitung auf einen Weltkrieg verstehen wird. Man darf vielleicht einer Zeit entgegensehen, wo sich Europa wiederum auf die logischen und ethischen Grundlagen seiner Weltführerrolle besinnt und den gesunden Wettbewerb zwischen den Nationen des Kontinents wieder herstellt. Dann kommt wohl das Zeitalter eines gesunden Friedens, das nicht zu utopischen Friedensbegriffen und „Friedensbewegungen" wird seine Zuflucht nehmen müssen. Das wird dann eine Welt der gesünderen Sozialphilosophie sein, und dann wird es sich wohl wiederum lohnen, ein Europäer zu heißen.

Max Scheler (geb. 1875)

Der Glaube an unser höheres Recht in diesem Kriege[1])

Alles Bewußtsein des höheren Rechtes eines Volkes während eines noch sich vollziehenden Krieges, ob er an sich „gerecht" ist oder „ungerecht", muß und darf nur die Form des Glaubensbewußtseins haben, nicht aber jenes vermessenen scheinbaren Wissens, das die lebendige Tat der Rechtsfindung, die im Erfolg der Waffen in einem gerechten Kriege allein nur bestehen kann, überflüssig machen würde: und zwar jenes Glaubens, das nicht ein unvollkommenes Wissen ist, ein Mangel an Wissensevidenz, das vielmehr seine eigene Art von Evidenz hat, eben die „Glaubensevidenz", eine Art von Evidenz, die sich nur an jenes tätige Festhalten der Güte eines Willens und der Wahrheit eines Gedankens im Zentrum der Person, an jene Selbstidentifizierung der Person mit einer Sache knüpft, die wir „Glauben" in jenem tiefen Sinne nennen, in dem Luther das Wort begriff. Ein Glaube hat keine „Gründe", die ihn notwendig machen, wie der Schlußsatz aus den Prämissen heraus notwendig ist. Aber er hat „Grundlagen", die ihn rechtmäßig motivieren oder nicht motivieren — und diese „Grundlagen" sind nicht etwa mit seinen seelischen Ursachen zu verwechseln.

Die Grundlagen des Glaubens an das höhere Recht eines Volkes sind aber immer und wesensnotwendig zugleich Grundlagen des Glaubens an seinen Sieg! Denn eben der Sieg ist hier zugleich die Erwirkung und Bewährung auch des höheren Rechtes! Selten war das höhere Recht eines Volkes so bestritten wie das unserige! Noch seltener ward an solches Recht tiefer und heiliger geglaubt! Und zwar geglaubt auf unsere Weise — so wie eben nur der Deutsche an sein Recht „glauben" kann, glauben muß, so er glaubt. Vergessen wir es nie, vergessen wir es

---

[1]) Der Genius des Krieges und der Deutsche Krieg von Max Scheler. Leipzig 1915, Verlag der Weißen Bücher. Abschnitt: Der Deutsche Krieg, 2. Kapitel. Der Verf. hat die Erlaubnis zum Abdruck erteilt.

auch nicht in diesen Tagen, daß eine gewisse tiefste Wurzel dessen, was man „Kosmopolitismus" nennen darf, selbst ein Wesensmerkmal des deutschen, gerade als eines eigentümlichen nationalen Geistes ist! Das erscheint paradox, daß jenes tiefe Verstehen, das mit dem Herzen und dem Geiste Umfassenkönnen von fremdem Volkstum, fremder Geistesart, das unsere Geisteswissenschaften und unsere Geschichtswissenschaft so groß gemacht, daß analog im Sittlichen eine tief-geheime Mitverantwortlichkeitsempfindung für das Geschick der ganzen Menschheit im deutschen Geiste gerade die Seinsform eines einmaligen, ganz individuellen, „nationalen Geistes" angenommen haben. Aber eben dieses Paradox ist die Wirklichkeit des Deutschen! Auf eben diesen Bestandteil des Deutschtums gründet sich an erster Stelle mit seine Weltbestimmung, sein Weltberuf, seine Pflicht zum Weltsinn all seiner Tat und Arbeit. Und aus ihr folgt, daß es das deutsche Gewissen ewig dem Deutschen verbietet, sich irgendein Recht und irgendeine Pflicht anzumaßen, die er gegen den Sinn jenes großen, in der Tiefe solidarischen Ganzen empfände, das wir die „Welt", die Welt Gottes nennen!

Dieser „Kosmopolitismus" des deutschen Wesens hatte im Laufe der Zeiten gar verschiedene Gestalten. Fr. Meinecke hat sie uns innerhalb der politischen Sphäre jüngst feinsinnig mit allen ihren historischen Übergängen entwickelt; darunter auch Gestalten, die wir allmählich als falsch, als verderblich erkannt haben. Im 18. Jahrhundert hatte sie zu falscher Anpassung an Fremdes, bis zum Unglauben an den Wert des eigensten deutschen Wesens geführt, ja noch mehr bis zur Verschüttung des Sinnes für unser Eigentümliches, selbst dafür noch, daß eben der Kosmopolitismus selbst gar nichts Kosmopolitisches, sondern ein Eigentümliches, uns national Eigentümliches ist. Aber auch bei Fichte, bei Stein, Hardenberg, Wilhelm von Humboldt bis herauf in den romantischen Jugendkreis des Fürsten Bismarck mit seinen beiden legitimistisch gesinnten Freunden Gerlach behielt der Kosmopolitismus noch eine Macht neben, dann innerhalb der langsam sich entfaltenden, vielgewandten deutschen Nationalidee selbst, die noch nicht seine tiefste Form darstellt, die er an-

nehmen kann. Er war immer noch zu unmittelbar, zu rationalistisch, zu physisch, zu politisch! Immer noch galt in irgendeiner Form der Gedanke, daß sich der Deutsche in seinem politischen Handeln nicht nur sein eigentümliches Bestes, sondern ein politisches „Weltbestes" zum Ziele setzen, ja zum bewußten Zwecke zu machen habe; auch wenn, wie in Fichtes „Reden" dieses „Weltbeste" in der deutschen Mission selbst enthalten gedacht war. Der „Vernunftbegriff" jener Zeit (Fichte z. B. schildert in seinen Reden das deutsche Volk als das Vernunftvolk) schloß im tiefsten Grunde den Begriff einer „geistigen Individualität" aus, d. h. einer solchen Individualität, die nicht erst auf Grund ihrer naturhaften, sinnlichen Beimischungen und Fundamente zur Individualität bloß beschränkt sei, die vielmehr als rein Geistiges selbst schon individuell und national in einem positiven Sinne — nicht also in dem einer Beraubung und Beschränkung einer allgemeinen Vernunfttätigkeit sei. Erst Bismarck gab uns die in Tat und Wort so große, so ehrliche Lehre, die einen ungeheuren Fortschritt in der politischen Moral bedeutete, daß eine „Politik für das Weltbeste", sei es auch nur im Sinne Fichtes oder des ganz andersartigen Gerlachschen „Legitimismus", für einen Staat der Abgrund der Sünde sei. Der Abgrund der Sünde — nicht etwa ein „utopisches Ziel", das anzustreben nur die realen Bedingungen alles Staatslebens versagen! Aber diese große, herrliche Lehre wurde nicht immer richtig verstanden! Anstatt eine Umformung und Verinnerung des deutschen Kosmopolitismus in ihr zu sehen, der zum Deutschen gehört wie die Luft zum Vogel, das Wasser zum Fisch, der das heilige Element ist, in dem die deutsche Seele allein lebt und atmet — allein leben, atmen kann, atmen frei und selig im ewigen Gegensatz zu englisch insulärer Borniertheit, englischer Verwechslung von Umwelt und Welt, englischer Sitte mit kosmischem Gesetz, zu englischem Dummstolz, aber auch zu gallischer Eitelkeit, allüberall die „Humanité" zu vertreten — sahen gewisse „deutschnationale Kreise" in Bismarcks großer Lehre einen Bruch mit der kosmopolitischen Idee überhaupt. Sie wagten es, allen Kosmopolitismus „Traum" und „Wahn" zu nennen! Sie erdreisteten

sich, an die Tiefe der deutschen Seele zu greifen, an den Kern des deutschen Gewissens selbst! Sie nannten sich „alldeutsch" und löschten zuerst ein Wesensmerkmal aus der Deutschheit selbst aus, das sie konstituiert. Sie wollten alldeutsch sein und waren noch nicht einmal deutsch! Sie nannten sich „alldeutsch" und — ahmten äffisch den englischen Egoismus und Jingoismus, englische Endlichkeit, nur entsetzlich vergröbert, nach! Ihre Deutschheit war also nur Ressentiment gegen England, das sie verdammten, indem sie es nachahmten, das sie nachahmten, indem sie es verdammten! Aber wie kann alldeutsch sein, wer zuerst das Wesen des Deutschen so abgrundtief verkennt? Nein! Das ist vielmehr die große Umformung, daß jetzt erst — nach Bismarcks tiefster Lehre der „Kosmopolitismus" den heiligsten Ort im Deutschen fand, an den er hingehört, der seiner Tiefe und inneren Schönheit allein ganz würdig ist: Den Ort der deutschen Gesinnung, des deutschen Gewissens, des deutschen Herzens, und zwar an der Stelle, wo diese drei ihre Geistesaugen vor dem Ewigen auftun — nicht vor dem Irdisch-Politischen — wo sie stille und abgesondert von der Erde unmittelbarer Tat und Erdenarbeit vor Gott und der Welt Gottes stehen. Wo sie sich geheimnisvoll mit Gott als dem Genius der Welt auch über das noch beraten, was der deutsche Staat zu tun habe, was nicht! Das ist also die Umformung, daß im 18. Jahrhundert und in gemäßigter Form auch noch später der Kosmopolitismus ganz irdisch war, ja ein politischer Zweck, das Nationale aber umgekehrt ganz ein halbtranszendentaler Traum in den Lüften der Dichtung und Literatur; daß nun aber die Nationalidee zur einzigen und ausschließlichen zweckbestimmenden Idee des politischen Handelns des deutschen Staates wurde, das Kosmopolitische aber ganz in die Sphäre des Gewissens, der Gesinnung, d. h. des metaphysischen und ethischen Wie alles und jedes politischen Handelns fiel. Alles mit Kosmopolitismus, nichts aus Kosmopolitismus, möchte man mit einer Transformierung des tiefen Schleiermacherwortes über die Religion sagen! Was Bismarck erkannt, war also: ein kosmopolitisches Gut, irgendein Weltbestes, als Zweck für das Handeln eines Staates zu setzen ist nicht eine schöne und humane,

sondern eine freche, unehrfürchtige Haltung, ist unverschämter Eingriff in die Güte, die Macht des heiligen Gottes, der allein die Alliebe und die Allweisheit hat, für das „Weltbeste“ zu sorgen! Wer sich das anmaßt, ein einzelner oder ein Staat, der tut nichts anderes, hat nie ein anderes getan, als seine Interessen unter die Idee des „Weltbesten“ zu verstecken; d. h. er ist ein Pharisäer und Heuchler! Mit dieser Unverschämtheit hat schon Ludwig XIV., hat auch Napoleon seine Eroberungsgier gedeckt, hat Talleyrand auf dem Wiener Kongreß die Sieger betrogen und zu diesem Zwecke das leere Idol des „Legitimismus“ erfunden. Mit dieser unerhörten Frechheit gegen den lebendigen Gott im Munde hat England bis zu den Worten des Imperialisten Chamberlain, „es liege zweifellos in der Vorsehung Gottes für die Menschheit begründet, daß der Globus künftighin möglichst viel englisch Rot enthalte“, oder dem Worte Curzons 1894, daß „das Britische Reich von der Vorsehung zum größten Werkzeug für das Gute bestimmt sei, das die Welt je gesehen hat“, bis zu seiner jetzigen Geste, es habe mit seiner Kriegserklärung an uns „für die Rechte der überfallenen kleinen Völker Serbien und Belgien aus Gründen der Gerechtigkeit eintreten müssen“, Vorsehung gespielt und allen seinen ungerechten Kolonialeroberungen — zuletzt seinem niederträchtigen Verhalten in Ägypten — die Schmach der Lüge und die tiefere der Verleugnung und Verlästerung des lebendigen Gottes hinzugefügt! Wir Deutschen also, wir wollen nicht für das Weltbeste, nicht für „die Rechte fremder Nationen“ in diesem Kriege eintreten, sondern ganz schlicht und recht für unsere eigenen Rechte, für unser „Bestes“! Ja, wir halten schon die Moral, nach der „gut“ ist, was die Engländer hier „gut“ nennen, für absolute Unmoral! Nicht aber für unser „Bestes“ im Sinne des englischen „Nutzens“, sondern für das „Beste“ in uns, d. h. das eigentümlich Geistige und Mächtigste in uns und für seinen notwendigen Spielraum der Tat wollen wir eintreten! Aber indem wir das tun werden, werden wir es tun in unserer eigensten kosmopolitischen deutschen Gesinnung, die unsere handelnde Seele umspült und umweht als ihr einzig mögliches schönes Element! Nicht in Kontinuität mit dem also,

was andere Völker für ihr Wohl oder für das „Wohl der Menschheit" halten, sondern in erlebter Kontinuität mit dem Herzen der Welt selbst, in dessen unendlicher Umhegung wir demütig das Herz unseres eigenen Volkes pochen fühlen, werden wir handeln, und dabei werden wir nicht wissen und deduzieren, wohl aber werden wir es glauben, es werde eben auch dies für die Welt, für Gottes Welt das Beste sein!

Und in diesem Sinne „glauben" wir es und halten es tief in unserer Seele fest, daß eine Bewahrung unserer Freiheit und Selbständigkeit, daß zugleich eine Neugeburt des deutschen Staates und Österreichs in diesem Kriege — obzwar der Zweck unseres Tuns allein nur und ausschließlich durch die Idee unseres Heiles bestimmt ist — auch noch einen „Sinn" besitzen möge, der weit über unser nationales Heil hinausgeht, der also gar nicht Teil unserer „Zwecke" ist, sondern allein Folge davon, daß wir Deutsche es sind, die die Zwecke setzen, daß es die kosmopolitische deutsche Seele ist, aus der sich die Zwecke emporringen!

Johann Gottlieb Fichte (1762—1814)

Über den Begriff des wahrhaften Krieges[1])

Eine Menschenmenge, durch gemeinsame sie entwickelnde Geschichte zur Errichtung eines Reichs vereint, nennt man ein Volk. Dessen Selbständigkeit und Freiheit besteht darin, in dem angehobenen Gange aus sich selber sich fortzuentwickeln zu einem Reiche.

Des Volkes Freiheit und Selbständigkeit ist angegriffen, wenn der Gang dieser Entwicklung durch irgendeine Gewalt abgebrochen werden soll; es einverleibt werden soll einem anderen sich entwickelnden Streben zu einem Reiche oder auch wohl zur Vernichtung alles Reichs und alles Rechts. Das Volksleben, eingeimpft einem fremden Leben, oder Absterben, ist getötet, vernichtet und ausgestrichen aus der Reihe.

Da ist ein eigentlicher Krieg, nicht der Herrscherfamilien, sondern des Volks: die allgemeine Freiheit und eines jeden besondere ist bedroht; ohne sie kann er leben gar nicht wollen, ohne sich für einen Nichtswürdigen zu bekennen. Es ist drum jedem für die Person und ohne Stellvertretung — denn jeder soll es ja für sich selbst tun — aufgegeben der Kampf auf Leben und Tod.

Sein Charakter: Nur frei hat das Leben Wert: ich muß drum, da die Überwindung meiner Freiheit mich beraubt, nicht leben, ohne als Sieger. Der Tod ist dem Mangel der Freiheit weit vorzuziehen. Mein ewiges Leben — dies ist sicher — dies verdiene ich eben durch den Tod — verwirke es durch ein sklavisches Leben. Also — das Leben werde ich unbedingt aufopfern, wie vielmehr denn die Güter. Wozu kann ich denn die Güter gebrauchen, wenn ich nicht leben kann. Aber ich kann unter dieser Bedingung nicht leben!

Kein Friede, kein Vergleich, von seiten des einzelnen zuvörderst. Das,

---

[1]) Johann Gottlieb Fichte: Über den Begriff des wahrhaften Krieges. (Drei Vorlesungen.) Neu herausgegeben und eingeleitet von K. K. Loewenstein. Berlin 1915, Verlag der „Zeit im Bild". Punkt 6—8 aus der zweiten Vorlesung.

worüber gestritten wird, leidet keine Teilung: die Freiheit ist oder ist nicht. Kein Kommen und Bleiben in der Gewalt, vor allem diesem steht ja der Tod, und wer sterben kann, wer will denn den zwingen? Auch nicht, falls etwa der zeitige Herrscher sich unterwürfe und den Frieden schlösse. Ich wenigstens habe den Krieg erklärt und bei mir beschlossen, nicht für seine Angelegenheit, sondern für die meinige, meine Freiheit: gibt auch er mir mein Wort zurück, so kann ich selbst doch es mir nicht zurückgeben. Er ist, und die, welche bei ihm bleiben, auf diesen Fall als Staat, als möglicher Entwicklungspunkt eines Reiches des Rechts gestorben. Was soll den, der frisches Leben in sich fühlt, bewegen, innerhalb der Verwesung zu verharren?

Anstrengung aller Kräfte, Kampf auf Leben und Tod, keinen Frieden ohne vollständigen Sieg, das ist, ohne vollkommene Sicherung gegen alle Störung der Freiheit. Keine Schonung, weder des Lebens, noch Eigentums, keine Rechnung auf künftigen Frieden.

So muß der, der in dieser Erkenntnis lebt, und kann nicht anders.

* * *

Es ist daher kein Ausweg: wenn Ihr versinkt, so versinkt die ganze Menschheit mit, ohne Hoffnung einer einstigen Wiederherstellung.

(Reden an die deutsche Nation, Schlußsatz.)

* * *

Glück und Ehre des Volkes ist das oberste Gesetz.

(Schrift über Machiavelli.)

Wilhelm Wundt (geb. 1832)

Über den wahrhaften Krieg[1])

Im Sommer des Jahres 1813 sprach Fichte in seinen Vorlesungen an der Berliner Hochschule „Über den Begriff des wahrhaften Krieges". Der Kern seiner Antwort ist ebenso klar wie einfach: Ein wahrhafter Krieg ist der, den ein Volk aufnimmt gegen den Feind, der ihm seine Freiheit und Selbständigkeit rauben will. Frei und selbständig ist ein Volk, das unbehindert von äußerer Gewalt wie von Neid und Mißgunst seiner Nachbarn die Pflichten, die ihm in der Kulturgemeinschaft der Völker auferlegt sind, erfüllen kann. Wer es hierin beeinträchtigt, der richtet sein Attentat gegen die Existenz der Nation, gegen ihren Beruf in Gegenwart und Zukunft; ein Volk, das, unbehindert von äußerer Gewalt wie von Neid solchem Angriff wehrt, kämpft nicht um vergänglicher Vorteile willen, es kämpft für alle künftigen Geschlechter und für die Menschheit, damit schließlich also selbst für seine Feinde.

In diesem großen Weltkrieg soll es sich, so Gott will, entscheiden, ob fernerhin noch schnöde Gewinnsucht und diplomatisches Ränkespiel imstande seien, große Völker zu blutigen Kriegen aufeinander zu hetzen, oder ob solch frevelhaftem Beginnen für eine absehbare Zukunft ein Ende gemacht wird. Daher ist das Problem des gegenwärtigen Krieges noch größer als das der Befreiungskriege; nicht einem einzelnen stehen die geeinten Völker Europas gegenüber, Völker stehen gegen Völker. Und größer ist der Siegespreis! Damals wünschte der Deutsche sich nur sein

---

[1]) Ansprache, gehalten Ende September 1914 auf einem vaterländischen Abend in der Schillerstiftung zu Leipzig. Text nach dem „Ostasiatischen Lloyd" vom 4. Dez. 1914. — Exzellenz Wundt schrieb dem Herausgeber am 26. Mai 1915: „Das Referat über meine Rede im „Ostasiatischen Lloyd" habe ich nicht gelesen, vermute aber, daß es ein Abdruck des Auszugs ist, den die Leipziger Blätter unmittelbar, nachdem die Rede gehalten war, gegeben haben. Unter dieser Voraussetzung habe ich nichts gegen den Abdruck einzuwenden, bitte aber allerdings, daß nicht bloß dieses, nicht von mir selbst verfaßte Referat, sondern auch der im Druck erschienene Vortrag selbst (Leipzig bei Alfred Kröner, 1914) als Quelle genannt wird."

friedliches Leben innerhalb seiner Grenzpfähle zu sichern, heute ist in jedem das Bewußtsein lebendig, daß der einzelne nicht nur Staatsbürger, sondern zugleich Weltbürger ist, freilich ein Weltbürger, der vor allem in der eigenen Erde fest gegründet stehen muß, wenn er in der Welt und für die Welt dauernde Werte schaffen will. Auf geistigem Gebiet haben unsere großen Denker und Dichter dem deutschen Volk zuerst jene Weltstellung errungen, der die anderen Gebiete des Lebens mit der gleichen inneren Notwendigkeit folgen mußten, mit der Denken und Wollen, Geist und Körper zusammengehören.

Nicht die drohende Sprache der österreichischen Note an Serbien, noch die Verletzung der Neutralität Belgiens durch Deutschland sind die Ursachen dieses Weltkrieges; der Mord von Serajewo hat höchstens seinen Zeitpunkt bestimmt. Der Krieg war längst geplant von jener räuberischen Verschwörung der drei Mächte, die sie selbst „herzliches Einverständnis" genannt haben, um Deutschland vom Weltmarkt abzuschließen und es in einen mittleren, von dem Willen der drei Verschworenen abhängigen Kontinentalstaat zurückzuverwandeln. Von einem Mann rührt dieser Plan her, von König Eduard dem Siebenten, Sir Edward Grey ist nur sein Testamentsvollstrecker. „Deutschland muß eingekreist werden", war sein Wahlspruch, ihn hat Grey durchzusetzen versucht, schon bei dem Zwischenfall von Agadir, bei den Kongoverhandlungen. Aber erst jetzt schien der Augenblick gekommen, den deutschen Staat in eiserner Umklammerung zu vernichten.

Der Hauptschuldige bei der Anfachung dieses Weltbrandes bleibt England. England hat diesen Krieg zum Weltkrieg gemacht und ihm in der Vernichtung der deutschen Macht, d. h. der deutschen Nation, sein klares, durch keine Phrasen zu verhüllendes Ziel gesetzt. Das ist es, was uns mit tiefem Schmerz, aber auch mit berechtigtem Zorn gegen dieses uns stammverwandte England erfüllt. Und nicht nur die Regierung ist für ihn verantwortlich. Warum hat sich die öffentliche Meinung in dem Land der freiesten Meinungsäußerung nicht längst gegen den unnatürlichen Bund mit Rußland, dessen Absicht

nur die Vernichtung Deutschlands sein konnte, erklärt? Hätte sie es getan, dieser Krieg wäre unmöglich gewesen! Was wollen demgegenüber die wenigen Stimmen besagen, die jetzt, da es zu spät ist, gegen den Krieg reden? Die öffentliche Meinung Englands, die geschwiegen hat, als es Zeit war, zu reden, hat sich damit zum Mitschuldigen gemacht. Wir wissen nur einen Mann, der von Anfang an laut seine Stimme gegen diesen frevelhaften Krieg erhoben hätte, aber er weilt nicht mehr unter den Lebenden: Thomas Carlyle.

Frankreich und Rußland sind Mitschuldige, aber ihre Schuld ist, wenn man die Verhältnisse dieser Länder und die Größe der Verführung in Betracht zieht, die auf sie der englische Plan ausüben mußte, beinahe entschuldbar. Der Hauptschuldige ist und bleibt England. Mit ihm ist eine Versöhnung, von der weichherzige deutsche Gemüter wohl jetzt schon reden, nicht eher möglich, als wir es gezwungen haben, seine verderbliche Politik der Einkreisung Deutschlands ein für allemal zu begraben. Dann erst wird der Tag gekommen sein, wo wir wieder daran denken können, Hand in Hand mit einem wiedergeborenen England die großen Aufgaben zu pflegen, die den germanischen Völkern in der Welt gestellt sind.

Der Geist eines Volkes findet seinen treuesten Ausdruck in seiner Philosophie. In England herrscht im privaten wie im politischen Leben die Nützlichkeitsmoral, deren Interpret der Jurist Jeremias Bentham war. „Jeder tue, was ihm selbst nützlich ist", dieser Grundsatz rechtfertigt anderen Nationen gegenüber den schnödesten Egoismus. Und als Wertmaßstab der Güter gilt das allgemeine Tauschmittel, das Geld. Was mehr Geld kostet, ist ein höheres Gut. So will Lord Kitchener den Lohn der englischen Soldtruppen erhöhen, um ihren Patriotismus zu steigern. Wir kennen keine Soldtruppen und wir führen diesen Krieg nicht als ein Handelsgeschäft. Wir wollen keinen Konkurrenten aus dem Feld schlagen, sondern nur einem Überfall wehren, der uns den Weg zur Erfüllung unserer nationalen Ausgaben abschneiden will. Darum ist dieser Krieg ein wahrhafter Krieg, denn er ist, wenn wir nicht uns selbst aufgeben

wollen, ein notwendiger und, weil er unsere höchste Pflicht in sich schließt, ein heiliger Krieg.

„Jedes Ding hat sein Gegenteil neben sich", sagt Jakob Böhme. Auch der wahrhafte Krieg hat neben sich den unwahren, lügenhaften Krieg, in dem ein Volk ein anderes überfällt, weil es ihm seine friedlich errungenen Erfolge mißgönnt. Welcher Krieg könnte mehr als der unserer Feinde die Merkmale eines lügenhaften Krieges an sich tragen? Lüge von Anfang an! Lüge Rußlands Intervention, Lüge Englands Protest wegen Belgiens, Lüge die ganze „Entente cordiale". Zu all diesen Lügen sind die lügenhaften Zeitungsberichte nur die angemessene Randverzierung. Seit Hugo de Groot ist der Satz, daß auch der Krieg sein Recht habe, zu einem Axiom für alle Kulturvölker geworden. England spricht diesem Recht Hohn, wenn es neutrale Schiffe überfällt, deutsche Schiffe in neutralen Häfen vernichtet, deutsche Geschäftsfirmen boykottiert. Damit ist England mindestens für diesen Krieg aus der Reihe der zivilisierten Staaten ausgeschieden, und mit ihm wetteifern seine Verbündeten. Nein, dieser Krieg ist auf der Seite unserer Feinde kein wahrhafter Krieg, denn er ist überhaupt kein Krieg. Er ist ein ehrloser, räuberischer Überfall, dessen Mittel Mord, Piraterie, Flibustiertum sind.

Nicht immer siegt das Recht über das Unrecht. Aber auf die bange Frage, ob wir siegen werden, gibt es nur eine Antwort. Ein Volk, das so einmütig wie das deutsche für sein Recht einsteht, kann wohl eine Niederlage erleiden, aber es kann nicht besiegt werden. Der Soldat darf überhaupt nicht an die Möglichkeit einer Niederlage denken. Von diesem Geist ist unsere Armee, die von Sieg zu Sieg vorgeht, ist unsere Flotte, die vor Begierde brennt, endlich auf offener See den Wettkampf mit der englischen aufzunehmen, erfüllt. Von ihm müssen auch wir Zurückgebliebenen uns erfüllen. Wir werden siegen, denn wir müssen siegen.

Wenn wir so im festen Vertrauen auf unsere gute Sache einen anderen Ausgang als den vollen Sieg über unsere Feinde nicht in unseren Gedanken aufkommen lassen, so drängt sich unabweisbar die Frage auf:

Was soll das Ziel dieses für uns siegreichen Kampfes sein? Damit darf es nicht getan sein, die Feinde abzuwehren, mit der Aussicht, daß sie ein zweites Mal besser gerüstet wieder über uns herfallen. Mit Geld ist der Verlust an Gut und Leben nicht zu bezahlen, und ein Zustrom an Gold, wie 1870, ist ein zweifelhafter Segen, wenn nicht gleichzeitig die Wege zu dessen fruchtbarer Verwertung eröffnet werden. Das ist nur durch die Erweiterung unseres kolonialen Besitzes möglich. Hier wird uns England, wenn aus diesem Krieg eine gerechte Verteilung der kolonialen Kulturarbeit der Nationen hervorgehen soll, reichlich zahlen müssen. Das irregeführte Frankreich mag schonend behandelt werden. Am klarsten ist das Ziel gegenüber Rußland. Suchte es früher seinen barbarischen Ländern unter deutscher Leitung die Kultur zu bringen, so erstrebt es seit einigen Jahrzehnten unter dem verblendenden Einfluß der panslawistischen Idee die Barbarisierung der ihm unterworfenen Kulturländer. Polen, Finnland und die deutschen Ostseeprovinzen wissen davon zu erzählen. Was das siegreiche Rußland Europa bringen würde, das ist so furchtbar, daß wir nur mit Schauder den Blick von einem solchen Ende abwenden können. Unser Sieg dagegen muß dem heutigen Russisch-Polen in der Vereinigung mit Österreich den Schutz und die Freiheit schenken, die die österreichisch-ungarische Monarchie allen unter ihrem Zepter vereinigten Nationen zuteil werden läßt. Die deutschen Balten werden dem deutschen Mutterland wieder zugeführt werden. Und daß wir diesen Krieg nicht nur für uns, sondern für die Menschheit geführt, soll sich darin bewähren, daß wir als Morgengabe dem neuen, in Frieden geeinten Europa das aus der unmenschlichen Bedrückung des eidbrüchigen Rußlands befreite Finnland darbringen, indem wir es seiner eigenen Selbstbestimmung wiedergeben.

Wir vertrauen, daß das Deutsche Reich und die österreichisch-ungarische Monarchie künftig durch festere Bande als eine Allianz aneinander gekettet werden. Eine mitteleuropäische Föderation wird für das europäische Festland dasselbe bedeuten, wie die nordamerikanische Union für die Welt jenseit des Ozeans. Der Welt den Frieden zu bewahren,

das wird die Mission der beiden Völkerverbände diesseits wie jenseits des Meeres sein. Doch in dieser Aufgabe liegt zugleich eine schwere Pflicht. Die friedliche Arbeit ist das Element, in dem wir Deutsche leben. Je mächtiger unser Staat wird, um so größer werden auch unsere Pflichten sein, damit unser Volk in der Mitarbeit an den großen Gütern der menschlichen Kultur die führende Stellung gewinne und bewahre, die ihm gebührt. Darum lassen Sie uns in diesen ernsten Stunden und weit über sie hinaus der Mahnung unseres Kant eingedenk sein: Das Höchste für den Menschen ist die Pflicht, und das größte unter den Gütern der Welt ist der sittliche Wille.

Martin Luther (1483—1546)

Ob Kriegsleute auch in seligem Stande sein können (1526)[1]

Denn wer mit gutem, wol berichtem gewissen streyt, der kan auch wol streiten. Sintemal es nicht feylen kan, wo gut gewissen ist, da ist auch grosser mut und kecks hertz. Wo aber das hertz keck und der mut getrost ist, da ist die faust auch deste mechtiger und beide ros und man frischer und gelingen alle Ding besser und schicken sich auch alle felle und sachen deste feiner zum siege, wilchen denn auch Gott gibt. Widderumb wo das gewissen blöde und unsicher ist, da kan auch das hertz nicht recht keck sein. Denn es ist unmüglich, das böse gewissen nicht solten feyg und zag machen, wie Moses zu seinen Jüden sagt: „Wenn du ungehorsam bist, so wird dir Gott ein verzagtes hertz geben, das wo du eines weges widder deine feinde zeugest, soltu durch sieben wege zurstrewet werden und kein glück haben." So gehts denn, das beide ros und man faul und ungeschickt ist und kein anschlag für sich gehet und mus zuletzt unterligen.

[Also auch] wenn ich dem krige ampt zu sehe, wie es die bösen strafft, die unrechten würget und solchen jamer anrichtet, scheinet es gar ein unchristlich werck sein und aller Dinge widder die Christliche liebe. Sihe ich aber an, wie es die frumen schützt, weib und kind, haus und hoff, gut und ehre und friede damit erhelt und bewaret, so find sichs, wie köstlich und Göttlich das werck ist, und mercke, das es auch ein bein odder hand abhewet, auff das der gantze leib nicht vergehe. Denn wo das schwerd nicht werete und fride hielte, so müste es alles durch unfride verderben, was ynn der welt ist. Derhalben ist ein solcher krieg nicht anders denn ein kleiner, kurtzer unfriede, der eym ewigen unmeslichem unfriede weret, Ein klein unglück, das eym grossen unglück weret.

Wer krieg anfehet, der ist unrecht. Und ist billich, das der geschlagen odder ydoch zu letzt gestrafft werde, der am ersten das messer zuckt; wie es

---

[1] Weimarer „Kritische Gesamtausgabe", Bd. 19, S. 618ff.

denn auch gemeiniglich geschehen ist und ergangen ynn allen historien, das die verloren haben, die den krieg angefangen haben, und gar selten die geschlagen sind, die sich haben müssen weren.

Denn weltliche öberkeit ist nicht eingesetzt von Gott, das sie solle friede brechen und kriege anfahen, sondern dazu, das sie den fride handhabe und den kriegern were, wie Paulus Ro. 13 sagt, des schwerds ampt sey Schutzen und Straffen, Schutzen die fromen ym friede und Straffen die bösen mit kriege.

Sihe an die rechten krieger, die bey dem schimpff gewest sind; die zucken nicht balde, trotzen nicht, haben nicht lust zu schlahen. Aber wenn man sie zwingt, das sie müssen, so hutt dich für yhn, so schimpffen sie nicht. Yhr messer stickt fest; aber müssen sie es zucken, so kumpts nicht on blut widder ynn die scheiden. Widderümb die tollen narren, die mit gedancken zu erst kriegen und fahens trefflich an, die welt fressen mit worten und sind die ersten mit messer zucken, Aber sie sind auch die ersten, die da fliehen und das messer einstecken.

So sey ynn disem stücke das erste, Das kriegen nicht recht ist, ob schon gleichem widder gleichen gilt, es sey denn, das es solchen titel und gewissen habe, das da konne sagen: Mein nachbar zwingt und dringt mich zu kriegen, ich wolts lieber geraten, auff das der krieg nicht alleine krieg, sondern auch pflichtiger schutz und not wehre müge heyssen. Denn man mus den krieg scheiden, als das etlicher aus lust und willen wird angefangen, ehe denn ein ander angreifft, etlicher aber wird aus not und zwang auff gedrungen, nach dem er ist von eym andern angriffen. Der erste mag wol ein kriegs lust, der ander ein notkrieg heyssen. Der erst ist des teuffels, dem gebe Gott kein glück.

Der ander ist ein menschlich unfal, dem helffe Gott. Darümb last euch sagen, yhr lieben herrn: hut euch für krieg, es sey denn das yhr wehren und schutzen müst und ewr auffgelegts ampt euch zwingt zu kriegen. Als denn so lasts gehen und hawet drein, seyt denn menner und beweiset ewern harnisch. Da gilts denn nicht mit gedancken kriegen. Es wird die sache selbst ernst gnug mit sich bringen, das den zornigen, trotzigen

stoltzen eisenfresser die zeen so stumpff sollen werden, das sie nicht wol frische butter beissen konnen.

Nötigen aber ist, wenn der feind oder nachbar angreifft und anfahet, und wil nicht helffen, das man sich zu recht, zuverhor, zum vertrag erbeut, allerley böser wort und tücke vertregt und zu gut helt, sondern wil schlechts mit dem kopffe hyndurch. Denn ich mich ymer bedinge, das ich denen predige, die gerne recht für Gott thun wolten. Wo aber die sind, die nicht recht bieten noch an nemen wollen, die gehen mich nichts an. Gotts fürcht ist, das man sich auff rechte ursache nicht verlasse, sondern sey sorgfeltig, vleyssig und fürsichtig auch ym aller geringsten stücklin, wenns gleich eine pfeiffe were. Mit dem allen ist nu Gott seine hand nicht gebunden, das er müge heyssen kriegen widder die, so keine ursache uns gegeben haben, wie er die kinder Israel hies widder die Cananiter kriegen. Da ist denn not gnug zu kriegen, nemlich Gotts gebott. Wie wol auch solcher krieg nicht sol on furcht und sorge geschehen, wie Gott zeigt Josua 8., da die kinder Israel sicher widder die Aiten zogen und würden wol geschlagen. Der gleichen not ist, wenn die unterthanen aus befelh der öberkeit streiten; denn Gott befelht der öberkeit gehorsam zu sein, und sein gebot ist eine not; doch das auch mit furcht und demut zugehe.

Michael von Faulhaber (geb. 1869)

Ist der Krieg überhaupt erlaubt?[1])

Am 19. März 1915 hielt der Bischof von Speyer, Dr. von Faulhaber, auf die Anregung des Akademischen Bonifatiusvereins in Berlin einen Vortrag über den Krieg im Lichte des Evangeliums. Die Philharmonie war ausverkauft. Eine große Zahl Leichtverwundeter aus den Lazaretten Berlins wohnte dem Vortrage bei. Seine Gedankengänge wurden in der „Germania" vom 20. März 1915 (Beilage Nr. 67) ausführlich dargelegt. Wir entnehmen ihnen nachstehende Äußerungen:

Die Londoner Nebelschwaden können auf die Dauer die geschichtliche Wahrheit nicht umnebeln. Das deutsche Heer ist mit stahlblanken Schilden ausgezogen. Nach meiner Überzeugung wird dieser Feldzug später in der deutschen Kriegsphilosophie geradezu das Schulbeispiel eines gerechten Krieges werden. Während der „Martialismus", der in grundsätzlicher Lust am Kriege mit dem alten Heraklit alles Heil aus dem

[1]) Vgl. dazu Wilh. Emanuel Freiherrn von Ketteler über die Notwendigkeit des Kampfes: „Wir müssen uns daran erinnern, daß nun einmal der Kampf das Schicksal des Menschen auf Erden bleibt. Die ganze Weltgeschichte ist ein Beweis hierfür. Nicht die Wahrheit und Gerechtigkeit erhält und verbreitet sich nur im Kampfe. Die großen Männer waren die großen Kämpfer für Wahrheit und Gerechtigkeit. Nichts ist deshalb unberechtigter, als sich über den Kampf beschweren; nichts irriger als die Auffassung, dieser Kampf sei eine Eigentümlichkeit unserer Zeit und eine Folge ihrer besonderen Bosheit; nichts die Manneskraft lähmender als das Vorurteil, es habe eine gute, alte Zeit gegeben, wo Wahrheit, Gerechtigkeit und Tugend ohne schweren Kampf über die Menschheit geherrscht hätten. Das gerade Gegenteil ist wahr." — Parallele Geleise verfolgt Heinrich Finkes wuchtige akademische Rede „Der Gedanke des gerechten und heiligen Krieges in Gegenwart und Vergangenheit" (Freiburg i. Br. 1915). —

Auf Grund eines Referats in der „Voss. Zg." vom 20. März 1915, das von dem der ‚Germania' etwas abweicht, fällt Dr. Alfred H. Fried in seinen ‚Blättern für zwischenstaatliche Organisation' Nr. 3 (Mai 1915) über Dr. Faulhabers Vortrag das Urteil: „Von dem Frieden, der der modernen Friedensbewegung vorschwebt, ist in den Worten des Bischofs von Speyer nicht eine entfernte Ahnung vorhanden."

Kriege kommen sieht, im Evangelium abgelehnt wird, darf ein Volk, das einen gerechten Krieg führt, sich auf das Evangelium berufen.

Unsere erste Teilfrage nach dem Rechtsverhältnis zwischen Krieg und Frieden im Lichte des Evangeliums beantwortet sich dahin, daß der Friede das weit überwiegende Vorrecht hat, daß aber damit der Krieg nicht in absolutes Unrecht gesetzt ist. Ein Volk darf nicht den Mutwillen haben, einen vermeidlichen Krieg vom Zaune zu brechen; es muß aber den Mut haben, einen unvermeidlichen Krieg auf sich zu nehmen.

Die zweite Teilfrage, die Frage nach dem bedingten Recht und Rechtsausweis des Krieges im Lichte des Evangeliums, darf wie alle Rechtsfragen, nicht mit dem Gefühl beantwortet werden. Wir gehen in Ehrfurcht an den Leidtragenden des Krieges vorüber und grüßen das Heldentum unter den schwarzen Schleiern. Die Frage nach dem Rechtscharakter des Krieges läßt sich aber nur in unparteiischer sachlicher Abwägung der Für und Wider, nicht nach persönlichem Leid und Mitleidempfinden erledigen. Als geschichtliche Tatsache begleitet der Krieg die Tage des Evangeliums. Während Immanuel als Knabe in Nazareth lebte, wurde die Schlacht im Teutoburger Wald geschlagen. Seine nächtlichen Gebetswachen waren auf die militärische Uhr eingestellt, und der Thomaseid „Laßt uns mit ihm gehen und mit ihm sterben" bleibt der schönste Fahnenschwur. Der Heliand, die erste poetische, meisterhafte Verdeutschung des Evangeliums im 9. Jahrhundert, hat den kriegslustigen deutschen Zeitgenossen zulieb die soldatischen Züge der Evangelien mit Vorliebe ausgemalt. Als geschichtliche Tatsache sollte nach dem Zeugnis des Evangeliums der Krieg die Weltgeschichte auf der ganzen Linie ihrer Entwicklung begleiten von dem blutigen Morgenrot der Märtyrerzeit bis zu den furchtbaren Völkerkriegen am Vorabend des Weltgerichts. Im Lichte des Evangeliums ist also der Traum von einem ewigen Weltfrieden ein Aberglaube. Mit dem Zusatz „solches muß geschehen", sind die Völkerkriege dort zugleich als unabänderliche Geschichtstatsache benotet. Einen Zusammenbruch der christlichen Welt-

ordnung kann der Krieg also nicht bedeuten, da im Evangelium nur der Kirche, nicht aber dem Frieden unverwüstliches Bestehen verbürgt wird.

Der Wehrstand ist im Evangelium in edlen Gestalten vertreten. Bei Johannes am Jordan finden sich auch Kriegsleute mit ehrlichem Heilswillen ein. Der Hauptmann von Karphanaum, eine hochedle Offiziergestalt, wird vom Herrn als ein Charakter nach seinem Herzen ausgezeichnet. Ein anderer von ebenso hohem militärischen Rang bekennt sich mit seinem ganzen Hause zum Reiche Gottes, ähnlich wie später der Hauptmann Cornelius, der Flügelmann der Heidenmission wurde. Der Hauptmann unter dem Kreuze spricht bekenntnismutig sein Credo. Bei all diesen Männern im römischen Waffenrock handelte es sich um fremdländische Truppen, die damals Palästina gerade so besetzt hielten, wie heute die Deutschen Belgien. Kriegerstaub und Krieg sind aber so innig verbunden, daß das Evangelium unmöglich den einen segnen und dem anderen fluchen konnte. Wäre der Krieg und damit auch der Kriegerstand in den Augen des Evangeliums ohne sittliches Daseinsrecht, hätte Johannes am Jordan den Soldaten statt der Mahnung: „Seid mit eurem Solde zufrieden“, zu allererst ins Gewissen geredet: Zieht euern Waffenrock aus und geht lieber Schafe hüten!

In den Waffenpaß des Krieges als einer rechtlichen Tatsache darf auch der kategorische Imperativ geschrieben werden: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist.“ Der militärisch gemessene Befehl bezog sich auf einen nicht angestammten Herrscher, und in jener Zeit war es mehr als heute des Kaisers, Kriege zu führen. Die Gleichnisreden des Evangeliums kommen zweimal auf den Krieg zu sprechen: Einmal werden die Zurüstung für den Krieg und der Ausmarsch ins Feld mit dem gut vorbedachten Schritt über die Schwelle des Himmelreiches in Vergleich gebracht. Das zweite Mal erscheint der Krieg als Zuchtrute in der Hand Gottes, um die Mordbuben zu strafen, die die Boten des Königs getötet hatten. Ein Krieg, der die Mordtat von Serajewo sühnen will, ist also im Lichte des Evangeliums eine Rechtstat. Einmal erscheint Christus selber in der Uniform eines Kämpfers, der dem bisherigen

Fürsten der Welt das Haus stürmt und die Waffenrüstung abnimmt. Auch als Gleichnisrede wäre diese Rede eine Gotteslästerung, wenn der Landsturm in sich Unrecht wäre. Ähnlich wie auch das Wort Gottes niemals mit einem zweischneidigen Schwert in Vergleich zu bringen wäre, wenn das Schwert sittlich nicht höher stünde als ein Räuberdolch. Ein unbedingtes Unrecht des Krieges ist also aus dem Evangelium nicht zu erweisen. Damit allein schon ist sein bedingtes Recht erwiesen.

Der Krieg ist in der Sprache des Evangeliums jenem Acker gleich, auf dem Unkraut und guter Weizen nebeneinander wachsen. Guter Weizen zunächst in religiöser Hinsicht. Die deutsche Männerwelt hat im Waffenrock das Vater unser, das Königsgebet des Evangeliums, wieder tiefer erfaßt und herzhaft aus den Schützengraben ihr De profundis gebetet. Der Notschrei nach kleinkalibriger religiöser Literatur ist immer lauter aus dem Feld in die Heimat gedrungen, und gerade in den letzten Tagen werden die Evangelien in der Übersetzung von Jakob Ecker in einer prächtigen Taschenausgabe zu Hunderttausenden ins Feld geschickt. Redner hat vor 26 Jahren als aktiver Soldat das Kasernenleben und die Soldatenseele im Frieden kennen gelernt, und vor acht Tagen in Vertretung des bayerischen Feldpropstes bei bayerischen Truppen im Felde Gottesdienst gehalten und sich an Ort und Stelle von dem religiösen Erwachen und der ungebrochen zuversichtlichen Haltung der Truppen überzeugt. Das deutsche Volk hat ein vernichtendes Scherbengericht über den Atheismus und die anderen hilflosen fremden Götter auf deutschem Boden gehalten. Der Unglaube hat die Feuerprobe nicht bestanden und als rein negative Größe versagt. Erbleichende Sterne können unsere Götter nicht sein.

Auch in sittlicher Beziehung ist der Krieg mindestens in seinem Anfang ein Erwecken aus dem Tango-Rausch der letzten Friedensjahre und für viele ein Hahnenschrei sittlichen Auferstehens geworden. Die großen Verheißungen des Evangeliums („wer sein Leben um meinetwillen verliert, wird es gewinnen") sind imstande, die sittlichen Kräfte der gläubigen Soldaten ins Heldenhafte zu erheben. Eisenpillen bringen

:e Waffenrüstung abnimmt.
ie Gotteslästerung, wenn der
ie auch das Wort Gottes nie-
n Vergleich zu bringen wäre,
de als ein Räuberdolch. Ein
aus dem Evangelium nicht
dingtes Recht erwiesen.
liums jenem Acker gleich, auf
ider wachsen. Guter Weizen
utsche Männerwelt hat im
et des Evangeliums, wieder
raben ihr De profundis ge-
ligiöser Literatur ist immer
n, und gerade in den letzten
ing von Jakob Ecker in einer
senden ins Feld geschickt.
das Kasernenleben und die
vor acht Tagen in Vertre-
rischen Truppen im Felde
Stelle von dem religiösen
en Haltung der Truppen
richtendes Scherbengericht
fremden Götter auf deut-
Feuerprobe nicht bestanden
nde Sterne können unsere

eg mindestens in seinem
der letzten Friedensjahre
rstehens geworden. Die
r sein Leben um meinet-
e, die sittlichen Kräfte der
en. Eisenpillen bringen

Bluterneuerung. Freilich müßten mit eiserner Strenge von unsere Truppen jene Dalila-Naturen ferngehalten werden, in dere Fanggarn Helden wie Samson zum Verräter ihrer heiligen Kraft werde und den sieghaften Ehrenschild unseres Volkes dem Spott der Besiegte preisgeben. Die Welt kann an deutschem Wesen nicht genesen, wenn da deutsche Wesen an fremder Seuche vergiftet wird. Es ist nicht genug, da unsere Brüder mit blankem Schild und reinem Gewissen ins Feld ge zogen sind, wenn sie nicht in dieser Rüstung auch in die Heimat zurück kommen.

*

Der Vortrag schließt mit einer eindringlichen Abwehr des Vorwurfe des „Ultramontanismus". Die deutschen Katholiken tragen ihren red lichen Teil an den Lasten des Krieges, Schulter an Schulter mit ihre andersgläubigen Mitbürgern und erwerben sich damit ein neues Recht als vollwertige Patrioten eingeschätzt zu werden und in ungetrübte Freude den Sieg und mit unvergällter Siegesfreude die Boten de Friedens auf den Bergen zu begrüßen. Das geistige Prinzip des Katho lizismus schließt keine Verneinung des Eigenwertes des nationalen Ge dankens in sich.

Karl König (geb. 1868)

Gott und Krieg[1])

I.

Wie im Westen steht nun der Kampf auch im Osten, und fast scheint es, als wolle er sich auch hier zu einem Standkampf auf einer Riesenlinie auswachsen und festlegen. Doch West oder Ost, wir wollen dankbar sein, daß es auf beiden Seiten noch vorwärtsgeht. Und will es uns gegenüber der ersten stürmischen Siegeszeit mitunter auch scheinen, als ob alles zu einem Schneckengang geworden wäre, und wenn das Warten und die Spannung auch schwer zu ertragen sind, dagegen hilft schon dies, daß man sich für einen Augenblick in die Seele unserer Gegner versetzt und sich fragt, wie es wohl da ausschauen mag.

Russen und Franzosen hatten gehofft, sich in kurzer Zeit die siegreichen Hände in Berlin reichen zu können, und nun sind sie weiter voneinander, denn je. Vor Warschau drohen die deutschen Heere im Osten, und fallen Dünkirchen und Calais erst im Westen, dann drohen unsere Heere sofort auch schon vor Paris. Und nicht nur das! Denn während wir im Glück oder Unglück das gute Gewissen zu eigen haben, weil der Krieg für uns nicht unser eigener Wille, sondern ein uns aufgezwungenes Schicksal war, das wir in einen tapferen und freien Willen aufzunehmen hatten: bohrt er ganz anders in der Seele zum mindesten des französischen Volkes. Es hassen die Franzosen je länger, je mehr diesen Krieg, den nicht sie, sondern ihre ehrgeizigen Politiker gewollt; sie hassen ihn, verwünschen ihn und müssen ihn doch nun führen. Er liegt auf ihren Seelen als eine Last und Schuld, die sie selber sich aufgeladen haben. Und so tritt zum äußeren Leid die schwere innere Not, das Zerfallensein mit dem Schicksal, das man sich selber schuf, und das sich als Ankläger und Richter erhebt. Wie ganz anders sprechen die deutschen als die französischen Verwundeten über

[1]) Predigt von Karl König, Bremen-Horn, gehalten am 25. Oktober 1914. Mit freundlicher Erlaubnis des Verfassers und des Verlegers dem dritten Hefte von Königs „Kriegspredigten“ (Jena 1915, Eugen Diederichs) entnommen.

diesen Krieg! Aus den Augen unserer verwundeten deutschen Brüder leuchten ein heiliges Feuer und ein tiefer Dank, daß sie dem Vaterland dienen konnten mit ihrem Blut, und viele von ihnen sehnen nur den Tag herbei, wo sie wieder genesen sind, um wieder hinaus zu können vor den Feind. Aus dem Munde der Franzosen aber, die in deutschen Lazaretten liegen, kommen bittere Worte über diesen elenden Krieg, und müde fallen die bleichen Häupter in die Kissen, so müde, wie die Blätter, die der Herbst jetzt von den Bäumen sinken läßt.

Es ist doch wahrlich ein ganz anderes Ding um dieses furchtbaren Krieges eherne Last, ob man sie trägt mit starker, freier, liebender Seele, oder ob man sie trägt und tragen muß mit Bitterkeit und Selbstvorwürfen als etwas, das leider nun ist, aber nicht hätte zu sein brauchen, wenn man es sich nicht selber aufgeladen hätte. Denn was es uns auch für Opfer kostet, und wieviel heiße Tränen auch noch fließen werden, wir fassen doch alle unser Herz fest in den freien Willen, und statt Verwünschungen haben wir nur ein ernstes und großes: Es mußte sein! Wir haben unser Vaterland frei und groß von unseren Vätern empfangen, und haben also auch die heilige Pflicht, es frei und groß an unsere Kinder und Enkel weiterzugeben. Wir hätten das gern im Frieden getan. Aber da unsere bösen Nachbarn uns dies nicht erlaubten, so mußten und müssen wir es durch den Krieg hindurch. Und wenn alle Mächte der Erde sich gegen uns verbündeten, dann soll uns Gott der große Verbündete unserer Seelen sein! Und wo sich ein Volk von unserer Größe mit seinen Kräften im Ewigen verankert, da wird es unüberwindlich in der Zeit. Vorwärts mit Gott, so muß es uns gelingen, und so sind alle Opfer, die wir bringen, nicht herbstliche Blätter, die müde zur Erde sinken, sondern Aussaat im Herbst, aus der der neue Frühling und die neue, reichere Ernte wächst!

Gott sei Dank, das ist die Stimmung und Willensverfassung unser aller in diesem ungeheuren Kriege. Wir wissen uns mit den ewigen Kräften selbst im Bunde und fühlen uns als die Vollstrecker eines göttlichen Auftrages. Noch niemals hat unser Volk den Gewissensruf:

Gott will es! in solcher Einheit und Einigkeit all seiner Schichten, Stände und Parteien vernommen, wie im August 1914. Ja, den Gewissensruf! Denn hier war keinerlei Fanatismus am Werk, und keine Hetzapostel schürten im Namen Gottes ein unheiliges Feuer. Hier nahm ein großes Volk, unter tiefstem Ernst und heiligem Erschauern, aber entschlossen bis in die letzten Tiefen seines Willens, mit seinem Kaiser sein Kriegesschicksal aus Gotteshänden. „Gott legt uns eine Last auf, aber er hilft uns auch."

2.

Indessen, darf man denn Gott und Krieg so in einem Atem nennen? Versündigt man sich nicht schon dadurch, daß man es tut, an dem, von dem die tiefste aller Offenbarungen sagt, daß er die ewige Liebe sei?

Jedenfalls sind das Fragen, an denen man sich nicht mit bösem Gewissen schnell vorbeidrücken darf, sondern die wir gerade in diesem ungeheuren Kriegsgeschehen ernst und ruhig stellen müssen, um als religiöse Menschen guten Gewissens in diesem großen deutschen Kriege unsere ganze Pflicht mit ungebrochener Seele leisten zu können.

Und nun sagen wir zunächst einmal in allem Ernst: Wenn Gott und Krieg wirklich unvereinbare Gegensätze für unser religiöses Bewußtsein wären, dann müßten wir, weil wir den Krieg nicht beiseite stellen können, Gott und unser religiöses Bewußtsein beiseite stellen und diesen gewaltigen Krieg ohne Gott führen, ohne Pfarrer und Kirche, ohne Priester und Sakrament, einfach weil wir ihn führen müssen, und weil unsere Daseinsnot jetzt kein Gebot oder Verbot von außen her mehr kennt, sondern nur unter dem Gebote steht, das aus ihr selber in unsere Seele, in unsere Hände, in unsere Muskeln und Hirne, in unseren Willen und in unser Gewissen quillt. Und dieses Gebot befiehlt in dieser unserer nationalen Not nur dies Eine und Einzige: Wehr dich, du deutsches Volk, mit aller deiner Kraft! Wehr dich und setze das Leben all deiner waffenfähigen Männer ein; denn du darfst nicht untergehen um deiner selbst und um der Menschheit willen!

Das war und ist das Gebot, das aus der großen deutschen Not ganz unmittelbar empor in jeder deutschen Seele quoll. Aber das war ja das Große und Wunderbare dabei: jede fromme deutsche Seele empfand eben dieses Gebot der Not zugleich ganz unmittelbar als Gottesgebot. Mit höchstem Rechte! Denn wenn es nicht von Gott käme, dann hätte Gott nichts mit unserer Daseinsnot zu tun, nichts mit dem Kampf ums Dasein, in den wir hineingezwungen sind. Dann hätte Gott überhaupt nichts mit dem wirklichen Leben und der Weltwirklichkeit zu tun, sondern wäre ein phantasierter Gott, ein Hirngespinst und ein Gefühlsfabrikat, das für goldene Friedenszeiten eine schöne Dekoration des Geistes, aber für harte Kriegszeiten ein Spielzeug wäre, das man beiseite oder allenfalls den Frauen und Kindern zuwürfe, während man selber zum Schwerte griffe.

Denn die wirkliche Welt ist weder ein Paradies noch ein Reich des ewigen Friedens, und das goldene Zeitalter, wo Schaf und Wolf friedlich miteinander auf der Weide grasen, liegt heute noch so weit hinaus wie damals, wo in härtester Daseinsnot sehnsüchtige Seelen zum ersten Male diesen schönen Traum geträumt haben. Es gehört wirklich weder Tiefsinn noch Tiefblick, sondern nur ein wenig Redlichkeit und Klarheit dazu, um zu erkennen, daß unser ganzes Leben, und das Leben und die Welt überhaupt, auf den Kampf, den Krieg, den Gegensatz, den Widerspruch gegründet sind. Es wühlt dieser Kampf in der Welt der Atome und Energien; er wühlt in unserem eigenen Fleisch und bohrt und arbeitet in der Welt des Geistes. Bald schreitet er einher furchtbar und blutig, ein Schrecken und Graus, daß die Völker beben und ihr Wehgeheul zum Himmel schreit. Bald nimmt er die feinsten geistigen Formen an und entzückt durch die Grazie, mit der erlauchte Geister ihre geistigen Schlachten schlagen. Bald führt er sein Werk im Angesichte der Öffentlichkeit, und alle Zeitungen, Säle und Kirchen hallen von ihm wider. Bald ist er jener geheimste Kampf, den tiefverborgen die Seele in sich selber ficht. Sicher aber ist er so wenig aus dem Leben selber auszuschalten, daß er vielmehr seit Urtagen als der Vater der Dinge selber angesprochen worden ist.

Die Gottheit selber mag über ihm erhaben sein, als die ewige Sonne, von der alle wärmenden, belebenden Strahlen ausgehen, aber auch alle Wetter, Stürme und zuckenden Blitze; als der Pol, um den diese ganze gebärende, kreisende Welt des Lebens schwingt; als die lebendige Einheit in all der unendlichen Mannigfaltigkeit des Seins; als der Ausgang und Eingang aller Zeitlichkeit. Aber die Zeitlichkeit selbst, die Mannigfaltigkeit selbst, das Leben selbst ist auf den Kampf gegründet, wird vom Kampf ernährt und muß durch den Widerspruch hindurch, um sich selber zu finden, zu verwirklichen, zu steigern. Die Einheit ist das ewige Ziel, aber der Widerspruch ist der ewige Weg.

3.

Das haben alle, die wirklich in die Tiefe des Lebens schauten, als einfache, heilige Notwendigkeit des Lebens erkannt und haben den Kampf als solchen anerkannt und bei ihrem eigenen Wirken in Rechnung gestellt. „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert", hat Jesus gesagt, und wenn er dabei auch nur an seinen geistigen Kampf gedacht hat, so eben doch an den Kampf als das Mittel, auf das auch er nicht verzichten konnte um seiner geistigen Sache willen. Und so hat er seine Worte nicht nur geformt zu mildem Rat und friedevollen Seligpreisungen, sondern hat Schwerter daraus geformt, Pfeile und Spieße, die seine Gegner durch jeden Harnisch trafen und sie so in den Harnisch brachten, daß sie ihn dafür ans Kreuz geschlagen haben.

Jedenfalls war Jesus ein Kämpfer und Held, wie nur je einer ein Kämpfer für die ihm aufgetragene Gottessache war, und wenn er seine geistige Sache durch rein geistigen Kampf zum Siege führen wollte und die Anwendung aller äußeren Gewalt für sie abgelehnt hat, so stehen wir darin mit Luther auf seiner Seite. Als wie Luther unter Hinblick auf Hus' Flammentod erklärte: „Wenn es Kunst wäre, mit Feuer Ketzer zu überwinden, so wären die Henker die gelehrtesten Doktoren auf Erden, dürften wir auch nicht mehr studieren, sondern wer den anderen mit Gewalt überwände, möchte ihn verbrennen." Aber uns interessiert ja in

diesem Zusammenhange nur dies Eine, daß auch der friedevollste der Menschensöhne sich keinen anderen Weg zum Reiche seines geistigen Friedens wußte, als den durch den geistigen Kampf hindurch. Und für diesen Kampf fordert er von seinen Freunden und von sich selbst, sobald es not sei, als den letzten und höchsten Einsatz auch das Leben selbst: „Wer sein Leben verliert, der wird es finden!"

Wenn aber selbst im Reiche des innerlichen und tiefsten Lebens, im Reiche des Religiösen „der Kampf der Vater der Dinge" und unausschaltbar ist, wie sollte er im äußerlichen Leben und Ringen als an sich verwerflich betrachtet, verurteilt und ausgeschaltet werden dürfen oder können? Es kann sich hier nur darum handeln, daß seine Formen immer mehr veredelt und seine Mittel immer mehr versittlicht, seine Quellen immer mehr gereinigt und seine Seele immer mehr geadelt werden. Ihn selber ausschalten wollen, ist Torheit und Wahn; ihn verurteilen, ist Unverständnis des Lebens selbst. Denn nur durch ihn hindurch kommt und kann das Leben zu sich selber kommen, und nur durch ihn hindurch vermag es sich zu erhalten und zu steigern in all seinen Formen und bis hin zu seiner höchsten Höhe.

Darf ich auf einen Augenblick daran erinnern, daß unser Leben als ein eigenes von uns nur erlebt werden konnte im Kampfe um sich selbst? Wir kamen in das Leben hinein ohne unseren Willen, wir lagen warmgebettet in der Wiege und an der Mutter Brust, und still und wonnig atmete unser Leben, wie das Meer atmet im Auf und Nieder seiner Wellen. So schwammen wir im Leben und würden darin verschwommen sein, ohne jemals wirklich zu uns selbst zu kommen, wenn nicht plötzlich etwas uns mit harter Hand aus dem Allgemeinen heraus und in ein Sonder- und Eigenleben hineingezwungen hätte, wenn nicht plötzlich etwas uns auf uns selbst zurückgeworfen, in den Kampf um uns selbst hineingetrieben und uns uns selber zum Bewußtsein gebracht hätte. Das war der Hunger, und der Hunger tut weh, und der Hunger war unser Feind, und durch seinen Angriff erlebten wir uns selbst, unser Ich im großen Du der Welt, und wir rangen plötzlich schreiend um unser

kleines eigenes Ich inmitten des ungeheuren Du's der Welt. Am Widerspruche also erlebten wir uns, und kämpfend suchten wir uns selber zu behaupten. So setzte das Eigenleben ein, und so blieb es.

4.

War es nun unrecht, daß wir uns selbst behaupten wollten, und unrecht, daß wir um uns selber kämpften? Dann wäre das Leben selber ein Unrecht, und wer dem Kampf als solchem das Recht bestreitet, der bestreitet dem Leben sein göttliches Recht. Das aber ist die eine, große Frage, die am Grunde jeder sittlich-religiösen Beurteilung des Krieges liegt: Ist die Selbsterhaltung sittlich und vor Gott berechtigt? Und wir antworten auf diese Frage nicht nur im allgemeinen mit ja, sondern sagen: die Selbstbehauptung ist die eine, große Leistung, die die Schöpfung vom ersten bis zum letzten Atemhauche von uns fordert. Zuerst erfolgt sie, man könnte sagen, durch Gott selbst, d. h. durch den Zwang, den er selber durch den allem Leben eingeprägten, instinktiven Drang und Lebenswillen auf uns ausübt; dann allmählich durch immer klareres eigenes Pflichtbewußtsein. Und je höher wir auf der Stufe der Entwicklung steigen, um so höher und reiner entfaltet sich in uns die Anschauung von unserem wahren Selbst, und um so klarer wählen wir die Mittel, um es zu behaupten.

Wir unterscheiden je länger, je mehr zwischen einem niederen, animalischen, sinnlich-äußeren Selbst und einem geistigen, seelischen Selbst, das jenem übergeordnet und sein Regent und Verwalter zu werden berufen ist. Auf wahrer Höhe des Lebens angelangt, werden wir selbstverständlich unser seelisches Ich als das Ausschlaggebende werten und behaupten und werden es durchzusetzen und zu erhalten versuchen, selbst um den Preis des körperlichen Lebens. Aber diesen höchsten Preis werden wir nur dann zahlen, wenn aus den Zeitumständen ein unweigerlicher Befehl an unsere Seele ergeht. So erging er einst an Jesus, so erging er an Hus und Luther. Und so ergeht er jetzt in dieser großen deutschen Not

an uns alle. Allerdings in einer ganz bestimmten Einschränkung und Besonderung.

Denn wenn schon für den einzelnen im großen und ganzen die seelische Selbsterhaltung gemeinhin die körperliche zur Voraussetzung hat, und wenn der Einsatz des körperlichen Lebens nur das letzte Mittel des Geistes ist, um sich selber in Freiheit zu behaupten, so gilt das vollends von den Völkern: sie müssen sich und ihre staatliche Kraft, Macht, Freiheit und Würde nach außen behaupten, weil sie nur auf diese Weise auch nach innen dem Reiche des Geistes zu dienen und es für die Gesamtheit zu behaupten vermögen. Denn der ganze Gang der Geschichte lehrt, daß Völker mit der äußeren stets auch die innere Freiheit verlieren und geistig entarten. Gerade so wie die einzelnen, die ihre körperliche Gesundheit verlottern lassen, auch geistig dem Niedergang zu verfallen pflegen. Gesunde Seele im gesunden Körper, freier Geist im freien Staat: das ist der schlichteste Weg zur Kraft und Selbstbehauptung für die einzelnen wie für die Völker.

Es haben sich also seelische und körperliche Selbsterhaltung gegenseitig in die Hände zu arbeiten, solange es irgend geht. Geht es nicht, so hat sich das Niedere dem Höheren zu opfern, das äußere Leben dem inneren Leben, und für ein Volk heißt das: es haben sich die waffenfähigen Männer für ihr Vaterland, für dessen Leib und dessen Seele, für dessen Würde, dessen Leben und für das Reich des Geistes zu opfern, das es in seinem geschichtlichen Leben herausgearbeitet hat und weiter herauszuarbeiten berufen ist.

Ob aber und wann ein Volk zum Kriege schreiten soll oder nicht, das läßt sich so wenig von außen her und durch einen anderen festsetzen, als wie ein anderer für mich bestimmen kann, wann ich die letzte Selbstbehauptung wählen und dem Geiste mein leibliches Leben zum Opfer darbringen soll. Das kann niemand als ich selbst nach meinem persönlichen Gewissen entscheiden. Und über den letzten Selbstbehauptungswillen eines Volkes soll und darf nur dieses selbst und niemand anderes entscheiden. Denn sonst wäre dies Volk seiner Freiheit beraubt und nicht

mehr Volk und Staat im wahren Sinne. Denn zum Begriff des Staates gehört die Freiheit der Selbstbestimmung, und wo diese fehlt, ist der Staat als solcher dahin.

5.

Mag sein, daß einmal die ganze Menschheit zu einem einzigen großen Staatengebilde sich aus- und zusammenwächst; für heute aber ist das ein Traum, und es wird wohl auch einer bleiben. Noch sondert sich die Menschheit in einzelne Staatengebilde, und einem großen, sittlichen Zwange folgend, sucht sie dabei diese Bildungen möglichst naturwüchsig, d. h. national zu gestalten, indem sie die Menschen eines und desselben Blutes zu staatlichen Körpern zusammenschließt. Ein göttlicher Zwang steht dahinter, weil Gott ja nicht Menschen „an sich" geschaffen hat, sondern Deutsche, Franzosen, Russen, Japaner wachsen und werden ließ. Es kommt uns durchaus nicht zu, dem großen Künstler dieser Welt die Schablone in die Hand zu drücken. Wir haben ihn vielmehr zu respektieren und all seine Gabe in Aufgabe zu verwandeln.

Unsere Aufgabe als Volk ist aber diese, daß wir unsere Volksart klar und kräftig zur Erscheinung bringen. Das können wir aber nur dann, wenn wir an uns als Volk glauben, wenn wir hoch von uns und unserem Volke denken. Denn schon vom einzelnen gilt: Er wird, was er von sich selber hält. Wer kein Zutrauen zu sich selber gewinnt und hat, zerfließt, geht in anderen auf und unter. Sich selbst aber verlierend, ihr Leben gewinnen können im Sinne Jesu immer nur die, die selber etwas sind, die also etwas zu verlieren haben, wobei die anderen, die Gemeinschaft der gewinnende Teil sind. Zweckloses Zerfließen ist wahrlich weder ein religiöses noch ein sittliches Ideal. Somit sind der Selbstglaube, die Selbstachtung, die wahre Selbstliebe die Voraussetzung der Selbstbehauptung.

Dieser Selbstglaube braucht wirklich keine lächerliche Selbstvergötterung und keinerlei Größenwahn zu sein. Er ist und soll tiefe Achtung vor und ernstes Pflichtgefühl gegenüber dem mir und meinem Volke von Gott verliehenen Pfunde sein. Nur wo solcher Geist lebendig ist,

leben einzelne und Völker sich selber dar, schlicht, wahrhaftig, aufrecht und erfüllen das eine, große Gottesgebot, das über allem Lebendigen steht: Erhalte dich selbst, verwirkliche dich selbst und bringe zur möglichsten Entfaltung, was an Begabungen in dir ruht!

Gilt das vom einzelnen, so gilt das vollends von der Nation. Das hat keiner mit solcher grundsätzlichen Schärfe durchdacht wie Fichte. Er hat das starke Wort geprägt: „Ein Volk kann den Hochmut gar nicht lassen, außerdem bleibt die Einheit des Begriffs gar nicht in ihm rege". Und so hoch dachte er inmitten des nationalen Jammers seines Volkes zwischen 1806 und 1813 von eben diesem seinem deutschen Volke, daß er seine berühmten Reden im Berliner Hörsaal mit den Worten schließen konnte: „Es ist daher kein Ausweg, wenn ihr versinkt, so versinkt die ganze Menschheit mit, ohne Hoffnung einer einstigen Wiederherstellung."

Man mag vor der Glut, vor der Selbstüberhebung, vor dem „Chauvinismus" eines solchen Wortes erschrecken. Man mag darüber auch mit weisem, müdem Besserwissen lächeln. Tatsache aber ist, daß nach dem Zusammenbruch von Jena im Jahre 1806 das deutsche Volk diesen alles überfliegenden Glauben an seine Weltmission brauchte, um nicht in Selbstverzweiflung sich selbst das Todesurteil zu sprechen. Und nicht minder Tatsache ist, daß auch wir Deutschen von heute in diesem ungeheuersten Kampfe, den wir je als Volk durchzuhalten die Aufgabe hatten, denselben Fichteschen und alles überfliegenden Glauben an unsere Weltaufgabe in uns lebendig machen und lebendig erhalten müssen, wenn wir uns durch die Mauer unserer Feinde hindurchhauen und Frieden, Zukunft und Leben wieder heraushauen wollen. Tatsache ist, daß immer und zu allen Zeiten nur die ihre ganze Kraft opferwillig für ihr Volk eingesetzt haben und einsetzen, die an ihr Volk glaubten und glauben.

6.

Der nationale Glaube ist die eigentliche Kraft der nationalen Selbsterhaltung. Ohne ihn sind alle Lanzen Strohhalme und alle Panzer-

schiffe totes Eisen. Der Glaube allein gibt allen Waffen Kraft und Ziel und Seele. Und der Glaube allein versittlicht, heiligt, adelt auch unseren großen deutschen Daseinskampf und macht ihn zur göttlichen Tat. Gott selber weckte den nationalen Glauben, Gott selber durchglühte unseren Willen mit der völkischen Liebe. Schuf Er uns im Augenblick der Kriegsgefahr zur lebendigen Einheit, oder schufen wir uns dazu?

Und kraft dieses unseres deutschen Glaubens vollziehen wir nun den großen Kampf um die deutsche Selbsterhaltung nicht nur um des Brotes und Handels und all der äußeren Lebensgüter willen, sondern um der Geisteswelt willen, als deren vor Gott verantwortlichen Träger gerade wir Deutschen uns innerhalb der Menschheit wissen. Das ist kein leerer Wahn. Denn sonst wären die Meister Eckehart und Martin Luther, die Herder und Goethe, Lessing und Fichte, Beethoven und Bach, Friedrich der Große, Kant und Bismarck auch ein leerer Wahn. Aber so gewiß sie die Repräsentanten der größten geistigen Wirklichkeit sind, die Abendland und Menschheit seit Jesu Tagen geboren haben, so gewiß sind wir verpflichtet, ihren Geist, den wahrhaft deutschen Geist durch die Flut der Zeiten zu tragen und das Deutsche Reich in Freiheit, Macht und Größe zu erhalten, weil ohne das Deutsche Reich der deutsche Geist keinen deutschen Leib hätte und wesenlos in den Lüften zerflattern müßte.

Die Zeit, wo wir ohne staatlichen deutschen Leib den deutschen Geist kultivieren und erhalten zu können glaubten, ist mit 1806 zusammengebrochen. Napoleons Kanonen zerschossen diesen Wahn, diesen bequem gewordenen Glauben bequem gewordener Selbstgenießer. Seit jenen Tagen sind wir von Gott selbst belehrt worden, daß der deutsche Geist des deutschen Leibes, und das heißt des Deutschen Reiches, zu seinem Bestehen bedarf. Und wenn irgendwo und irgendwann in der Weltgeschichte mit bestem Rechte ein Volk mit einem „Gott will es" zum Schwerte gegriffen hat, um sich selber zu behaupten, so haben wir Deutsche es getan in diesem uns aufgezwungenen, großen deutschen Daseinskampfe.

Und drum, ihr Deutschen, vorwärts und nicht gewankt! Gott will es, und es ist ein heiliger Krieg, den ihr für euch, für das Reich des Geistes, für die Menschheit kämpft. Denn nur als starker, freier Staat könnt ihr der Menschheit dienen. Ihr müßt euch selbst als Volk und Staat erhalten, um den deutschen Geist der Welt zu erhalten. Gott und Krieg gehören für euch in diesen eisernen Tagen zusammen wie Seele und Leib, wie Wille und Schwert!

Adolf Lobe (geb. 1860)

Das Kriegerische im Recht[1])

Die fortwährenden Kämpfe, unter denen die Jugendzeit der Germanen hinging, und zu denen sie genötigt waren, um ihr Land zu erobern und zu behaupten, erzogen sie zu einem kriegerischen Geschlecht. Ein friedliches Hirtenleben war ihnen nicht beschieden. Wie in der Religion, so kam deshalb auch in Verfassung und Recht dieser kriegerische Geist des Volkes deutlich zur Erscheinung.

Die Germanen, denen der Krieg nationaler Gottesdienst war, die im Siege die Entscheidung der Götter erblickten, denen allein der Tod in der Schlacht als ruhmvoll im Gegensatz zum „Strohtode" galt, deren Götter vornehmlich Kriegsgötter waren, mußten, da Religion und Recht ja ursprünglich eins waren, auf das Recht ihren kriegerischen Charakter einwirken lassen. Liegt ja schon in der Bezeichnung des Rechtes als „Friede" ein Hinweis auf den Gegensatz dazu, den Kampf, die Fehde, d. h. den feindlichen, unfriedfertigen Zustand, der eben durch den Friedensbruch, das „Verbrechen", wieder hervorgerufen wird. Und so ist, wie heute noch im Völkerrechte der Krieg das letzte Mittel zur Geltendmachung der Rechte und zur Herstellung des Friedens ist, auch für den einzelnen oder die Sippegenossen der Zweikampf oder die Fehde das Mittel zur Wahrung und Geltendmachung ihrer Rechte: der Prozeß, das Rechtsbewährungsverfahren wird zum Rechtsstreit. „Unser Recht verbitten wir uns mit dem Schwerte." „Die Holsten verteidigen ihr Recht mit dem Schwerte." Ja, jeder Urteilsvorschlag kann vom Umstand gescholten werden ebenso wie von der Partei, und es kommt dann zum Zweikampf zwischen demjenigen, der den Urteilsvorschlag gemacht hat, und dem, der ihn gescholten hat.

---

[1]) Das Deutsche Volkstum. Unter Mitarbeit von Dr. Hans Helmolt, Professor Dr. Alfred Kirchhoff, Professor Dr. H. A. Köstlin u. a. herausgegeben von Professor Dr. Hans Meyer. Zweite Auflage. Leipzig und Wien 1903, Bibliographisches Institut. Mit freundlicher Erlaubnis des Verlags und des Verfassers.

Schon äußerlich gelangt die Verbindung von Kampf und Recht dadurch zum Ausdruck, daß dieselbe Versammlung, die zugleich Kult- und Gerichtsversammlung war, auch die Heeresversammlung bildete. Ebenso war der Kriegsgott Ziu oder Tiu mit dem Beinamen Things der Beschützer des Rechtes und Gerichtes, und die Heerführer waren im Frieden die Richter. War aber Heeresversammlung und Gerichtsversammlung eins, so war notwendig auch Recht und Pflicht zum Erscheinen in jener gleichbedeutend mit Recht und Pflicht zum Erscheinen in dieser. Gerichtsfähig, d. h. fähig, sein Recht vor Gericht zu verfolgen, war deshalb allein der Wehrfähige, Waffenfähige, denn eben dieser nur durfte die Heeresversammlung besuchen: also nicht die Frau, nicht der Knecht, nicht der Krüppel, nicht das Kind. Erst die Wehrhaftigkeit machte „selbstmündig", und noch lange Zeit hat sich bei den Deutschen die Geschlechtsvormundschaft über die Frauen erhalten. Die Waffenfähigkeit war namentlich für den König und die Lehnsfähigkeit Erfordernis. „Der miselsüchtige (d. h. maiselsüchtige = aussätzige) Mann empfängt weder Lehen noch Erbe", und selbst der König wurde abgesetzt, wenn ihn diese Krankheit befiel. Der Volksmund hatte für diese Krankheit den Ausdruck „vom Mäuslein gebissen"; daher „Daß dich das Mäuslein beiß'!" Aus dem gleichen Grunde waren Mönche, als waffenunfähig, erbunfähig. Weil aber bei den Germanen jeder Freie wehrpflichtig war, so bestand notwendig mit der allgemeinen Wehrpflicht auch für jeden Freien die allgemeine Dingpflicht, die Pflicht, in der Gerichtsversammlung zu erscheinen.

Auch einzelne Rechtseinrichtungen gehen auf ursprünglich kriegerische Gebilde zurück oder haben sonst durch die kriegerische und kampfesfrohe Natur des Deutschen ihre Eigenart empfangen. In erster Linie ist hier das altgermanische Gefolgschaftswesen zu erwähnen, das ursprünglich eine reine kriegerische Einrichtung war.

Ferner gehört hierher ein Verhältnis, das in seiner weiteren Ausbildung sowohl nach der öffentlich-rechtlichen als auch nach der privatrechtlichen Seite von großer Bedeutung für das deutsche Rechtsleben gewor-

den ist: die Munt. Die ganze Entwicklung des deutschen Rechtes stellt sich fast als Entwicklung der Sippe und der Munt in gegenseitiger Bekämpfung der beiden dem Deutschen innewohnenden Charakterzüge dar: die genossenschaftlichen Neigungen und die herrische, kriegerische Natur kämpfen im Recht um die Vorherrschaft, und erst die gleichmäßige Berücksichtigung beider bringt einen befriedigenden Rechtszustand mit sich. Munt aber ist ihrer Bedeutung und ihrem Ursprung nach Herrschaft, Gewalt (manus = Hand) über Lebendiges und Lebloses kraft Kriegsrechtes, die unbeschränkte Gewalt des Siegers über den Besiegten, des Herrn über die Beute. Noch spät wird daher diese Munt oder Hand geradezu die „bewehrte Hand" (manus vestita) genannt, und als Gewere oder Investitur (eben von manus vestita) hat sich dann als etwas Besonderes die Gewalt über Sachen abgezweigt, während die Gewalt über Personen den ursprünglich gemeinsamen Namen der Munt beibehielt und noch jetzt in unserer Vormundschaft fortlebt. Kriegsbeute war die ursprünglichste Form des Eigentumsrechtes an Personen und Sachen. Hieran erinnern noch manche alte Formen. So mußte nach altem Recht ein Krug, wenn er unter Männern schenkungsweise gegeben wurde, mit der Spitze des Schwertes oder Speeres dargeboten werden. Mit dem Hammer geschah die Brautweihe, durch einen Hammerwurf wurde das Recht auf Grund und Boden erworben. Der Hammer, in ältester Zeit aus Stein, war als Streithammer Kriegswaffe und dem Tor geweiht. Als Zeichen der Herrschaft über Sachen dienten auch Nachbildungen der Hand, z. B. der Handschuh und die die Umgrenzung des Jagdbezirks anzeigenden Lappen. An den Handschuh erinnert noch der Ausdruck „Gantverfahren" (Konkurs), und von der Jagd stammt die Redensart her: „Durch die Lappen gehn".

Die Munt aber wurde zur Begründerin der Hausherrschaft und damit eine Einrichtung, die bald dem Sippeverband als selbständiger Herrschaftsverband gegenübertrat und mächtigen Einfluß auf das Rechtsleben gewann. So stellt sich z. B. die Entwicklung des Erbrechtes als ein Kampf der Hausherrschaft gegen die Sippe dar, der schließlich

zugunsten der Hausherrschaft, d. h. der unmittelbaren Familienangehörigen, endete. Ein Abschnitt dieses Kampfes tritt uns entgegen bei der Entscheidung der Frage, ob die Enkel neben ihren Oheimen in das Vermögen des Großvaters erben sollen. Zur Begründung einer Hausherrschaft kam es aber einmal dadurch, daß infolge der zahlreichen Kriege und Kämpfe die Besiegten in die Kriegsgefangenschaft des Siegers gelangten und damit zu seinen Knechten wurden. Die Kriegsgefangenschaft war die erste Unterwerfung unter die Munt, und sie schaffte auch den ersten Unterschied der Stände. Denn ursprünglich gab es bei den Germanen nur Freie und Unfreie, d. h. Kriegsgefangene oder deren Abkömmlinge. Aus der Kriegsgefangenschaft erklärt sich aber auch das unbeschränkte Eigentumsrecht des Herrn über Leben und Tod. Denn als Sieger hatte er das Leben des Besiegten in seiner Hand, es war ihm verfallen, und er konnte es jederzeit von ihm fordern. Vom Knechte gilt deshalb: „Er ist mein Eigen, ich mag ihn sieden oder braten". Daß auch Sachen als Kriegsbeute in gleicher Weise der ausschließlichen Herrschaftsgewalt unterlagen, sofern sie nicht gemeinschaftliche Kriegsbeute etwa der Sippe waren, ist selbstverständlich. Kriegsbeute und Jagdbeute, die gleichbedeutend sind, bilden daher auch den Ursprung des Eigentumsrechtes.

Ferner führt auch die Ehe, das zweite Mittel zur Begründung einer Hausherrschaft, auf die kriegerische Erbeutung der Frau zurück, deren rechtliche oder vielmehr rechtlose Stellung auch bei den alten Germanen nur hieraus zu erklären ist. Denn die Frau wurde durchaus als Kriegsbeute behandelt, gleich dem Knechte. Der Mann konnte über sie verfügen wie über eine Sache, sie verschenken und verkaufen; wie das Kriegsroß wurde sie als wertvollste Habe mit dem toten Manne verbrannt. Diese kriegerische Erbeutung der Frau zu Eigen- und Sonderbesitz war aber der einzige Weg, auf dem die ursprünglich auch bei den Germanen bestehende Weibergemeinschaft überwunden werden konnte. Wer ein Weib ausschließlich für sich besitzen wollte, mußte es eben außerhalb der Rechtsgenossenschaft erbeuten und rauben, und so steht am Anfang alles Ehe-

rechtes wie bei anderen Völkern niederer Kulturstufe auch bei den Germanen die Raubehe. Noch in dem Namen „Braut" hat sich die Erinnerung an diesen Ursprung erhalten, denn wie Jakob Grimm nachgewiesen hat, bedeutet „Braut" die „Fortgeführte" und geht auf sanskritisch praudhâ (von pravah = rauben) zurück. Und lange Zeit, noch im Mittelalter, war bei den Deutschen das Symbol für die eheherrliche Gewalt das Eheschwert. Der Brautlauf aber mit seinen verschiedenen Entführungsformen lebt noch jetzt bei vielen deutschen Volksstämmen als Hochzeitsbrauch fort. Die Hochzeitsfeier und der Hochzeitsschmaus haben, wie so manche andere Einrichtungen bei den Deutschen, ihren Ursprung in der Friedensfeier bei der Darbringung der Sühnopfer nach Beilegung der Fehde zwischen den Sippegenossen des Frauenräubers und den Sippegenossen der durch den Raub verletzten Sippe. So wurde die Entführungsbuße, aus der sich später das Kaufgeld entwickelte, gleich der Totschlagsbuße auch der verletzten Sippe gezahlt. Es war also, als die Raubehe verschwand, der aus ihr sich entwickelnde Brautkauf seinem Wesen nach eigentlich kein Kauf, sondern gleichsam nur eine vereinbarte Entführung mit vereinbartem Sühnegeld. Das beweist gerade die Fortdauer der an die Raubehe erinnernden Hochzeitsgebräuche. Der Abschluß dieses Vertrages über das Sühnegeld und die Heimführung aber wurde zur Verlobung. Die Eheschließung selbst erfolgte erst mit der Heimführung und der Vereinigung von Mann und Weib. Damit erst trat die Frau in die Gewalt, die Munt des Mannes. Diese aber war ursprünglich auch hier noch die gleiche wie bei der Raubehe: der Ehemann konnte die Frau züchtigen, töten, verkaufen. Er hatte die volle Munt von ihren bisherigen Gewalthabern erworben. Die Sitte, das Strumpfband zu lösen, die heute noch vielfach als Hochzeitsbrauch herrscht, erinnert noch an die Lösung aus der Munt des früheren Gewalthabers, und mit dem Ring am Finger tritt die Frau in die neue Gewalt des Ehemannes. „Ist der Finger beringt, ist die Frau bedingt". Die Eheschließung als Frauenkauf hat sich lange genug bei den Deutschen erhalten. Im 15. Jahrhundert galt der Brautkauf noch bei den Dithmarschen.

Stand aber die Frau in der Munt des Mannes, so fielen notwendig auch ihre Kinder in seine Gewalt, die ursprünglich gleich der durch Krieg und Sieg erworbenen völlig unbeschränkt war. Der Vater konnte die Kinder aussetzen, konnte sie noch unter Karl dem Großen verkaufen und töten wie die Ehefrau.

Von besonderem Einfluß waren endlich der kriegerische Geist und die Waffenfreudigkeit des deutschen Volkes auf die Wertschätzung der Stände und die Ausbildung der Standesehre. Ein Volk, von dem Tacitus erzählt, daß seine Angehörigen keine Sache, weder eine öffentliche noch eine private, anders verhandeln als in Wehr und Waffen, das im geordneten Rechtsstreite sein Recht mit der Waffe in der Hand im Zweikampf verficht, dem Wehrhaftigkeit die Voraussetzung für die Gerichtsfähigkeit überhaupt ist, und das nur im Schlachtentod einen ehrenvollen Tod erblickt, dem muß notwendig Ehre und Wehrhaftigkeit gleichbedeutend sein, dem ist „ehr- und wehrlos" ein Begriff, wie denn in der Tat diese Wortzusammenstellung oft genug wiederkehrt. So war die bürgerliche Ehre eben die Waffenehre, und wer keine Waffen trug oder tragen durfte, wem Waffen und ritterliches Gerät an sich oder zur Strafe versagt waren, der war standeslos, ehrlos, in diesem Sinne. Das waren also sebstverständlich zunächst die Unfreien, die Knechte. Aber auch später, als sich verschiedene Stände ausbildeten, war dieser Gesichtspunkt für die Wertschätzung der Stände und ihre Ehre maßgebend geblieben. Vor allem geht die im Mittelalter herrschende Auffassung von der „Unehrlichkeit" der Hirten und Schäfer auf deren unkriegerische Beschäftigung zurück. Das gleiche gilt von den Spielleuten aller Art, bei denen dann noch ihre Unseßhaftigkeit hinzukam. Wer wollte leugnen, daß diese Auffassung von der Ehre und Wertschätzung der Wehrhaftigkeit dem Deutschen noch jetzt im Blute liegt? Ist doch auch heute unfähig, im Heere zu dienen, wer ehrlose Zuchthausstrafe erlitten hat. Endlich steht auch die Ansicht, daß die Enthauptung mit dem Schwerte als ehrliche Todesstrafe im Gegensatz zum unehrlichen Henken am Galgen angesehen wurde, mit der kriegerischen Natur,

die im Enthaupten einen den Schlachtentod ähnlichen Tod erblickte, in Verbindung.

Aber etwas, das gern als urgermanisch in Anspruch genommen und mit dem alten gerichtlichen Zweikampf in Verbindung gebracht wird, das Duell, hat mit dieser kriegerischen Neigung des Deutschen nichts zu tun und ist so wenig wie sein Name eine germanische Einrichtung. Es ist vielmehr zuerst während der Jahre 1473—80 in Spanien aufgetaucht, dann zu Anfang des 16. Jahrhunderts bei den Italienern und namentlich an dem verlotterten Hofe des französischen Königs Heinrich III. heimisch geworden, in Gemeinschaft mit dem Meuchelmord, und erst von der französischen Soldateska seit dem Dreißigjährigen Kriege nach Deutschland eingeführt worden. Bei unseren englischen Vettern, die von dieser Soldateska verschont blieben, finden wir es deshalb nicht. Zur Zeit des altgermanischen Prozesses hatten auch die höchsten Stände nicht die geringste Abneigung gegen gerichtliche Verfolgung wegen Ehrverletzungen, wie zahlreiche Urkunden beweisen. Den ausländischen Ursprung unseres jetzt wohl als international anzusehenden Duells beweist außerdem noch der Umstand, daß der ganze Duellkodex, alle Formen und Gebräuche französisch sind, und daß es nicht eine Sitte des gewöhnlichen Volkes, sondern nur eine Sitte gewisser vornehmer Kreise ist. Und eben weil es nicht dem deutschen Volkstume gemäß ist, gilt bei den Deutschen im Gegensatz zu den Franzosen schon das bloße Duellieren ohne Zufügung irgendeiner Verletzung für strafbar. Dagegen ist die studentische Mensur, eine Betätigung der Freude am Waffenspiel, deutsch.

Gertrud Bäumer (geb. 1873)

Die Frauen und der Krieg[1])

Der Krieg ist der Vater von allem, der König von allem. Die einen erweist er als Götter, die anderen als Menschen; die einen macht er zu Sklaven, die anderen zu Freien. Heraklit.

Je länger der Krieg dauert, je höher die Flut der Kraft und des Schmerzes steigt, die aus nie erkannten Tiefen der Menschenseele quillt, um so ärmer werden die Worte. Die formten und brauchten wir im stillen Lauf des Alltags, für das bescheidene Maß unserer gewöhnlichen Menschenerlebnisse. Immer gewaltiger wachsen die Geschehnisse über dieses Maß hinaus, schwer und wirklich, beredt und mächtig über alle Worte. Und wir, die wir versuchen auszusprechen, was wir erleben, fühlen, daß alles nur ein Stammeln ist, etwas Blasses und Schwaches neben dem Blut und der Kraft von Heldentum, Not und Tod, Opfern und Entbehren — kleine flüchtige Schatten neben der ehernen Geschichte.

Und doch meinten wir, die große Arbeitsgemeinschaft unserer deutschen Frauenbewegung durch ein Dokument gemeinsamen Erlebens, gemeinsamen Wollens und Wirkens in dieser gewaltigen Prüfung unseres Volkes zum Ausdruck bringen zu sollen. Denn wir sind uns dessen bewußt: wie alle Ideale und Kulturbestrebungen in dieser Zeit ihre Gültigkeit und Gesundheit erweisen müssen, so werden auch unsere Ideen heute nach dem Bibelwort auf „die Worfschaufel" genommen, und was daran Spreu ist, wird unhaltbar vom Sturm verweht. Darum sind wir es unserer Sache schuldig auszusprechen, wie wir, aus dem Geist unserer Bewegung heraus, den deutschen Krieg und unsere eigenen Aufgaben darin verstehen.

Die Frauenbewegung ist ein Friedenswerk: so wie Wissenschaft und Sozialreform, Volksbildung und Kunst. Und wie diese ruht sie auf

[1]) Aus dem Kriegsjahrbuche des Bundes Deutscher Frauenvereine, mit freundlicher Erlaubnis der Verfasserin.

einer geistigen Grundlage, die breiter ist, als daß die Grenzen irgendeines einzelnen Volkes sie einschließen könnten. Sie war ihrem innersten Wesen nach ein Band internationaler Verständigung — wie alle Kultur — wie Wissenschaft, Religion, Erziehungsreform. Wie die Kulturvölker der Erde durch nichts fester und vielseitiger miteinander verbunden sind als durch ihre geistigen Schätze und Leistungen, so mußten diese große innere Entwicklung der Frauen, die Ideale, von denen sie getragen und getrieben war, als gemeinsame Frauengeschichte erlebt werden, so gut wie es eine gemeinsame Geistesgeschichte der Völker des 19. Jahrhunderts gibt. Die neuen Aufgaben, die sich die Frauen in jedem Volke gesetzt hatten, bargen in sich keinerlei Gegensatz zu den anderen Völkern, sondern nur Gemeinsames. Alle Frauen, die in diesem Aufstieg ihres Geschlechts standen, ihn an sich erfuhren oder daran arbeiteten, fühlten sich untereinander verbunden, so wie Protestanten oder Katholiken oder Sozialisten einander über die Grenzen ihres Vaterlandes hinweg verbunden fühlen. Und sie fühlten es um so mehr, je mehr sie überall für ihre Überzeugungen noch zu kämpfen hatten.

So war uns das Wort „Schwestern" für die Frauen der anderen Länder natürlich; wir freuten uns an ihren Erfolgen, uns schmerzten ihre Niederlagen und Enttäuschungen, wir gaben und nahmen Gedanken und Erfahrungen. Und indem wir das taten — das spreche ich hier nicht zum erstenmal aus —, fühlten wir um so stärker, wie sehr wir doch in unserer eigenen deutschen Art wurzelten, wie sehr in aller Gemeinsamkeit der theoretischen Grundlinien *unsere* Auffassung und Betrachtung der Frauenprobleme sich Zug um Zug abhob von der der anderen, weil sie Blut von deutschem Blut und Seele von deutscher Seele war. Im Austausch mit den anderen wurden wir uns um so tiefer und lebendiger des eigenen Wesens bewußt, wir erfuhren auf unserem Gebiet das, was man wohl die deutsche Kulturbestimmung genannt hat: den besonderen Einschlag, den in die geistige Arbeit der Welt wir Deutschen zu wirken haben. Und dieses beides: sicheres Bewußtsein der eigenen Art und Verständnis für den Wert der internationalen Mannigfaltig-

keit, in der das gleiche Streben und dieselben Ziele erscheinen, sind We-
senszüge unserer Bewegung gewesen. Und beide haben uns auf Gemein-
samkeit und friedlich-fruchtbaren Kulturverkehr mit den Frauen der
anderen Nationen hingewiesen.

Aus dieser aufbauenden Arbeit, die wir als ein gemeinsames Wer
aller Frauen der modernen Kulturwelt empfanden, reißt uns der Krieg
jäh heraus. Er stellt uns wie allen anderen großen Bewegungen deut-
schen Kulturwillens die Frage: was bedeutet Ihr jetzt, *in diesem*
Augenblick? Umringt von Feinden, überschlägt und sammelt unser
Vaterland die Mächte seiner Verteidigung. Was bedeutet Ihr im Ge-
samtaufgebot der deutschen Kraft? Gehört Ihr zu den Posten, aus denen
sich unser unsichtbarer Kriegsschatz zusammensetzt? Jetzt ist es ganz
gleichgültig, ob das, was wir geglaubt und erarbeitet haben, in irgend-
einer allgemeinen Welthinsicht etwas wert ist. Jetzt fragt es sich: *machen
die Erziehung und die Arbeit der Frauenbewegung die Frauen
fähiger* zu der riesigen Kraftprobe, die unser Volk im Augenblick zu
leisten hat? Wenn die Antwort auf diese Frage *nicht* unbedingt und
selbstverständlich „*ja*" lauten kann, so ist unsere bisherige Arbeit *gerich-
tet und erledigt*. Darüber kann es wohl nur eine Meinung geben.
Denn wenn das Zukunftsideal, an das wir glauben und für das wir ein-
treten, sich nicht als lebendige erziehliche Macht auf jeder Etappe unseres
Weges erweist, so sind wir ein tönendes Erz und eine klingende Schelle.
Niemals war wie heute für uns eine Zeit unmittelbarster Bewährung, in
der die schlagkräftigsten Worte und die folgerichtigsten Programme auf-
brennen wie Zunder und nur die einfache, leibhafte, allen Zweifeln ent-
zogene *Tat* besteht. In dieser Bedeutung gilt heute auch für uns das
uralte Wort von dem Krieg als dem Vater und König von allem, unter
dessen Gebot die Menschen sich klein oder groß, feige oder tapfer er-
weisen.

In einer kleinen Schrift aus konservativ-protestantischen Kreisen
„Deutsche Frauenarbeit in der Kriegszeit" von Eduard Freiherrn von
der Goltz wird eine Darstellung der Mobilmachung der Frauen von 1914

als daß die Grenzen irgend-
en. Sie war ihrem innersten
ständigung — wie alle Kul-
ngsreform. Wie die Kultur-
tiger miteinander verbunden
Leistungen, so mußten diese
deale, von denen sie getragen
ngeschichte erlebt werden, so
te der Völker des 19. Jahr-
) die Frauen in jedem Volke
satz zu den anderen Völkern,
die in diesem Aufstieg ihres
er daran arbeiteten, fühlten
tanten oder Katholiken oder
s Vaterlandes hinweg ver-
nehr, je mehr sie überall für
n.
ür die Frauen der anderen
Erfolgen, uns schmerzten
haben und nahmen Gedan-
aten — das spreche ich hier
m so stärker, wie sehr wir
n, wie sehr in aller Gemein-
ere Auffassung und Be-
g abhob von der der ande-
Seele von deutscher Seele
wir uns um so tiefer und
erfuhren auf unserem Ge-
bestimmung genannt hat:
Arbeit der Welt wir Deut-
res Bewußtsein der eigenen
nationalen Mannigfaltig-

mit den folgenden Worten eingeleitet: „Wenn wir es in diesen ernsten Zeiten erleben, daß nicht nur die Männer, sondern daß auch ein großer Teil unserer Frauen mobil gemacht sind, um an ihrem Teil mitzuwirken, so danken wir das nicht zum wenigsten den großen Fortschritten der Mädchenschulbildung, zugleich aber auch der Pionierarbeit christlicher Barmherzigkeit und den berechtigten Bestrebungen, der Frau im sozialen und wirtschaftlichen Leben eine bessere und selbständigere Stellung zu verschaffen. Unsere Mädchen sind es daher schon ganz anders als früher gewöhnt, sich auch außerhalb des Hauses zu betätigen und an all den Aufgaben des öffentlichen Volkswohls mitzuarbeiten. Noch die großelterliche Generation hat den ersten Anfängen dieser Entwicklung mit staunendem Befremden gegenübergestanden, und noch zu Anfang der Regierungszeit unseres jetzigen Kaisers wäre eine so allgemeine Mobilmachung auch der Frauen für vaterländische Arbeit, wie wir sie heute erleben, kaum erhofft worden. Hierfür haben unsere Diakonissen die Bahn gebrochen; dann haben viele ernste, tüchtige Frauen, auch solche, die nur von pädagogischen, wirtschaftlichen und sozialen Zielen geleitet waren, das Arbeitsfeld ausbauen helfen und erheblich erweitert."

Diese einfach anerkennenden Worte werden vielen, die in unseren Reihen verantwortlich mitarbeiten, eine freudige Bestätigung ihrer eigenen Überzeugungen sein. Nicht daß wir selbst dieser Bestätigung bedürften, um zu wissen, daß die Entwicklung des Frauenlebens in den letzten beiden Jahrzehnten unserem Vaterland zugute kommen muß. Aber es wäre bitter gewesen, wenn wir um die Anerkennung dieser Tatsache noch wieder hätten kämpfen, wenn wir jetzt immer noch hätten verteidigen müssen, was wir erstrebt und gewollt haben.

Vielleicht aber bewährt sich die Erziehung der Frauenbewegung an den Frauen nicht nur in ihrer größeren Schulung für vaterländische Arbeit; vielleicht liegt der erste, tiefste und unmittelbarste Gewinn der modernen Entwicklung noch in etwas anderem: in der gesteigerten Fähigkeit der Frauen, die Geschichte dieser Monate mitzuerleben, eins zu sein mit dem Schicksal ihres Volkes.

Das Mitgehen aller im ersten großen Entschluß in den Tagen des Ausmarschs, das kam aus seelischen Tiefen, die von keiner sozialen Bildungsarbeit erreicht werden. Das war das Aufquellen eines elementaren Zusammengehörigkeitsgefühls, über das der Verstand und sein Besitzer keine Macht hat, zu dem er nichts hinzufügen kann. Und wir fühlen uns in alle Zukunft hinein begnadet, daß wir diese Offenbarung von Lebenskräften erfuhren, die im gewöhnlichen Gleichmaß der Tage der Mutterschoß unseres Volkstums tief und geheimnisvoll in sich bewahrt. In dieser Zeit einer ganz unmittelbaren, blutvollen Hingerissenheit brauchte uns niemand zu erklären, daß der Krieg sein mußte, und warum er sein mußte. Das wußte die letzte Bauernfrau, auch wenn sie Serbien nicht von Belgien zu unterscheiden vermochte.

Aber wenn es jetzt heißt: Ausdauern — wenn die flammende Bereitschaft des Augenblicks sich in langfristige ruhige Opferglut verwandeln soll, wenn zwischen Augenblicken der hohen Stimmung Tage und Wochen sich einschieben, die von jedem Alltag nur durch drückendere Sorge und mehr Leid unterschieden sind, wenn der Schlachtentod den quellendsten Kraftspender aller Frauen — das Dasein geliebter Menschen — auf immer versiegen läßt, dann bedarf das große elementare Vaterlandsgefühl einer Stütze durch den pflichtvollen Willen. Dann heißt es, gegen die Lähmung des Wartens und Ertragens die geistige Kraft des bewußten Mitlebens der Zeitgeschichte aufzubieten. Wohl den Frauen, deren Schifflein nicht nur auf den Wogen der Zeitstimmungen treibt, hinauf- und hinuntergerissen durch Gunst oder Ungunst des Schicksals, sondern die in klarer geistiger Fühlung mit dem großen Gang unserer nationalen Politik selbst Kurs halten können, die nicht nur Getriebene, sondern Treibende sind, und sei es nur dadurch, daß sie das Notwendige ihrerseits persönlich *wollen* können. Und hier ist den Frauen ihre erweiterte Bildung, ihr gestärktes staatsbürgerliches Interesse eine unwägbare Hilfe. Es gibt heute viel mehr Frauen als sonst, die diesen Weltkrieg in all seinen politischen Zusammenhängen *verstehen* können, weil sie schon vorher politisch lebendig waren, und die für jedes „Warum?"

ihres gequälten Gefühls ein klares, bestimmtes „Deshalb!" ihrer Einsicht haben. Welch stärkeres Gegengewicht aber gegen die aufreibende Ungewißheit aller persönlichen Schicksale gibt es als den lebendigen Anteil an einer großen Sache? Für Tausende von Frauen ist es heute ein Glück, daß sie dieses Gegengewicht haben. Und für unser Volk ist es Gewinn, daß die Haltung der Frauen in weiteren Kreisen durch Verständnis gefestigt, durch gesteigertes staatsbürgerliches Bewußtsein sicherer und zuverlässiger geworden ist.

Ein Gewinn nicht nur aus Stimmungsgründen — so wichtig in jeder Hinsicht die Erhaltung der aufrechten Gesinnung ist und so schwer hier jedes kleine Plus an Besonnenheit und Standhaftigkeit wiegt. Neben der Notwendigkeit dieser inneren Festigkeit steht diesmal noch die eines planvollen, disziplinierten Handelns aller. Der Ausgang des Weltkrieges liegt ebensosehr auf wirtschaftlichem wie auf militärischem Gebiet. Die Haltung unseres ganzen Volkes daheim als Produzenten und Verbrauchers ist ein mächtiger Faktor für Gewinn und Verlust. Wären die Frauen nur noch viel besser volkswirtschaftlich erzogen, als sie es sind; hätte die Frauenbewegung sie nur noch viel wirksamer aus dem kleinen Hausfrauengesichtskreis führen und ihnen die Verkettung ihres Lebens in das Gesamtleben noch viel mehr in Fleisch und Blut übergehen lassen können, als es ihr gelungen ist! Käme nur Tausenden von Frauen nicht die weltwirtschaftliche Abhängigkeit unserer Volksernährung erst gerade jetzt zum erstenmal in den Kopf als ein fremde, unzugängliche Tatsache, mit der bewußt zu rechnen sie sich noch nicht gewöhnt haben! Hätten wir nur noch viel mehr Organisation unter den Frauen, als wir leider haben! Das sagen wir alle jetzt täglich, wenn wir versuchen, solche zweckbewußte Leitung des Verbrauchs bei der großen Masse der Frauen durchzusetzen. Und andererseits: ein Glück, daß in jeder Stadt wenigstens einige sind, die den anderen zu Führern werden können.

Das angeführte Urteil des Herrn von der Goltz hat aber darin recht, daß der augenfälligste Gewinn der modernen Entwicklung der Frau in ihrer sozialen Leistungsfähigkeit liegt. In den Frauen ist in den letzten

Jahrzehnten zweierlei gewachsen: das soziale Verantwortungsgefühl überhaupt und die Fähigkeit zu planvoller Inangriffnahme der Hilfe, zur Organisation (schade, daß es kein deutsches Wort für diese deutscheste Sache gibt). Und wenn das nicht wäre, so bedeutete die Hilfe der Frauen wenigstens in den großstädtischen Verhältnissen heute so gut wie gar nichts. Wir haben es ja erlebt, wie im Anfang des Krieges noch der alte mit dem neuen Geist weiblicher Hilfstätigkeit zu ringen hatte, wie hier und da der blinde Drang des Herzens ohne die sichere Lenkung volkswirtschaftlicher Einsicht und sozialer Überlegung in der entstehenden Massennot herumfuhr, mehr Verwirrung anrichtend als Gutes stiftend. Auch diesem Hilfsbedürfnis ist der Krieg ein großer ernster Erzieher gewesen. Unerbittlich hat er Tausenden von Frauen klar gemacht, daß die Wohlfahrtspflege der Gegenwart den geschulten, sozial gebildeten Menschen erfordert, der in Reih und Glied zu marschieren versteht. Und mit unvergänglicher Eindringlichkeit führte er alle, die an irgendeiner Stelle die Hand ans Werk legten, hinein in den vielverschlungenen Organismus des Staates unserer Zeit; Arbeitslosigkeit und Arbeitshäufung, Teuerungspanik, Preistreibereien, Massennot — in einer unendlichen Fülle von Einzelbildern zogen sie an der sozialen Helferin vorbei und enthüllten ihr Verflechtungen des Gesellschaftslebens, die sie vorher nicht beachtet hatte, aber nun in ihrer Tatsächlichkeit erkennen mußte. Alle aber, die schon irgendein Stück des Verständnisses und des Könnens mitbrachten, wurden für das Ganze zehnfach wertvoll. Hätten wir nur noch viel, viel mehr geschulte Frauenkraft für die Linderung der Kriegsnot!

An welcher Stelle, in welchem Arbeitskreis und auf welchem Arbeitsfeld die Frauen heute aber auch stehen mögen, unter ihnen wird keine sein, die nicht aus vollem Herzen die Verpflichtung unterschriebe, die mit den Worten der schon erwähnten Schrift des Freiherrn von der Goltz so heißt: „Die allgemeine Wehrpflicht der Männer wurzelte in den Landwehreinrichtungen der Freiheitskriege und vollendete ihre Organisation in den Kriegen des ersten deutschen Kaisers. Es darf heute nicht anders sein, der gegenwärtige Krieg muß auch die Frauen hinausführen

über vereinzeltes Tun oder zersplittertes Vereinswesen; er muß ihren das ihrer Natur entsprechende Feld treuer Pflichterfüllung auch für die öffentlichen und vaterländischen Interessen zuweisen. Das in diesen Monaten Gewonnene darf nicht wieder verloren gehen."

Diese Worte sind im November geschrieben. Wenn unser Kriegsjahrbuch erscheint, werden die eisernen Würfel wieder und noch einmal gefallen sein. Breiter noch als heute wird sich der Strom von Blut und Tränen ergießen, härter noch wird die Probe geworden sein, und besser noch werden wir die alte düstere Wahrheit von dem Krieg als dem König von allem gelernt haben. „Die einen macht er zu Sklaven, die anderen zu Freien." Für uns Frauen hat dieses Wort noch seine besondere Botschaft, einen eigenen tiefsten Sinn. Wir dürfen uns nicht durch diese Zeit zu Sklaven machen, durch sie innerlich unterjochen lassen. Jetzt scheint es, als ob Waffengewalt das letzte Wort in der Welt, die letzte Formel aller geschichtlichen Bewegung wäre. Deutschland ist gezwungen worden, die Früchte seiner Kulturkraft, die friedlichen Siege seines Geistes und seiner Arbeit in Wissenschaft, Technik, Handel und Gewerbe mit dem Blut seiner Männer zu verteidigen. Wir Frauen verstehen die große geschichtliche Notwendigkeit dieses Kampfes, und wir danken Gott, daß unser Vaterland das höchste unbestreitbare Recht, das es in einer solchen gigantischen Auseinandersetzung der Völker gibt, für sich hat: das Recht seiner machtvoll aufsteigenden Entwicklung, seiner Leistungen, seiner bewiesenen Fähigkeiten, das Recht dessen, dem eine Übermacht gültigste, unbestreitbarste Menschlichkeitskräfte brachlegen will. Wir haben, Bürgerinnen unseres Landes in jedem Atemzug, in diesen Monaten neben dem alten großen Wort der Antigone „nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da" — das uns oft genug Ausdruck unserer Ideale gewesen ist — ein anderes Wort verstehen gelernt, das einst in dunkle Schmerzenszeit unseres Vaterlandes wie eine finstere Pflicht hineingerufen wurde, das Wort Heinrichs von Kleist über den, der weder lieben noch hassen kann und der in die siebente, tiefste und unterste Hölle gehört. Wir deutschen Frauen sind mit jeder Liebe und jedem Haß, mit

jedem Schmerz und jeder Freude ein Teil unseres Landes. Aber wir wissen dabei, daß es unsere Aufgabe ist, mitten im Donner der Geschütze an die Heiligkeit und den Wert des Lebens zu glauben. Wir dürfen in der Vernichtung und Zerstörung um uns herum die Größe aller schaffenden und erhaltenden Kräfte des Friedens nicht vergessen. Wir dürfen uns die eigene Mission in der Welt nicht klein und gering werden lassen im Vergleich mit den Waffentaten der Männer. Je tiefer wir die Größe dieser Taten fühlen, um so höher muß uns die eigene Frauenpflicht stehen. Wenn schon so viele Tränen fließen müssen, nun, so wollen wir sorgen, daß keine fließt, die getrocknet werden könnte. Wenn schon das Leben von Tausenden hingegeben werden muß, um so schöner und größer die Aufgabe, Leben zu schützen, zu erhalten, zu pflegen. Wenn schon über tausend Soldatengräbern der Haß der Völker aufflammt, um so mehr ist not, alle Brunnen der Liebe zu erschließen.

Nie erschien uns die Kraft der deutschen Männer herrlicher als in der Todesbereitschaft dieser Schicksalsstunde.

Nie fühlten wir die eigene Bestimmung deutlicher und sicherer als in dieser großen Zeit der Bewährung.

Register



